Lewis

Überrascht von Freude

Biographie der frühen Jahre

C. S. Lewis

ÜBERRASCHT VON FREUDE

Ein Gedicht von Longfellow, Beatrix Potters »Eichhörnchen Nutkin« und ein Miniaturgarten auf einem alten Tablett – das waren die drei Marksteine in seiner Kindheit, die ihm zuerst ein Gefühl für jenes unerklärliche Verlangen gaben, das er »Freude« nennt. In diesem Buch beschreibt C. S. Lewis die Geschichte einer geistigen Wanderung, die ihn vom Glauben seiner Kindheit zum Atheismus führte und schließlich zum Christentum, das er als Freude erlebte.
In seinem Vorwort betont Dr. Lewis: »Etwas Derartiges habe ich nie zuvor geschrieben und werde wahrscheinlich auch nie wieder so etwas schreiben.«

»Dr. Lewis' Standpunkt ist eigenartig sympathisch und entwaffnend.« The Observer

»C. S. Lewis ist in bewundernswerter Weise zum Schreiben geistiger Autobiographien für den einfachen Mann begabt, denn seine außergewöhnliche Gabe ist Klarheit. Das Buch kann auf zweierlei Weise eingeordnet werden: als echte Autobiographie oder als eine Art spannender geistiger Roman, das Forschen eines Detektivs nach dem roten Faden und dem Motiv, die eine Rückkehr zum christlichen Glauben erbrachten, den er in seiner Kindheit verloren hatte.«
Sunday Times

Überrascht von Freude

Biographie der frühen Jahre

von

C. S. Lewis

R. Brockhaus Verlag Wuppertal

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel »Surprised by Joy« im Verlag Geoffrey Bles Ltd. London, 1955
Übersetzt von Dr. Hansjürgen Wille und Barbara Klau

1968
Umschlag: Harald Wever, Wuppertal
Gesamtherstellung: Breklumer Druckerei Manfred Siegel

Ich habe dieses Buch zum Teil als Antwort auf Bitten geschrieben, zu berichten, wie ich vom Atheismus zum Christentum gekommen bin, und teils um einen oder zwei Irrtümer zu berichtigen, die entstanden zu sein scheinen. Wie weit die Geschichte andere als mich angeht, hängt davon ab, in welchem Maß sie erfahren haben, was ich Freude nenne. Wenn viele sie erlebt haben, ist vielleicht eine eingehendere Untersuchung dieses Begriffs von Nutzen. Ermutigt hat mich dazu, daß ein Mensch selten das, was er für seine persönlichsten Gefühle hält, erwähnt, ohne daß jemand (oft mehrere) ruft: »Was! Das haben Sie auch gefühlt? Ich habe immer geglaubt, ich sei der einzige.«

Das Buch möchte die Geschichte meiner Bekehrung erzählen; es ist aber keine Autobiographie und erst recht keine »Confessiones« wie die des heiligen Augustins oder Rousseaus. Das bedeutet, daß die Geschichte, je weiter sie fortschreitet, um so weniger autobiographisch wird. In den ersten Kapiteln ist das Netz ziemlich weit gespannt worden, damit schon zu Beginn der eigentlichen geistigen Krise der Leser versteht, zu was für einem Menschen meine Kindheit und Jünglingszeit mich gemacht haben. Sobald das erreicht ist, beschränke ich mich strikt auf mein Thema und lasse alles aus (wie wichtig es auch nach gewöhnlichen biographischen Maßstäben erscheinen mag), was ich für unerheblich halte. Ich glaube nicht, daß das ein großer Verlust ist; ich habe noch nie eine Autobiographie gelesen, in der die Teile, die sich mit den frühen Jahren befaßten, nicht die bei weitem interessantesten waren.

Die Geschichte ist, fürchte ich, beklemmend subjektiv; ich habe so etwas noch nie geschrieben und werde es wahrscheinlich nie wieder schreiben. Ich habe versucht, das erste Kapitel so zu schreiben, daß jene, die eine solche Geschichte nicht ertragen können, sofort sehen, was sie hier erwartet, und das Buch zuklappen können und so nicht unnötige Zeit daran verschwenden.

C. S. L.

1. Die ersten Jahre

Ich wurde im Winter 1898 in Belfast als Sohn eines Anwalts und der Tochter eines Pfarrers geboren. Meine Eltern hatten nur zwei Kinder, beide Söhne, und ich war der um fast drei Jahre jüngere. Mein Vater gehörte zu der ersten Generation seiner Familie, in der es Akademiker gab. Sein Großvater war Bauer in Wales gewesen; sein Vater, ein Selfmademan, hatte als Arbeiter begonnen, war nach Irland ausgewandert und hatte sein Leben als Teilhaber der Firma Macilwaine und Lewis, »Kesselbauer, Ingenieure und Schiffsbauer« beschlossen. Meine Mutter war eine Hamilton. In ihrer Familie waren die Männer seit vielen Generationen Pfarrer, Anwälte, Seeleute und ähnliches. Ihre mütterliche Linie – sie war eine geborene Warren – ging auf einen normannischen Ritter zurück, dessen Gebeine in der Battle Abbey liegen.

Die beiden Familien, aus denen ich stamme, waren in Temperament und Herkunft gleichermaßen verschieden. Die Lewis' waren echte Waliser, sentimental, leidenschaftlich und zungenfertig, brausten leicht auf und waren dann wieder sanft; Männer, die viel lachten und viel weinten und die keine große Begabung fürs Glück hatten. Die Hamiltons waren kühler veranlagt. Sie waren kritisch und ironisch und hatten die Begabung fürs Glück in hohem Maße – gingen geradewegs darauf zu, so wie erfahrene Reisende auf den besten Platz in einem Zug zugehen. Schon von frühester Kindheit an war ich mir des starken Kontrastes zwischen meiner Mutter stiller und heiterer Liebe und dem Auf und Ab in meines Vaters Gefühlsleben bewußt, und das bewirkte in mir lange, ehe ich ihm einen Namen geben konnte, ein gewisses Mißtrauen und eine gewisse Abneigung gegen das Gefühl als etwas Störendem, Verwirrendem oder gar Gefährlichem.

Meine Eltern waren nach den Maßstäben jener Zeit und jenes Ortes belesene oder »kluge« Menschen. Meine Mutter war in ihrer Jugend eine vielverheißende Mathematikerin und B. A. des Queens College in Belfast, und ehe sie starb, unterrichtete sie mich in Französisch und Latein. Sie las leidenschaftlich gern gute Romane, und ich glaube, die von Me-

redith und Tolstoi, die ich geerbt habe, sind für sie gekauft worden. Meines Vaters Geschmack war ganz anders. Er war ein begeisterter Redner und hatte selber als junger Mann in politischen Versammlungen in England gesprochen; wenn er die Mittel gehabt hätte, wäre er gewiß Politiker geworden und, hätte es ihm sein übertriebenes Ehrgefühl nicht verwehrt, vielleicht ein erfolgreicher, denn er hatte viele der Gaben, die ein Parlamentarier früher brauchte – eine gute Erscheinung, eine volltönende Stimme, Schlagfertigkeit, Beredsamkeit und Gedächtnis. Trollopes politische Romane schätzte er sehr; in der Karriere von Phineas Finn sah er, wie ich heute glaube, seine eigenen Sehnsüchte erfüllt. Er liebte Gedichte, wenn sie rhetorisch oder pathetisch waren, oder beides; ich glaube, »Othello« war das Stück von Shakespeare, das er am meisten schätzte. Großen Genuß bereiteten ihm fast alle Schriftsteller, die Humor hatten, von Dickens bis W. W. Jacobs, und er selber war der beste Erzähler, den ich je gekannt habe, der beste jenes Typs, der die Gestalten seiner Geschichten pantomimisch darstellt. Er war immer glücklich, wenn er sich mit einem oder zwei meiner Onkel in sein Zimmer zurückziehen konnte, wo sie sich gegenseitig Anekdoten erzählten. Weder er noch meine Mutter hatten auch nur die geringste Neigung zu jener Art von Literatur, die mich in ihren Bann zog, sobald ich mir meine Bücher selber aussuchen konnte. Beide hatten nie den Zaubertönen der Märchen gelauscht. Zu Hause gab es auch kein Exemplar der Gedichte von Keats oder Shelley, und das Buch von Coleridge wurde meines Wissens nie aufgeschlagen. Wenn ich romantisch bin, meine Eltern sind nicht daran schuld. Tennyson freilich liebte mein Vater, aber den Tennyson von »*In Memoriam*« und »*Locksley Hall*«. Er hat nie von »*Lotus Eaters*« oder dem »*Morte d'Arthur*« gesprochen. Meine Mutter, erzählte man mir, hat sich überhaupt nichts aus Lyrik gemacht.

Außer guten Eltern, gutem Essen, einem Garten, in dem ich spielen konnte und der mir damals sehr groß vorkam, war da noch zweierlei, das mich beglückte. Das eine war unser Kindermädchen Lizzie Endicott, an der selbst die genaue Erinnerung keinen Makel entdecken kann – nur Freundlich-

keit, Heiterkeit und gesunden Menschenverstand. Die lächerlich vornehmen Kinder»fräulein« gab es damals noch nicht. Durch Lizzie verwurzelten wir in der ländlichen Welt von County Down und blieben dadurch frei vom Zwiespalt zweier sehr verschiedener sozialer Welten. Dem verdanke ich meine lebenslange Immunität gegen die falsche Gleichsetzung des Feinen mit dem Guten, wie es manche Leute tun. Ich kann mich noch erinnern, daß man mit Lizzie über manches scherzen konnte, was im Salon unmöglich war, und daß Lizzie soweit ein guter Mensch war, soweit jemand das überhaupt sein kann.

Das andere Beglückende war mein Bruder. Obwohl er drei Jahre älter war als ich, war es, als wären wir gleichaltrig; wir waren von Anfang an Verbündete. Dennoch waren wir sehr verschieden. Unsere ersten Bilder (und ich kann mich an keine Zeit erinnern, da wir nicht unaufhörlich zeichneten) zeigen es. Er zeichnete Schiffe, Züge und Schlachten. Ich, wenn ich ihm das nicht gerade nachmachte, das, was wir beide »Tiere in Kleidern« nannten — die vermenschlichten Tiere der Kinderbücher. Seine erste Geschichte — als der ältere ging er vor mir vom Zeichnen zum Schreiben über — hieß: »Der junge Rajah«. Er hatte Indien bereits zu »seinem Land« gemacht, während meins das Tierreich war. Ich glaube nicht, daß noch eine der Zeichnungen aus den ersten sechs Jahren meines Lebens, die ich hier beschreibe, existiert, aber ich besitze noch viele, die nicht viel später entstanden sein können. Wenn ich sie betrachte, muß ich sagen, ich hatte mehr Talent. Von meinen ersten Versuchen an konnte ich »Bewegung« zeichnen — Figuren, die aussahen, als ob sie wirklich rannten oder kämpften —, und die Perspektive stimmt. Aber nirgends, weder in meines Bruders Bildern noch in meinen, ist auch nur ein einziger Strich, der dem Gesetz einer, und sei es nur einer kruden Schönheit gehorcht. Es sind da Handlung, Komik, Erfindung, aber nicht einmal der Keim eines Gefühls für Zeichnung und eine erschreckende Unkenntnis der natürlichen Form. Bäume wirken wie Kugeln aus Watte, die auf Pfählen stecken, und nichts verrät, daß einer von uns die Form eines Blattes im Garten kannte, in dem wir fast täglich spielten.

Dieses Fehlen von Schönheit ist, wenn ich jetzt darüber nachdenke, typisch für unsere Kindheit. Keins der Bilder an den Wänden in meinem Elternhaus zog unsere Aufmerksamkeit an; es hätte sie auch nicht verdient. Wir sahen nie ein schönes Haus, stellten uns auch nicht vor, daß ein Haus schön sein könnte. Meine frühesten ästhetischen Erlebnisse waren – wenn überhaupt ästhetisch – nicht dieser Art; sie waren bereits unheilbar romantisch. Eines Tages brachte mein Bruder ins Kinderzimmer den Deckel einer Keksdose mit, den er mit Moos bedeckt und mit Zweigen und Blüten geschmückt hatte, so daß es ein Spielzeuggarten oder Spielzeugwald war. Das war meine erste Begegnung mit der Schönheit. Was der wirkliche Garten nicht vermocht hatte, der Spielzeuggarten tat es. Er machte mir die Natur bewußt – freilich nicht als ein Lagerhaus von Formen und Farben, sondern als etwas Kühles, Tauiges, Frisches, Üppiges. Ich glaube nicht, daß der Eindruck in jenem Augenblick sehr wichtig war, aber er wurde in der Erinnerung bald wichtig. Mein Leben lang wird meine Vorstellung des Paradieses etwas vom Spielzeuggarten meines Bruders haben. Und jeden Tag stand vor uns das, was wir die »Grünen Berge« nannten, die Castlereagh-Berge, die wir vom Fenster des Kinderzimmers aus sahen. Sie waren nicht sehr weit weg, aber für uns Kinder ganz unerreichbar. Sie lehrten mich die Sehnsucht, machten mich, zum Guten oder Bösen, noch ehe ich sechs Jahre alt war, zu einem begeisterten Verehrer der Blauen Blume.

Wenn ästhetische Erlebnisse selten waren, religiöse hatten wir überhaupt nicht. So mancher hat aus meinen Büchern den Eindruck gewonnen, ich sei in strengem Puritanertum erzogen worden. Aber das stimmt ganz und gar nicht. Ich lernte das Übliche, wurde zum Beten angehalten, und als ich dafür alt genug war, mußte ich regelmäßig in die Kirche gehen. Ich nahm natürlich auf, was ich hörte, aber ich kann mich nicht erinnern, daß es mich sehr bewegte. Mein Vater war alles andere als puritanisch, nach den Ansichten des 19. Jahrhunderts und der Kirche von Irland eher hochkirchlich, und sein Verhältnis zur Religion wie zur Literatur war das genaue Gegenteil von dem, das später meins wurde. Der

Zauber der Tradition und die Wortgewalt und Schönheit der Bibel und des Gebetbuchs (die ich erst ziemlich spät schätzen lernte) waren sein natürliches Entzücken, und es ließe sich wohl kaum ein ebenso intelligenter Mann finden, der sich so wenig aus Metaphysik machte wie er. Über die Religiosität meiner Mutter kann ich aus eigener Erfahrung fast nichts sagen. Jedenfalls war meine Kindheit ganz von dieser Welt. Bis auf den Spielzeuggarten und die grünen Berge war sie sogar nüchtern. Sie lebt in meiner Erinnerung als eine Zeit des eintönigen, prosaischen Glücks fort und weckt nicht jene starke Sehnsucht, mit der ich auf meine weniger glückliche Knabenzeit zurückblicke. Nicht das gefestigte Glück, sondern die vorübergehende Freude verklärt die Vergangenheit.

In diesem allgemeinen Glück gab es eine Ausnahme. Das Früheste, an das ich mich erinnern kann, ist der Schrecken böser Träume. In jenem Lebensalter ist das nichts Ungewöhnliches, dennoch scheint es mir merkwürdig, daß es in einer gehegten und geschützten Kindheit so oft ein Fenster gibt, das auf etwas kaum weniger Schlimmes als die Hölle hinaus geht. Meine bösen Träume waren von zweierlei Art: Es kamen Geister oder Insekten darin vor. Die zweiten waren die bei weitem schlimmeren. Noch heute würde ich lieber einem Geist als einer Tarantel begegnen, und noch heute bringe ich es fast fertig, meine Angst zu begründen und zu rechtfertigen. Owen Barfield sagte einmal zu mir: »Das Schlimme bei Insekten ist, daß sie wie französische Lokomotiven sind: Sie haben den ganzen technischen Krempel außen.« Der technische Krempel, das ist das Schlimme. Ihre eckigen Glieder, ihre sprunghaften Bewegungen, ihre spröden metallischen Geräusche, das alles läßt entweder an Maschinen denken, die lebendig geworden sind, oder an Leben, das zu einem Mechanismus degeneriert. Man kann hinzufügen, daß wir im Bienenstock und im Ameisenhügel das beides verwirklicht sehen, was einige von uns für unsere eigene Spezies befürchten — die Herrschaft der Frau und die Herrschaft des Kollektivs. Etwas hinsichtlich dieser Angst ist vielleicht berichtenswert. Viel später, als ich Lubbocks »*Ameisen, Bienen*

und Wespen« las, hatte ich eine kurze Zeit lang ehrliches Interesse an Insekten. Andere Studien verdrängten es bald; aber während meiner entomologischen Periode verging meine Angst fast völlig, und ich möchte beinahe glauben, eine wirklich objektive Neugier wird meist diese reinigende Wirkung haben.

Ich fürchte, die Psychologen würden sich nicht begnügen, meine Insektenängste mit etwas zu erklären, das eine schlichtere Generation als ihre Ursache diagnostizierte – ein scheußliches Bild in einem meiner Kinderbücher. Darauf stand ein winziges Kind, eine Art Däumling, auf einem Pilz und wurde von unten von einem Hirschkäfer, der viel größer war als es selbst, bedroht. Das war schlimm genug, aber es kommt noch schlimmer: Die Hörner des Käfers waren aus Pappe und auf einem Stift befestigt, der sich bewegen ließ. Und wenn man ihn von der anderen Seite aus drehte, öffneten und schlossen sich die Hörner wie eine Zange: schnipp-schnapp, schnipp-schnapp. Ich sehe es noch vor mir, während ich dieses schreibe. Wie eine sonst so kluge Frau wie meine Mutter etwas so Scheußliches im Kinderzimmer dulden konnte, ist schwer zu verstehen. Es sei denn (und mich befällt da jetzt ein Zweifel), das Bild selbst war das Produkt eines Alptraums. Aber ich glaube es nicht.

1905, als ich sieben war, kam es zu der ersten großen Veränderung in meinem Leben. Wir zogen um. Mein Vater, der, wie ich annehme, wohlhabender wurde, beschloß, das Haus, in dem ich geboren war, zu verlassen und sich ein viel größeres Haus weiter draußen, was damals auf dem Lande war, zu bauen. Das »neue Haus«, wie wir es jahrelang nannten, finde ich selbst heute noch groß; für ein Kind wirkte es weniger wie ein Haus als wie eine Stadt. Mein Vater, der sich leichter betrügen ließ als irgendjemand, den ich je kannte, wurde von der Baufirma abscheulich übers Ohr gehauen: Die Abflußrohre taugten nichts, die Schornsteine taugten nichts, und in jedem Zimmer zog es. Aber ein Kind berührt das alles nicht. Für mich war das wichtigste an dem Umzug, daß der Hintergrund meines Lebens weiter wurde. Das neue Haus ist geradezu eine Hauptfigur in meiner Geschichte. Ich bin ein

Produkt langer Flure, leerer, sonnendurchfluteter Zimmer, der Stille oben, der Mansarden, die ich allein erforschte, der fernen gurgelnden Geräusche des Wasserbehälters und der Röhren und des Windes, der unter den Dachziegeln pfiff. Und ebenso der vielen, vielen Bücher. Mein Vater kaufte alle Bücher, die er las, und trennte sich nie von einem. Im Arbeitszimmer, im Wohnzimmer, in der Garderobe, in dem großen Bücherschrank auf dem Treppenabsatz – hier sogar in zwei Reihen –, in einem Schlafzimmer waren Bücher. Bücher stapelten sich bis zu meiner Schulter in der Mansarde, wo der Wasserbehälter war. Bücher aller Arten, in denen sich die immer wieder wechselnden Interessen meiner Eltern spiegelten, lesbare und unlesbare Bücher, für ein Kind geeignete und völlig ungeeignete. Nichts war mir verboten. An den schier endlosen regnerischen Nachmittagen nahm ich einen Band nach dem anderen aus den Regalen. Ich war so sicher, immer ein neues Buch zu finden, wie ein Mann auf der Wiese sicher ist, daß er einen neuen Grashalm finden wird. Wo all diese Bücher gewesen waren, ehe wir in das neue Haus einzogen, darüber habe ich nie nachgedacht, bis ich diesen Absatz schrieb. Ich weiß es auch heute noch nicht.

Draußen war die »Aussicht«, die zweifellos die Wahl des Bauplatzes bestimmt hatte. Von unserer Haustür aus blickten wir über weite Felder nach Belfast Lough hinunter und darüber hinweg zu der langen Bergkette an der Antrim-Küste – Divis, Colin, Cake Hill. Das war damals, als England noch der Spediteur der Welt und der Lough voller Schiffe war, eine Freude für uns Jungen, vor allem für meinen Bruder. Das Heulen einer Schiffssirene bei Nacht macht mir meine ganze Kindheit wieder lebendig. Hinter dem Haus sah man, grüner, niedriger und näher als die Antrim Berge, die Holywood Hills, aber erst viel später interessierte ich mich für sie. Zunächst nahm uns die Aussicht nach Nordwesten gefangen: die langen Sommersonnenuntergänge hinter den blauen Bergen und die nach Hause fliegenden Krähen. In diese friedliche Welt brachen die Veränderungen herein.

Die erste war, daß mein Bruder in ein englisches Internat kam und so den größeren Teil des Jahres fern von mir war.

Ich erinnere mich deutlich des Jubels, wenn er in den Ferien nach Hause kam, kann mich aber nicht auf einen entsprechenden Kummer bei seinen Abreisen besinnen. Sein neues Leben änderte nichts an unserer Beziehung. Ich wurde inzwischen weiter zu Hause unterrichtet, in Latein und Französisch von meiner Mutter, in allem anderen von einer ausgezeichneten Erzieherin, Annie Harper. Für mich war diese sanfte und bescheidene kleine Dame damals ein Schreckgespenst, – sehr zu Unrecht, wie ich heute weiß. Sie war Presbyterianerin, und ein langer Vortrag, den sie mir einmal zwischen zwei Unterrichtsstunden hielt, machte mir die jenseitige Welt zum erstenmal wirklich und lebendig. Aber es war da vieles andere, über das ich mehr nachdachte. Mein wirkliches Leben – oder was die Erinnerung mir als wirkliches Leben erscheinen läßt – lebte ich mehr und mehr in der Einsamkeit. Ich hatte zwar viele Menschen, mit denen ich sprechen konnte: meine Eltern, meinen Großvater Lewis, der frühzeitig alt und taub geworden war und bei uns lebte, die Mädchen und ein dem Trunk ergebener alter Gärtner. Ich war, glaube ich, eine unerträgliche Plaudertasche. Aber Einsamkeit fand ich immer, sei es im Garten, sei es im Haus. Ich hatte jetzt lesen und schreiben gelernt; ich hatte vielerlei zu tun.

Was mich zum Schreiben trieb, war meine Unbegabtheit für alles Praktische, unter der ich immer gelitten habe. Sie kam wahrscheinlich von einem körperlichen Fehler, den mein Bruder und ich von unserem Vater geerbt haben: Wir haben im Daumen nur ein Glied. Das untere Glied ist zwar sichtbar, aber es ist nur ein Trug, denn wir können es nicht beugen. Was aber auch immer die Ursache sein mag, die Natur hat es mir versagt, etwas Handwerkliches oder dergleichen zu tun. Mit Bleistift und Feder konnte ich ganz geschickt umgehen, und ich kann mir wie jeder andere ohne Mühe meinen Schlips binden, aber mit einem Werkzeug oder einem Schläger, einem Gewehr, einem Manschettenknopf oder einem Korkenzieher werde ich einfach nicht fertig. Und das zwang mich zum Schreiben. Ich sehnte mich danach, etwas zu bauen, Schiffe, Häuser, Maschinen. Viele Pappstücke und Scheren habe ich verdorben und habe zum Schluß immer

vor Verzweiflung geweint. Als letzte Zuflucht, als *pis aller*, bot sich mir dann Geschichten schreiben; kleiner Traum von einer Welt des Glücks, in die ich eingelassen wurde. Mit einer Burg in einer Geschichte läßt sich mehr machen als mit der schönsten Burg aus Pappe, die je auf einem Tisch im Kinderzimmer gestanden hat.

Bald beschlagnahmte ich eine der Mansarden für mich und machte sie zu meinem »Studio«. Selbstgemalte oder aus den bunten Weihnachtsnummern von Zeitschriften ausgeschnittene Bilder wurden an die Wände gepinnt. Und dort bewahrte ich meinen Federhalter, mein Tintenfaß, meine Schreibhefte und meinen Malkasten auf; und dort erlebte ich, daß es kein größeres Glück für einen Menschen geben kann, als Freuden in Freiheit zu genießen. Dort schrieb ich meine ersten Geschichten, illustrierte sie und war von beidem hochbefriedigt. Sie waren ein Versuch, meine beiden literarischen Vorlieben — Tiere in Kleidern und Ritter — zu kombinieren. Ich schrieb von Rittermäusen und -kaninchen, die in voller Rüstung auszogen, nicht, um Riesen, sondern um Katzen zu erschlagen. Doch bald regte sich der Systematiker in mir. Das »Tierreich«, das in den Ferien, wenn mein Bruder zu Hause war, in Aktion trat, war ein modernes Tierreich; es mußte dort Züge und Dampfschiffe geben, wenn er sich dafür interessieren sollte. Die Folge davon war natürlich, daß das mittelalterliche Tierreich, über das ich jetzt meine Geschichten schrieb, das gleiche Land in einer früheren Epoche sein mußte, und selbstverständlich mußten die beiden Epochen richtig miteinander verbunden werden. Das führte mich vom Fabulieren zur Historiographie; ich machte mich daran, eine ausführliche Geschichte des »Tierreichs« zu schreiben. Obwohl mehr als eine Fassung dieses instruktiven Werks erhalten ist, ist es mir nie gelungen, es bis in die moderne Zeit fortzuführen. Wenn der Historiker alle Ereignisse, die geschehen sind, erfinden muß, braucht er für jedes Jahrhundert viel Zeit. Aber da ist noch etwas in der Geschichte, an das ich mich mit einem gewissen Stolz erinnere. Auf die Ritterabenteuer, die meine Geschichten füllten, wurde nur behutsam hingewiesen, und der Leser wurde gewarnt, daß es vielleicht

nur »Legenden« seien. Irgendwie – wie, das weiß der Himmel – wurde mir schon damals klar, daß ein Historiker einem epischen Stoff gegenüber eine kritische Haltung einnehmen muß.

Von der Geschichte war es nur ein Schritt zur Geographie. Bald war da eine Karte des Tierreichs – mehrere Karten sogar und alle ganz ordentlich gezeichnet. Das Tierreich mußte geographisch zu meines Bruders Indien in Beziehung gebracht werden, und Indien verließ infolgedessen seinen Platz in der wirklichen Welt. Wir machten eine Insel daraus, deren Nordküste hinter dem Himalaya entlangführte, und mein Bruder erfand sehr schnell eine Schiffahrtslinie, die dieses »Indien« mit meinem Tierreich verband. Bald war da eine ganze Welt und eine Karte dieser Welt, für die ich jede Farbe in meinem Malkasten brauchte. Und jene Teile der Welt, die wir als unser eigen betrachteten – Tierreich und Indien – wurden immer mehr mit Gestalten bevölkert.

Von den Büchern, die ich damals las, sind nur sehr wenige meinem Gedächtnis ganz entschwunden, aber nicht alle liebe ich noch heute. Conan Doyles *»Sir Nigel«*, der mich zuerst auf die Ritter brachte, noch einmal zu lesen, hat mich nicht gelockt. Und noch weniger würde ich jetzt Mark Twains *»Ein Amerikaner am Hofe König Arthurs«* lesen. Damals war es aber meine einzige Quelle für die Arthur-Geschichte; ich las das Buch nur des Romantischen wegen, das durchschimmerte, und ohne auf die vulgären Witze zu achten, die ihm entgegenstanden. Viel besser als diese beiden Bücher war E. Nesbits Trilogie, aus der vor allem *The Amulet* mir die Augen für das Altertum öffnete, den dunklen Hintergrund und Abgrund der Zeit. Ich lese es immer wieder mit Freude. *»Gulliver«* in einer ungekürzten und reich illustrierten Ausgabe war eins meiner Lieblingsbücher, und ich saß stundenlang über einem fast vollständigen alten Jahrgang des *»Punch«*, der in meines Vaters Arbeitszimmer stand. Tenniel belohnte meine Leidenschaft für Tiere in Kleidern mit seinem russischen Bären, dem englischen Löwen, dem ägyptischen Krokodil und den übrigen Tieren, während seine oberflächliche und flüchtige Behandlung der Vegetation mir meine eigenen

Unzulänglichkeiten bestätigte. Dann kamen die Bücher von Beatrix Potter, und mit ihnen endlich Schönheit.

Man kann sich denken, daß ich damals – im Alter von sechs, sieben, acht Jahren – fast völlig in meiner Imagination lebte und daß das, was ich in ihr erlebte in jenen Jahren, mir jetzt wichtiger erscheint als alles andere. Darum übergehe ich eine Ferienreise in die Normandie (an die ich mich trotzdem noch sehr deutlich erinnere) als etwas Belangloses; wenn sie aus meiner Vergangenheit gestrichen würde, wäre ich trotzdem fast genau der Mensch, der ich bin. Aber Imagination ist ein vages Wort, und ich muß da noch einiges erklären. Es kann die Welt des Träumens, des Tagträumens, der Wünsche erfüllenden Phantasie sein. Davon wußte ich mehr als genug. Ich habe mir oft ausgemalt, daß ich eine schöne Rolle spielte. Aber ich muß betonen, daß das etwas ganz anderes war als das Erfinden des Tierreichs. Das Tierreich war in diesem Sinn kein Phantasieland. Ich war nicht eine der Gestalten darin. Ich war sein Schöpfer, nicht einer, der eingelassen werden wollte. Erfindung ist etwas ganz anderes als Traum. Wenn manche den Unterschied nicht erkennen, dann darum, weil sie beides nicht erlebt haben. Jeder, der es erlebt hat, wird mich verstehen. In meinen Tagträumen übte ich mich darin, ein Narr zu sein; indem ich das Tierreich zeichnete und seine Geschichte schrieb, übte ich mich im Handwerk des Schriftstellers. Wohlgemerkt, des Schriftstellers, nicht des Dichters. Meine erfundene Welt war (für mich) interessant, voller Leben, Humor und Eigenart. Aber sie hatte nichts Poetisches, nicht einmal etwas Romantisches. Sie war erstaunlich prosaisch. Wenn wir darum das Wort Imagination in einem dritten, in dem höchsten Sinn benutzen, dann war diese erfundene Welt nicht imaginativ. Aber da waren noch manche andere Erlebnisse, und von ihnen werde ich jetzt zu berichten versuchen. Traherne und Wordsworth haben das viel besser gemacht, aber jeder muß seine eigene Geschichte erzählen.

Das erste ist die Erinnerung an eine Erinnerung. Als ich an einem Sommertag neben einem blühenden Johannisbeerstrauch stand, stieg plötzlich in mir, ohne Vorwarnung, und

als käme sie aus einer Tiefe nicht von Jahren, sondern von Jahrhunderten, die Erinnerung an jenen Morgen im alten Hause auf, als mein Bruder seinen Spielzeuggarten ins Kinderzimmer brachte. Es ist schwer, Worte zu finden, die stark genug sind, um das Gefühl wiederzugeben, das über mich kam: Miltons »gewaltige Seligkeit des Paradieses« kommt ihm ziemlich nahe. Es war natürlich ein Gefühl der Sehnsucht, aber Sehnsucht wonach? Bestimmt nicht nach dem mit Moos gefüllten Deckel einer Keksdose noch auch nur (obwohl das dabei mitspielte) nach meiner eigenen Vergangenheit. Ach, ich sehne mich zu sehr. Ach, ich begehre zu viel — und ehe ich wußte, was ich begehrte, war das Begehren vergangen, das ganze Leuchten erloschen, die Welt war wieder alltäglich oder nur aufgerührt durch ein Sehnen nach der Sehnsucht, die gerade vergangen war. Es hatte nur einen Augenblick gedauert, und in einem gewissen Sinn ist alles andere, das ich je erlebt habe, im Vergleich dazu bedeutungslos für mich gewesen.

Das zweite Aufleuchten kam durch »*Squirrel Nutkin*«, durch es allein, obwohl ich alle Bücher von Beatrix Potter liebte. Aber die übrigen waren nur unterhaltend; dies erschreckte und verwirrte. Es verwirrte mich mit dem, was ich nur als die Herbstidee bezeichnen kann. Es klingt merkwürdig, wenn man sagt, daß man sich in eine Jahreszeit zu verlieben vermag, aber so ungefähr war es, und wie zuvor war es das Erlebnis einer intensiven Sehnsucht.

Und man kehrte zu dem Buch zurück, nicht um die Sehnsucht zu stillen (das war unmöglich — wie kann jemand den Herbst besitzen?), sondern um sie wieder zu wecken. Und auch dieses Erlebnis war überraschend und von nicht abzuschätzender Bedeutung. Es war etwas ganz anderes als das gewöhnliche Leben und sogar als die gewöhnliche Freude; etwas, wie man heute sagen würde, in einer anderen Dimension.

Das dritte Aufleuchten kam durch Lyrik. Ich hatte mich in Longfellows »*Saga of King Olaf*« verliebt: verliebt auf eine oberflächliche Art, der Fabel und der kraftvollen Rhythmen wegen. Aber dann, und ganz anders als solches Vergnügen

und wie eine Stimme aus viel weiterer Ferne, kam ein Augenblick, da ich lässig in dem Buch blätterte und die ungereimte Übersetzung von Tegners »*Drapa*« fand und las:

I heard a voice that cried,
Balder the beautiful
is dead, is dead –

Ich hatte keine Ahnung, wer Balder war, aber sofort entschwebte ich in die riesige Weite des nördlichen Himmels und begehrte mit einer fast quälenden Intensität etwas, das sich nicht beschreiben läßt (außer daß es kalt, weit, streng, bleich und fern ist). Und dann, wie in den anderen Fällen, verließ mich fast im selben Augenblick die Sehnsucht wieder, und ich wünschte, ich könnte sie von neuem empfinden.

Der Leser, der diese drei Episoden uninteressant findet, braucht dieses Buch nicht weiter zu lesen, denn in gewisser Weise ist die eigentliche Geschichte meines Lebens kaum etwas anderes. Für jene, die noch bereit sind, weiterzulesen, möchte ich nur das den drei Erlebnissen Gemeinsame unterstreichen: die unbefriedigte Sehnsucht, die vielleicht selber begehrenswerter ist als jede andere Erfüllung. Ich nenne sie Freude, was hier ein technischer Ausdruck ist, der scharf von Glück und Vergnügen unterschieden werden muß. Freude (in dem Sinn, in dem ich es meine) hat ein typisches Merkmal und nur eins mit ihnen gemeinsam, nämlich daß jeder, der sie erlebt hat, sie wieder erleben möchte. Abgesehen davon und nur für sich allein betrachtet, könnte man sie vielleicht auch eine besondere Art des Unglücks oder Kummers nennen. Aber es ist etwas, das wir begehren. Ich bezweifle, daß jemand, der sie geschmeckt hat, bereit wäre, sie herzugeben, selbst wenn ihm alle Vergnügungen der Welt dafür angeboten würden. Doch die Freude steht nicht in unserer Macht, das Vergnügen dagegen oft.

Ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, ob das, wovon ich gerade gesprochen habe, vor oder nach dem großen Verlust geschehen ist, der unsere Familie traf und dem ich mich jetzt zuwenden muß. Eines Nachts hatte ich heftige Kopf- und Zahnschmerzen, und ich weinte und war betrübt, daß meine Mutter nicht zu mir kam. Aber sie war auch krank, und das

Seltsame war, es waren mehrere Ärzte in ihrem Zimmer, und man hörte Stimmen, Türen sich öffnen und schließen und ein Kommen und Gehen im ganzen Hause. Es schien Stunden zu dauern, und dann kam mein Vater weinend in mein Zimmer und versuchte mir, der ich tief erschrak, Dinge verständlich zu machen, von denen ich bis dahin noch nichts gewußt hatte. Es war tatsächlich Krebs. Die Krankheit nahm den üblichen Verlauf: eine Operation (damals ließ man den Patienten bei sich zu Hause operieren), eine scheinbare Genesung, eine Wiederkehr der Krankheit, zunehmende Schmerzen und schließlich der Tod. Mein Vater hat sich von diesem Verlust nie wieder ganz erholt.

Kinder leiden (glaube ich) nicht weniger als die Erwachsenen, aber anders. Den wirklichen Verlust hatten wir Jungen schon erlebt, ehe unsere Mutter starb. Wir verloren sie allmählich, so wie sie allmählich aus unserem Leben in die Hände von Krankenschwestern entschwand, im Fieber phantasierte, Morphiumspritzen bekam, und wie unser ganzes Leben sich in etwas Fremdes und Drohendes verwandelte, als merkwürdige Gerüche und Geräusche und trauriges Flüstern das Haus erfüllten. Das hatte zwei weitere Folgen, eine sehr böse und eine sehr gute. Es trennte uns von unserem Vater ebenso wie von unserer Mutter. Man sagt, geteiltes Leid bringe die Menschen einander näher. Ich kann nicht glauben, daß es diese Wirkung oft hat, wenn zwischen denen, die das Leid teilen, ein großer Altersunterschied besteht. Wenn ich meiner eigenen Erfahrung trauen darf, der Anblick des Leids und der Angst von Erwachsenen wirkt auf Kinder lähmend und entfremdend. Vielleicht war es unsere Schuld. Vielleicht hätten wir, wenn wir bessere Kinder gewesen wären, unserem Vater das Leiden erleichtert. Aber das haben wir bestimmt nicht getan. Seine Nerven waren nie die besten gewesen, und er hatte nie seine Gefühle in der Gewalt gehabt. Unter dem Druck der Angst wurde er unberechenbar; er tobte und handelte ungerecht. Und so verlor er durch eine besondere Grausamkeit des Schicksals ebenso wie seine Frau, ohne es zu wissen, seine Söhne. Mein Bruder und ich banden uns immer mehr und ausschließlicher aneinan-

der, wodurch das Leben erträglich wurde. Wir vertrauten nur noch einander. Ich vermute, daß wir (oder jedenfalls ich) bereits lernten, unseren Vater zu belügen. Alles, was das Haus zu einem Heim gemacht hatte, hatten wir verloren; alles, außer einer den anderen. Wir rückten täglich näher zusammen (das war das Gute) — zwei verängstigte Kinder, die sich in einer rauhen Welt aneinanderkuschelten, um sich zu wärmen.

Kummer in der Kindheit ist mit vielen anderen Leiden verquickt. Ich wurde in das Schlafzimmer geführt, in dem meine Mutter tot im Bett lag, um, wie man sagte, »sie noch einmal zu sehen«, in Wirklichkeit, wie ich sofort wußte, um »es zu sehen«. Es war da nichts, das ein Erwachsener Entstellung nennen würde — außer der totalen Entstellung, die der Tod ist. Der Kummer wurde vom Entsetzen überwältigt. Bis heute weiß ich nicht, was man meint, wenn man eine Leiche schön nennt. Der häßlichste Lebende ist ein Engel an Schönheit, verglichen mit dem schönsten Toten. Auf all das, was dann folgte, Sarg, Blumen, Leichenwagen und Begräbnis reagierte ich mit Grauen. Ich sprach sogar mit einer meiner Tanten über die Absurdität der Trauerkleider in einer Art, die den meisten Erwachsenen herzlos und altklug erschienen wäre; aber dies war unsere liebe Tante Annie, meines Onkels mütterlicherseits kanadische Frau, die fast so klug und heiter wie meine Mutter war. In dem Haß, den ich damals gegen alles Gepränge und die falsche Feierlichkeit des Begräbnisses empfand, erkenne ich heute vielleicht einen Mangel in mir, den ich nie ganz überwunden habe, einen Ekel vor allem, was öffentlich ist, allem, was zum Kollektiv gehört; die völlige Unfähigkeit, feierlich zu sein.

Manche (aber ich nicht) werden vielleicht in dem Tod meiner Mutter mein erstes religiöses Erlebnis sehen. Als man sagte, es gebe keine Hoffnung mehr für sie, erinnerte ich mich an das, was man mich gelehrt hatte: daß Gebete des Gläubigen erhört würden. Ich bemühte mich sofort durch Willenskraft um den festen Glauben, daß meine Gebete um ihre Genesung Erfolg hätten; und wie ich glaubte, erlangte ich ihn. Als sie trotzdem starb, änderte sich meine Einstellung,

und ich redete mir ein, es hätte ein Wunder geschehen müssen. Das Interessante ist, daß meine Enttäuschung keine Folgen hatte. Mein Bemühen war vergeblich gewesen, aber daran war ich gewöhnt, und ich dachte nicht mehr darüber nach. Ich glaube, die Wahrheit ist, daß der Glaube, in den ich mich hineingesteigert hatte, an sich so unreligiös war, daß sein Versagen keine religiöse Auflehnung in mir bewirken konnte. Ich hatte mich Gott – oder meiner Vorstellung von Gott – ohne Liebe, ohne Ehrfurcht, sogar ohne Angst genähert. Er mußte, so wie ich mir dieses Wunder ausmalte, weder als Retter noch als Richter erscheinen, sondern nur als Zauberer. Und wenn er getan hätte, was von ihm verlangt wurde, dann würde er – nahm ich an – einfach wieder verschwinden. Mir kam nie der Gedanke, daß der überwältigende Kontakt, um den ich mich bemüht hatte, außer der Wiederherstellung des status quo noch andere Folgen haben könnte. Ein Glaube dieser Art, scheint mir, entsteht oft in Kindern, und die Enttäuschung über ihn ist von keiner religiösen Bedeutung.

Mit dem Tode meiner Mutter verschwand alles Glück, alles Stetige und Verläßliche aus meinem Leben. Es würde noch manchen Spaß, manches Vergnügen, manche schmerzliche Wonne geben, aber nicht mehr die alte Geborgenheit. Der größte Kontinent war wie Atlantis versunken, und nur noch Meer und Inseln waren geblieben.

2. Konzentrationslager

Klapp – Klapp – Klapp – Klapp . . . Wir sitzen in einer vierrädrigen Droschke, die über das holprige Kopfsteinpflaster der Straßen von Belfast in der feuchten Dämmerung eines Septemberabends im Jahre 1908 rattert, mein Vater, mein Bruder und ich. Ich werde zum erstenmal eine Schule besuchen. Wir sind in gedrückter Stimmung. Mein Bruder, der den meisten Grund hat, es zu sein, denn er allein weiß, wohin wir fahren, zeigt seine Gefühle am wenigsten. Er ist bereits ein »alter Hase«. Mich macht die Spannung vielleicht

ein wenig munterer, aber sehr wenig. Das Wichtigste im Augenblick sind die furchtbaren Kleider, die ich habe anziehen müssen. Noch heute morgen – vor erst zwei Stunden – rannte ich in Shorts und Blazer und Sandalen umher. Jetzt schwitze und ersticke ich fast, und es juckt mich in dem dikken dunklen Tuch. Der Etonkragen erdrosselt mich fast und meine Füße schmerzen schon in den ungewohnten Stiefeln. Ich trage Knickerbockers, die am Knie zugeknöpft werden. Und von heute an werde ich jeden Abend in vierzig Wochen jeden Jahres und viele Jahre lang in meinem Fleisch den roten Abdruck dieser Knöpfe sehen, wenn ich mich ausziehe. Aber das Schlimmste von allem ist die »Melone«, die aus Eisen zu sein scheint und meinen Kopf umklammert. Ich habe von Jungen in der gleichen mißlichen Lage gelesen, die so etwas als Zeichen des Erwachsenseins begrüßten; mir ging es nicht so. Ich habe nie gefunden, daß es hübscher ist, ein Schuljunge zu sein als ein Kind, oder angenehmer, ein Mann zu sein als ein Schuljunge. Mein Bruder sprach in den Ferien nie viel über die Schule. Mein Vater, dem ich blind glaubte, stellte das Leben des Erwachsenen als eine unaufhörliche Schufterei unter der beständigen Drohung eines finanziellen Ruins dar. Damit wollte er uns nichts vormachen. Sein Temperament war so, daß, wenn er rief, wie er es häufig tat: »Bald werden wir im Armenhaus landen!« er das im Augenblick glaubte oder zumindest empfand, was er sagte. Ich nahm das alles buchstäblich und hatte die düsterste Vorstellung vom Erwachsensein. Es begann mit dem Anziehen der Schulkleidung, was ungefähr so war, als ob einem Gefangenenkleidung verpaßt würde.

Wir erreichten den Kai und gingen an Bord der alten »Fleetwood«. Nachdem wir ein paarmal stumm auf Deck auf- und abgegangen waren, verabschiedete sich mein Vater von uns. Er war tief bewegt, während ich vor allem verlegen war. Als er wieder an Land war, waren wir relativ heiter. Mein Bruder begann mir das ganze Schiff zu zeigen und erzählte mir von all den anderen Schiffen, die wir sahen. Er war ein erfahrener Reisender und ein Mann von Welt. Eine angenehme freudige Erregung überkam mich. Mir gefielen der sich

in dem öligen Wasser spiegelnde Hafen und die Steuerbordlichter, das Rasseln der Ladewinden, der warme Geruch, der durch das Oberfenster des Maschinenraums drang. Wir legten ab. Der schwarze Raum zwischen uns und dem Kai wurde größer, und ich spürte, wie die Schrauben unter mir pochten. Bald hatten wir die Lough hinter uns, und man hatte einen Salzgeschmack auf den Lippen, und die immer mehr zurückweichenden Lichter waren alles, was ich bis dahin kannte. Später, als wir uns in unseren Kojen niedergelegt hatten, kam ein Sturm auf, und mein Bruder wurde seekrank. Groteskerweise beneidete ich ihn darum. Er machte es genauso, wie es erfahrene Reisende tun. Mit großer Mühe gelang es mir, mich auch zu erbrechen, aber nur jämmerlich wenig. Ich war und bin ein unerschütterlich guter Seefahrer.

Kein Engländer wird meine ersten Eindrücke von England verstehen. Als wir an Land gingen, gegen sechs Uhr morgens, glaube ich (aber es schien Mitternacht zu sein), fand ich mich in einer Welt, auf die ich sofort mit Haß reagierte. Die Sandbänke von Lancashire sind am frühen Morgen ein trostloser Anblick. Für mich waren sie wie die Ufer des Styx. Der seltsame englische Akzent, den ich ringsum hörte, kam mir wie die Sprache von Teufeln vor, aber am schlimmsten war die englische Landschaft von Fleetwood bis Euston. Selbst heute noch finde ich, daß diese Eisenbahnlinie durch die langweiligste und garstigste Gegend der Insel führt. Aber auf ein Kind, das immer in der Nähe des Meers und hoher Berge gelebt hatte, wirkte es, wie auf einen englischen Jungen wohl Rußland wirken wird. Diese Ebene! Diese Grenzenlosigkeit! Die Meilen und Meilen einer öden Landschaft, die das Meer den Blicken entzog, die einen umschloß und erstickte! Alles war falsch: Holzzäune statt Steinmauern und Hecken, Bauernhäuser aus roten Ziegeln statt weißer Landhäuser, die Felder zu groß, und die Heuschober hatten nicht die richtige Form. Wie wahr ist das Wort aus dem Kalewala, daß in des Fremden Haus der Boden voller Höcker ist. Ich habe mich seitdem ausgesöhnt, aber damals empfand ich einen Haß gegen England, der erst nach vielen Jahren verging.

Unser Bestimmungsort war die kleine Stadt – nennen wir

sie Belsen – in Hertfordshire. »Grünes Hertfordshire«, nennt Lamb es; aber für einen in County Down aufgewachsenen Jungen war es nicht grün. Es war flaches Hertfordshire, kieselhartes Hertfordshire, das Hertfordshire der gelben Erde. Es besteht zwischen Irland und England der gleiche Klimaunterschied wie zwischen England und dem Kontinent. In Belsen gab es so viele Arten von Wetter, wie ich sie noch nie erlebt hatte; dort lernte ich bitteren Frost und beißenden Nebel kennen, sengende Hitze und schwere Gewitter. Durch die gardinenlosen Fenster des Schlafsaals sah ich zum erstenmal die gestenstische Schönheit des Vollmonds.

Als ich dorthin kam, bestand die Schule aus acht oder neun Internen und fast ebenso vielen Externen. Organisierte Spiele, bis auf endlose Schlagballspiele auf dem harten Boden des Schulhofs, hatten lange im Sterben gelegen und waren schließlich bald nach meiner Ankunft entschlafen. Gebadet wurde nur einmal wöchentlich im Badezimmer. Ich hatte schon bei meiner Mutter Lateinunterricht gehabt, als ich 1908 dorthin kam, und ich hatte noch Lateinunterricht, als ich 1910 von dort wegging, aber einen römischen Autor hatte ich nie zu Gesicht bekommen. Das einzige stimulierende Element bestand in ein paar viel gebrauchten Rohrstöcken, die am grünen Kaminsims in dem einzigen Schulzimmer hingen. Das Lehrerkollegium bestand aus dem Direktor und Besitzer (wir nannten ihn Oldie), seinem erwachsenen Sohn (Wee Wee) und einem Hilfslehrer. Die Hilfslehrer folgten einer dem anderen in schnellem Tempo; einer blieb nicht einmal eine Woche. Ein anderer wurde vor den Jungen von Oldie mit der Bemerkung entlassen, daß, wenn er nicht Theologe wäre, er ihn mit einem Fußtritt die Treppe hinunterbefördern würde. Diese seltsame Szene fand im Schlafsaal statt, wenn ich mich auch nicht erinnern kann, warum. Alle anderen Hilfslehrer, bis auf den, der nicht einmal eine Woche blieb, waren Oldie gegenüber offenbar so ehrfürchtig wie wir. Aber es kam eine Zeit, da gab es keine Hilfslehrer mehr, und Oldies jüngste Tochter unterrichtete die jüngeren Schüler. Es waren zu der Zeit nur noch fünf Interne dort, und Oldie gab schließlich seine Schule auf und versuchte sein

Glück als Seelsorger. Ich war einer der letzten Überlebenden und verließ das Schiff erst, als es unterging.

Oldie lebte in der Einsamkeit der Macht, wie ein Schiffskapitän in den Tagen der Segelschiffe. Kein Mann und keine Frau in diesem Hause sprachen mit ihm wie mit seines- oder ihresgleichen. Niemand außer Wee Wee fing überhaupt ein Gespräch mit ihm an. Bei den Mahlzeiten hatten wir Jungen Einblick in sein Familienleben. Sein Sohn saß rechts von ihm, und die beiden bekamen etwas anderes zu essen als wir. Seine Frau und die drei erwachsenen Töchter (stumm), der Hilfslehrer (stumm) und die Jungen (stumm) kauten schmatzend ihr minderwertiges Essen. Seine Frau durfte, obwohl ich glaube, sie richtete nie das Wort an Oldie, ihm so etwas wie eine Antwort geben, die Töchter – drei tragische Figuren, sommers und winters im gleichen schäbigen Schwarz, gaben nie mehr als ein fast geflüstertes »Ja, Papa« oder »Nein, Papa« von sich, wenn er, was selten vorkam, sich einmal an sie wandte. Wenige Besucher kamen ins Haus. Bier, das Oldie und Wee Wee regelmäßig zum Abendessen tranken, wurde auch dem Hilfslehrer angeboten, aber in der Erwartung, daß er es ablehnte. Wer das Angebot annahm, bekam sein Bier, wurde aber ein paar Augenblicke später mit der bissig-ironischen Frage: »Möchten Sie vielleicht noch etwas Bier?« darüber belehrt, daß ihm das eigentlich nicht zustand. Mr. N., der Witz hatte, antwortete seelenruhig: »Vielen Dank, Mr. C. Ich glaube, ja.« Er war es, der nicht einmal bis zum Ende der ersten Woche blieb. Und der Rest jenes Tages war für uns Jungen die Hölle.

Ich selbst war so etwas wie ein Schoßkind oder Maskottchen von Oldie – eine Stellung, die ich, ich schwöre es, nie gesucht hatte und deren Vorteile rein negativ waren. Selbst mein Bruder war nicht eins seiner Lieblingsopfer, und er hatte seine Lieblingsopfer, Jungen, die ihm nichts recht machen konnten. Ich habe es erlebt, wie Oldie nach dem Frühstück ins Schulzimmer kam, die Augen umherschweifen ließ und dann sagte: »Ach, da bist du ja, Rees, du furchtbarer Junge. Wenn ich nicht so müde wäre, würde ich dir heute nachmittag eine tüchtige Abreibung geben.« Er war nicht

wütend, aber es war auch kein Scherz. Er war ein großer bärtiger Mann mit vollen Lippen wie ein Assyrerkönig auf einem Denkmal, unendlich stark und körperlich schmutzig. Jeder redet heute von Sadismus, aber ich bezweifle, daß seine Grausamkeit erotisch bedingt war. Ich habe es damals schon halb erraten und glaube jetzt klar zu sehen, was all seine Prügelknaben gemeinsam hatten. Es waren die Jungen, die aus einer niedrigeren sozialen Schicht kamen, die Jungen mit vulgärem Akzent. Armer P. – lieber, anständiger, hart arbeitender, freundlicher, ehrlich frommer P. –, er wurde unaufhörlich verprügelt, und zwar wegen eines einzigen Vergehens, glaube ich jetzt, daß er nämlich der Sohn eines Dentisten war. Ich habe gesehen, wie Oldie den Jungen am einen Ende des Schulzimmers sich bücken ließ und ihn dann bei jedem Schlag durch das ganze Zimmer jagte. Aber P. war durch unzählige Prügel abgehärtet, und nie kam ein Schmerzenslaut aus seinem Munde, bis gegen Ende der Marter ein Laut zu hören war, der gar nicht menschlich klang. Dieser seltsame, krächzende oder rasselnde Schrei und die grauen Gesichter all der anderen Jungen und ihr Schweigen, das dem eines Toten glich, gehören zu den Erinnerungen, die ich gern missen möchte. (Jene Züchtigung war die Strafe für einen Fehler in einer Geometriearbeit.)

Das Merkwürdige ist, daß wir trotz all dieser Grausamkeit überraschend wenig arbeiteten. Zum Teil kam das vielleicht daher, daß die Grausamkeit irrational und unvorhersehbar war, aber zum Teil auch durch die sonderbaren Lehrmethoden. Außer in Geometrie (die er wirklich liebte), unterrichtete einen Oldie eigentlich überhaupt nicht. Er rief die Schüler auf und stellte Fragen. Wenn die Antworten unbefriedigend waren, sagte er mit leiser, ruhiger Stimme: »Bring mir meinen Stock. Ich sehe, ich werde ihn brauchen.« Wenn ein Junge zu stottern anfing, schlug Oldie auf den Tisch und brüllte: »Denke – denke – denke!« Dann murmelte er als Vorspiel für die Exekution: »Komm her. Komm her. Komm her.« Wenn er wirklich wütend war, machte er noch allerlei Faxen, bohrte sich mit dem kleinen Finger das Schmalz aus den Ohren und babbelte: »Au, au, au . . .« Ich habe ihn auf-

springen und wie einen Tanzbär herumtanzen sehen. Unterdessen stellten uns fast flüsternd Wee Wee oder der Hilfslehrer oder (später) Oldies jüngste Tochter Fragen an einem anderen Tisch. »Stunden« dieser Art dauerten nie sehr lange: was fing man mit den Jungen in der noch verbleibenden Zeit an? Oldie hatte entschieden, sie könnten, was für ihn das Bequemste war, Rechenaufgaben lösen. Und auch wenn man um neun Uhr in das Schulzimmer kam, holte man seine Schiefertafel heraus und begann zu rechnen. Dann wurde man aufgerufen, um eine Lektion aufzusagen. Wenn man damit fertig war, setzte man sich wieder und rechnete weiter – und so fort. Alle die anderen Wissensgebiete erschienen so als (meist felsige und gefährliche) Inseln.

Am Ende des Vormittags mußte man sagen, wie viele Rechenaufgaben man gelöst hatte, und es war nicht ratsam, zu lügen. Aber sie wurden nur flüchtig durchgesehen, und die Fehler wurden einem kaum erklärt. Mein Bruder – ich habe schon gesagt, daß er bereits ein Mann von Welt war –, fand bald die richtige Lösung. Er verkündete jeden Morgen wahrheitsgemäß, daß er fünf Rechenaufgaben gemacht habe, aber er fügte nicht hinzu, daß es jeden Tag die gleichen fünf waren. Es wäre interessant zu wissen, wieviele tausend Male er sie gemacht hat.

Ich könnte noch viele Seiten lang Oldie schildern; manches von dem Schlimmsten habe ich noch nicht gesagt, aber vielleicht wäre es gemein, das zu tun, und es ist bestimmt nicht notwendig. Ein Gutes kann ich von ihm berichten. Von Gewissensbissen getrieben, gestand ein Junge ihm einmal eine Lüge, die sonst nie herausgekommen wäre. Der Menschenfresser war gerührt. Er klopfte dem verängstigten Jungen auf den Rücken und sagte nur: »Bleib immer bei der Wahrheit!« Ich kann auch sagen, obwohl sein Geometrieunterricht grausam war, daß er uns viel beibrachte. Er zwang uns nachzudenken, und ich bin noch heute für diese Stunden dankbar. Im übrigen gibt es wahrscheinlich eine Erklärung für sein Verhalten, die es verzeihlicher macht. Jahre später lernte mein Bruder einen Mann kennen, der im Haus neben Oldies Schule aufgewachsen war. Jener Mann und seine Familie und

(glaube ich) die Nachbarn im allgemeinen hielten Oldie für verrückt. Vielleicht hatten sie recht. Und wenn er es erst damals geworden wäre, würde das etwas erklären, was mich beunruhigt. In seiner Schule lernten, wie ich wußte, die meisten Jungen nichts, und kein Junge lernte viel, aber Oldie konnte sich rühmen, daß viele seiner Schüler später Stipendien bekommen hatten. Seine Schule kann also nicht immer ein solcher Trug gewesen sein wie zu unserer Zeit.

Man mag vielleicht fragen, wieso unser Vater uns gerade dorthin geschickt hat. Gewiß nicht, weil er seine Wahl leichtfertig getroffen hatte. Die noch erhaltene Korrespondenz zeigt, daß er viele andere Schulen in Erwägung gezogen hatte, ehe er sich für Oldies entschied, und ich kenne ihn gut genug, um überzeugt zu sein, daß er sich nicht von seinem ersten Gedanken leiten ließ (der wahrscheinlich der richtige war), nicht einmal von seinem einundzwanzigsten (der zumindest begreiflich gewesen wäre). Zweifellos hätte er bis zu seinem hundertsten Gedanken weiter überlegt (und der wäre bestimmt falsch gewesen). So geht es immer mit den Überlegungen eines schlichten Mannes, der glaubt, gewitzt zu sein. Mein Vater war stolz auf das, was er »zwischen den Zeilen lesen« nannte. Die klar zutage liegende Bedeutung einer Tatsache oder eines Dokuments war immer verdächtig: die wahre, die innere Bedeutung, die niemand außer ihm sah, war, ohne daß es ihm bewußt wurde, ein Geschöpf seiner üppigen Phantasie. Während er glaubte, Oldies Prospekt zu interpretieren, malte er sich in seinem Inneren ein ganz anderes Bild der Schule aus. Und das bestimmt mit äußerster Gewissenhaftigkeit und nicht ohne Pein. Man hätte vielleicht erwarten können, daß sein Bild von dem wirklichen Bild, das wir schildern mußten, nachdem wir in Belsen unsere ersten Erfahrungen gesammelt hatten, ad absurdum geführt worden wäre. Aber das geschah nicht. Ich glaube, es geschieht selten. Wenn die Eltern jeder Generation immer oder zumindest oft wüßten, was wirklich in den Schulen ihrer Söhne vorgeht, würde die Geschichte des Schulwesens anders aussehen. Jedenfalls gelang es meinem Bruder und mir nicht, unserem Vater die Wahrheit einzuhämmern. Erstens (und das

wird später noch klarer werden) war er ein Mann, dem sich schwer etwas berichten ließ. Er war geistig zu aktiv, um ein guter Zuhörer zu sein. Was er gehört zu haben glaubte, war nie genau das, was man gesagt hatte. Wir gaben uns nicht einmal große Mühe. Wie andere Kinder hatten wir keine Vergleichsmöglichkeiten. Wir glaubten, in allen Schulen herrsche das gleiche Elend wie in Belsen. Außerdem verschloß uns die Eitelkeit den Mund. Ein Junge, der aus der Schule nach Hause kommt, schneidet gern auf (zumal in der ersten Woche, in der einen die Ferien noch eine Ewigkeit dünken). Er schildert seinen Lehrer lieber als Witzbold denn als Unmenschen. Er würde es hassen, für einen Feigling und eine Heulsuse gehalten zu werden, und er kann nicht das wahre Bild seines Konzentrationslagers zeichnen, ohne sich selber einzugestehen, daß er in den letzten dreizehn Wochen ein bleicher, zitternder, verheulter, kriecherischer Sklave gewesen ist. Wir alle zeigen gern die in der Schlacht erhaltenen Narben, die Wunden des *ergastulum* dagegen weniger gern. Man darf meinen Vater nicht für die vergeudeten und elenden Jahre bei Oldie verantwortlich machen, und jetzt werde ich, um mit Dante zu reden, »von dem Guten berichten, das ich dort fand«.

Erstens lernte ich, wenn nicht Freundschaft, so doch wenigstens Kameradschaft kennen. Als mein Bruder in das Internat kam, hatten die einen die anderen tyrannisiert. In den ersten Tertialen hatte ich meines Bruders Schutz (dann ging er in ein anderes Internat, das wir Wyvern nennen wollen), aber ich bezweifle, daß das notwendig war. Während der letzten Jahre, in denen es mit der Schule bergab ging, waren wir zu wenige und zu schlecht behandelte Interne, um uns auch gegenseitig das Leben noch schwer zu machen. Und nach einer gewissen Zeit kamen keine neuen mehr hin. Wir hatten unsere Zänkereien, die uns damals recht ernst erschienen, aber schon lange, ehe die Schule einging, kannten wir einander viel zu gut und hatten zu viel gemeinsam gelitten, und das machte uns zu Kameraden. Darum, glaube ich, hat Belsen mir im Laufe der Jahre nur sehr wenig angetan. Keine Unterdrückung von oben ist für einen Jungen so furchtbar

wie die von seinen Kameraden. Wir haben viele schöne Stunden allein zusammen verbracht, wir fünf übriggebliebenen Internen. Daß man die organisierten Spiele einstellte, war damals ein großer Segen für uns, obwohl dieser Sport als Vorbereitung auf das Leben in der Public School, für das die meisten von uns bestimmt waren, wichtig gewesen wäre. Wenn wir mal einen Tag frei hatten, durften wir ohne Aufsicht spazierengehen. Wir gingen freilich nicht weit. Wir kauften uns in verschlafenen Dorfläden Süßigkeiten und schlenderten am Kanalufer entlang oder setzten uns oben an den Rand eines Bahndamms und beobachteten die Züge, die aus dem Tunnel herauskamen oder hineinfuhren. Hertfordshire kam uns nicht mehr so hassenswert vor. Unsere Unterhaltung beschränkte sich nicht auf das schmale Gebiet, das ältere Schüler interessiert; wir hatten noch die Neugier von Kindern. Ich kann mich sogar erinnern, daß ich in jener Zeit zum erstenmal an einer Diskussion über Metaphysik teilnahm. Wir debattierten darüber, ob die Zukunft eine Linie sei, die man nicht sehen kann, oder eine Linie, die erst gezogen werden muß. Ich habe vergessen, welcher Ansicht ich war, wenn ich auch noch weiß, daß ich sie mit großem Eifer verfocht. Und immer gab es das, was Chesterton »das langsame Reifen alter Scherze« nennt.

Der Leser wird bemerken, daß mir hier in der Schule Ähnliches widerfuhr wie daheim. Zu Hause hatte das Schwere, das wir erlebt hatten, meinen Bruder und mich näher zueinander geführt. Hier, wo es immer schrecklich war, hatten die Furcht vor Oldie und der Haß auf ihn die gleiche Wirkung auf uns alle. Oldies Schule war in gewisser Weise der des Dr. Grimstone in *Vice Versa* sehr ähnlich, aber anders als bei Dr. Grimstone gab es hier keinen Petzer. Wir standen wie ein Mann gegen den gemeinsamen Feind. Ich nehme an, daß das, was ich zweimal und so früh in meinem Leben durchmachte, meine ganze Einstellung zum Leben sehr stark beeinflußt hat. Bis zum heutigen Tage sehe ich die Welt als etwas, in dem »wir zwei« oder »wir wenigen« (und in einem gewissen Sinn »wir glücklichen wenigen«) gegen etwas Stärkeres und Größeres zusammenstehen. Englands Lage 1940 war für mich

nicht überraschend; genau das hatte ich von jeher erwartet. Da Freundschaft immer die Hauptquelle meines Glücks gewesen ist, Bekanntschaften oder Gesellschaft mir immer wenig bedeutet haben, kann ich nicht ganz verstehen, warum ein Mensch mehr Menschen kennenlernen möchte, als er sich zu wirklichen Freunden machen kann. Daher auch mein sehr geringes, vielleicht sträflich geringes Interesse an großen unpersönlichen Bewegungen und Strömungen und dergleichen. Das in mir durch einen Kampf (ob in einer Geschichte oder in Wirklichkeit) geweckte Interesse steht fast immer im umgekehrten Verhältnis zur Zahl der Kämpfer.

Auch in einer anderen Weise wiederholte sich in Oldies Schule, was ich zu Hause erlebt hatte. Seine Frau starb während des Tertials. Er wurde durch den Verlust noch schlimmer als vorher; so schlimm, daß Wee Wee sich für ihn gleichsam bei den Jungen entschuldigte. Man wird sich erinnern, daß ich bereits gelernt hatte, Gefühle zu fürchten und zu hassen; hier war ein neuer Grund, es zu tun.

Aber ich habe das Wichtigste noch nicht erwähnt, das mir bei Oldie widerfuhr. Dort wurde ich zum erstenmal wirklich gläubig. Soweit ich weiß, war das Werkzeug die Kirche, in die wir jeden Sonntag zweimal geführt wurden. Es war eine anglikanische Kirche. Mit dem Verstand war ich sehr gegen ihre Eigenheiten — war ich nicht Protestant, und waren nicht diese mir nicht vertrauten Rituale ein wesentlicher Teil der verhaßten englischen Atmosphäre? Ohne daß es mir bewußt wurde, haben wohl die Kerzen und der Weihrauch, die Gewänder und die Choräle, die wir kniend sangen, eine beträchtliche und entgegengesetzte Wirkung gehabt. Aber ich glaube nicht, daß sie *das* Wichtige waren. Was wirklich ins Gewicht fiel, war, daß ich hier die christliche Lehre hörte (so ganz anders als die übliche Erbauung), von Männern gelehrt, die offenbar an sie glaubten. Da ich nicht skeptisch war, wurde durch sie das in mir lebendig, woran ich im Grunde schon glaubte. In diesem Erlebnis spielte die Angst eine große Rolle. Ich glaube, eine nützliche oder sogar notwendige Angst. Aber wenn ich in meinen Büchern zu viel von der Hölle gesprochen habe, und wenn die Kritiker eine historische Erklärung

dafür haben möchten, dürfen sie nicht in dem angeblichen Puritanismus meiner Kindheit in Ulster, sondern sie müssen im Anglikanismus der Kirche in Belsen danach suchen. Ich fürchtete für meine Seele, zumal in manchen hellen Mondnächten in dem vorhanglosen Schlafsaal – noch heute höre ich das Atmen der anderen Jungen im Schlaf. Die Wirkung, soweit ich das beurteilen kann, war nur günstig. Ich begann ernstlich zu beten, meine Bibel zu lesen und mich zu bemühen, meinem Gewissen zu gehorchen. Religion gehörte zu den Themen, die wir oft diskutierten, in einer, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, nicht überspannten, sondern förderlichen Art. Wir diskutierten mit großem Ernst, ohne Hysterie und ohne die Schamhaftigkeit älterer Jungen. Wie ich mich von diesem Anfang wieder löste, davon später.

Für die Bildung meines Intellekts war die Zeit, die ich bei Oldie verbrachte, fast völlig vergeudet; wäre die Schule nicht eingegangen, wäre ich noch zwei Jahre dort geblieben, dann wäre ich wahrscheinlich nie Wissenschaftler geworden. Geometrie und ein paar Seiten in *West's English Grammar* (aber selbst die, glaube ich, fand ich allein) sind die einzigen Posten auf der Haben-Seite. Im übrigen ist alles, was aus dem Meer der Zahlen aufsteigt, ein Gewirr von Daten, Schlachten, Exporten, Importen und dergleichen, das man schon im selben Augenblick, in dem man es lernte, vergessen hatte und das, hätte man es behalten, völlig nutzlos gewesen wäre. Auch mit meinem Phantasie-Leben ging es bergab. Viele Jahre war die Freude (so wie ich sie definiert habe) nicht nur abwesend, sondern vergessen. Ich las nur noch Schund. Aber da es in der Schule keine Bücherei gab, kann man Oldie nicht die Schuld daran geben. Ich las alberne Schulgeschichten. Das Vergnügen dabei war nur eine Illusion; es war, als erlebte man selber die Triumphe des Helden. Wenn ein Junge von Kinderbüchern zu Schulgeschichten übergeht, geht er hinunter und nicht hinauf. *Peter Rabbit* gefällt einer unparteiischen Phantasie, denn das Kind will kein Kaninchen sein, obwohl es vielleicht gern so tut, als sei es ein Kaninchen, so wie es später vielleicht Hamlet spielen möchte; aber die Geschichte des alles andere als vielversprechenden Jungen, der Kapitän

der Fußballmannschaft wird, soll eben seinen Ehrgeiz stärken. Geschmack fand ich auch an allen Romanen über die antike Welt, deren ich habhaft werden konnte: *Quo Vadis, Darkness and Dawn, Die Gladiatoren, Ben Hur.* Man könnte denken, das hätte etwas mit meinem neuen Interesse für die Religion zu tun gehabt. Aber ich glaube das nicht. In vielen dieser Geschichten kamen die ersten Christen vor, doch sie waren nicht das, worauf ich aus war. Mich fesselten Sandalen, Tempel, Togen, Sklaven, Kaiser, Galeeren, Amphitheater; es war ein erotischer Reiz, wie ich jetzt weiß, aber ein morbider. Und literarisch betrachtet, waren es meist recht schlechte Bücher. Was mich länger in seinen Bann zog und was ich zur gleichen Zeit las, war das Werk von Rider Haggard und ebenso die Sciencefiction von H. G. Wells. Die Vorstellung anderer Planeten übte auf mich damals eine besondere, starke Anziehungskraft aus; dies war etwas ganz anderes als das, was mich sonst literarisch interessierte. Ganz bestimmt war es nicht der romantische Zauber der Ferne. »Freude«, in meinem Sinne kam nie vom Mars oder vom Mond. Dies hier war derber und stärker. Es war wie eine Sucht. Mir ist das als ein Zeichen erschienen, daß das Interesse dafür psychologisch, nicht religiös ist; es schreit wahrscheinlich geradezu nach einer psychoanalytischen Deutung. Ich darf vielleicht hinzufügen, daß meine eigenen Planetenromane nicht so sehr die Befriedigung dieser leidenschaftlichen Neugier wie ihre Austreibung gewesen sind. Und die Austreibung glückte dadurch, daß ich die Neugier mit dem anderen, dem schwerer zu fassenden und wirklich imaginativen Impuls versöhnte oder ihm unterwarf. Daß das gewöhnliche Interesse an Sciencefiction eine Sache für Psychoanalytiker ist, kommt daher, daß alle, die sie lieben, sie mit einer wahren Gier lieben, und ebenso daher, daß die, die sie nicht lieben, oft von ihr angewidert werden. Der Ekel der einen hat die gleiche derbe Stärke wie das faszinierte Interesse der anderen und ist ebenso verräterisch.

So viel von Oldie; aber das Jahr bestand nicht nur aus Schule. Das Leben in einem abscheulichen Internat ist dadurch eine gute Vorbereitung auf das christliche Leben, daß es einen

lehrt, durch die Hoffnung zu leben. Im gewissen Sinn sogar durch Glauben. Denn am Beginn jedes Tertials sind Zuhause und die Ferien so weit weg, daß es genau so schwer ist, sie sich vorzustellen, wie den Himmel. Mit den augenblicklichen Schrecken konfrontiert, sind sie beide jämmerlich unwirklich. Die morgige Geometriestunde läßt das ferne Ende des Tertials ebenso im Dunkel versinken wie die morgige Operation die Hoffnung auf das Paradies. Und dennoch geschah Tertial für Tertial das Unglaubliche. Phantastische und astronomische Zahlen wie »heute in sechs Wochen« schrumpften zu greifbaren Zahlen wie »heute in einer Woche« und dann zum »morgen um diese Zeit«. Und die fast übernatürliche Wonne des letzten Tages trat pünktlich ein. Es war eine Wonne, die einem geradezu den Atem verschlug. Freilich hatte das eine greuliche und ebenso bedeutsame Kehrseite. In der ersten Ferienwoche gestanden wir uns vielleicht ein, daß die Zeit kam, da wir wieder in die Schule mußten – so wie ein gesunder junger Mann in Friedenszeiten sich darüber klar ist, daß er einmal sterben wird. Aber wie er konnten wir nicht einmal durch das grimmigste *Memento mori* es klar erkennen. Und auch da geschah jedesmal das Unglaubliche. Der grinsende Totenkopf spähte schließlich durch alle Verkleidungen; die letzte Stunde, die wir mit allen Tricks unseres Willens und unserer Phantasie in Schach gehalten hatten, kam schließlich. Und wieder waren da die Melone, der Etonkragen und die Knickerbocker und, klapp, klapp, klapp, die abendliche Fahrt zum Kai. Ich glaube allen Ernstes, daß das Leben im Glauben mir durch diese Erinnerungen leichter wird. In heiteren und guten Tagen daran zu denken, daß ich sterben und verwesen muß, oder zu denken, daß eines Tages das ganze Universum untergehen und zu einer Erinnerung werden wird (so wie Oldie dreimal im Jahr einem aus dem Gedächtnis entschwand und mit ihm die Rohrstöcke und das widerliche Essen, die stinkende Toilette und die kalten Betten), das fällt uns leichter, wenn wir so etwas schon einmal erlebt haben. Wir haben gelernt, Gegenwärtiges nicht für bare Münze zu nehmen.

Bei dem Versuch, einen Bericht über unser Leben zu Hause

in jener Zeit zu geben, kommen mir Zweifel hinsichtlich der Chronologie. Schulangelegenheiten können durch noch vorhandene Akten einigermaßen genau datiert werden, aber das sich langsam entfaltende Familienleben nicht. Die leichte Entfremdung von unserem Vater nahm unmerklich zu. Teils war das niemandes Schuld, aber zu einem sehr großen Teil unsere. Ein temperamentvoller Witwer, der immer noch unter dem Tod seiner Frau leidet, muß wirklich ein sehr guter und weiser Mann sein, wenn er in der Erziehung zweier lauter und manche Missetaten verübender Schuljungen, die sich nur gegenseitig, aber nicht ihm vertrauen, keine Fehler macht. Und meines Vaters gute Eigenschaften ebenso wie seine Schwächen machten ihn für die Aufgabe ungeeignet. Er war viel zu männlich und großzügig, um ein Kind nur aus Ärger zu schlagen, und er war auch zu impulsiv, um ein Kind kaltblütig und aus Prinzip zu bestrafen. Er verließ sich darum auf seine Zunge als das Instrument häuslicher Disziplin. Und hier wirkte die fatale Neigung zum Dramatischen und Rhetorischen (ich spreche um so unbefangener davon, weil ich sie geerbt habe) rührend und doch komisch. Wenn er den Mund aufmachte, um uns zu rügen, wollte er zweifellos nur kurz an unsere Vernunft und unser Gewissen appellieren. Aber ach, er hatte in der Öffentlichkeit gesprochen – lange, ehe er Vater wurde. Er war viele Jahre Staatsanwalt gewesen. Er berauschte sich an Worten. Was wirklich geschah, war, daß ein kleiner Junge, der in Hausschuhen durch feuchtes Gras gegangen war oder ein Badezimmer unaufgeräumt verlassen hatte, so angegriffen wurde, wie Cicero Catilina angegriffen hatte; ein Gleichnis folgte dem anderen, eine rhetorische Frage der anderen, das Auge des Redners blitzte, und die Braue des Redners hob sich bedrohlich, und dann die Gesten, der Tonfall, die Pausen! Das Gefährlichste waren vielleicht die Pausen. Eine war so lang, daß mein Bruder in seiner Unschuld vermutete, die Strafpredigt sei beendet, demütig sein Buch in die Hand nahm und in seiner Lektüre fortfuhr, etwas, das mein Vater (der sich in der Pause nur um anderthalb Sekunden verrechnet hatte) begreiflicherweise für eine kalte beabsichtigte Frechheit hielt. Das lächerliche Mißverhältnis zwi-

schen solchen Tiraden und den Anlässen erinnert mich an den Advokaten bei Martial, der über die Schurken der römischen Geschichte wettert, statt »auf besagten Hammel zurückzukommen«.

Während mein armer Vater sprach, vergaß er nicht nur das Vergehen, sondern auch die Fassungskraft seiner Zuhörer. Alle Quellen seines gewaltigen Vokabulars sprudelten . . . Unklüger hätte er kaum vorgehen können. Bis zu einem gewissen Alter erfüllten diese Invektiven mich mit unendlicher Angst und Verzweiflung. Aus dem Gestrüpp der Adjektive und dem Chaos des Unverständlichen tauchten Gedanken auf, die ich glaubte nur allzu gut zu verstehen, genauso wie ich es blind glaubte, wenn mein Vater von dem nahenden Ruin sprach, daß wir alle bald auf der Straße um Brot betteln müßten, daß er das Haus schließen und wir das ganze Jahr im Internat bleiben müßten, daß wir in die Kolonien geschickt würden und dort im Elend die Verbrecherlaufbahn, die wir, wie es schien, bereits eingeschlagen hatten, beenden würden. Alle Geborgenheit war dahin, ich spürte keinen festen Boden mehr unter den Füßen. Es ist bezeichnend, daß, wenn ich damals in der Nacht aufwachte und nicht sofort meines Bruders Atmen im Bett nebenan hörte, ich oft argwöhnte, daß mein Vater und er, während ich schlief, heimlich aufgestanden und nach Amerika aufgebrochen seien – daß ich endgültig verlassen sei. So wirkte die Rhetorik meines Vaters bis zu einem gewissen Alter. Dann ganz plötzlich wurde sie lächerlich. Ich kann mich sogar genau an den Augenblick erinnern, da das anders wurde, und die Geschichte illustriert beides gut, die Berechtigung der Wut meines Vaters und die unglückliche Art, in der er sie ausdrückte. Eines Tages fand mein Bruder, es wäre schön, wenn wir uns ein Zelt bauten. Und so holten wir uns aus einer Mansarde ein altes Laken. Als nächstes mußten wir Stöcke finden. Die Leiter im Waschhaus bot sich von selber an. Für einen Jungen mit einem Beil war es das Werk einer Sekunde, sie in eine Anzahl Stangen zu zerlegen. Vier von ihnen wurden dann in die Erde gesteckt und das Laken darüber gebreitet. Um sich zu überzeugen, daß der Bau wirklich hielt, versuchte mein

Bruder, sich oben drauf zu setzen. Wir vergaßen nicht, die zerfetzten Reste des Lakens wegzuräumen, aber wir vergaßen völlig die Stangen. Als mein Vater an jenem Abend nach Hause gekommen war und zu Abend gegessen hatte, machte er, von uns begleitet, einen Gang durch den Garten. Der Anblick der vier aus dem Gras herausragenden schlanken Holzstangen erregte in ihm eine verzeihliche Neugier. Ein Verhör folgte, und diesmal sagten wir die Wahrheit. Dann gab es ein Donnerwetter, und es wäre alles so verlaufen, wie es schon ein Dutzendmal verlaufen war, bis auf den Höhepunkt: ». . . Stattdessen sehe ich, daß ihr die Leiter zerhackt habt. Und wofür nur? Um etwas so Sinnloses wie ein Kasperletheater zu bauen.« In diesem Augenblick verbargen wir beide unsere Gesichter. Ach, nicht, um zu weinen.

Wie man an dieser Anekdote sieht, war ein dominierender Faktor in unserem Leben zu Hause die tägliche Abwesenheit unseres Vaters von etwa neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends. Den Tag über hatten wir das Haus für uns, bis auf die Köchin und das Hausmädchen, mit denen wir manchmal in Fehde lagen, und die manchmal unsere Verbündeten waren. Alles forderte uns auf, ein Leben zu führen, in dem es keine Verbindung zu unserem Vater gab. Das Wichtigste unserer Tätigkeiten war das endlose Drama des »Tierreichs« und »Indiens«, und schon das allein trennte uns von ihm.

Aber ich möchte nicht, daß der Leser den Eindruck hat, alle glücklichen Stunden der Ferien hätten wir nur in unseres Vaters Abwesenheit erlebt. Sein Temperament war lebhaft, seine Stimmung stieg so leicht wie sie fiel, und sein Verzeihen war so gründlich wie sein Mißvergnügen. Er war oft der jovialste und kameradschaftlichste Vater, den man sich denken kann. Er konnte den Narren spielen so gut wie jeder von uns, ohne Rücksicht auf seine Würde. Ich konnte natürlich in jenem Alter noch nicht wissen, was für ein guter Gesellschafter er (nach Erwachsenenmaßstäben) war. Sein Humor war nämlich von der Art, die einige Lebenserfahrung verlangt, um ihn richtig schätzen zu können. Ich sonnte mich nur in ihm wie in schönem Wetter. Und die ganze Zeit war da die Freude, zu Hause zu sein, die Freude am Luxus – an

der Zivilisation, wie wir es nannten. Ich habe vorhin von *Vice Versa* gesprochen. Seine Beliebtheit verdankt es bestimmt nicht nur der Farce. Es ist die einzige wahre Schulgeschichte, die es gibt. Die Maschinerie des Garuda-Steins soll in ihren echten Farben (die sonst übertrieben scheinen würden) die Gefühle zeigen, die jeder Junge hatte, wenn er aus der Wärme und Würde seines Lebens zu Hause in die rauhe und rüde Atmosphäre der Schule kam. Ich sage »hatte«, nicht »hat«; denn vielleicht ist es seitdem mit den Elternhäusern in der Welt bergab und mit den Schulen bergauf gegangen.

Man wird fragen, ob wir keine Freunde, keine Nachbarn, keine Verwandten hatten. Wir hatten sie. Einer Familie gegenüber vor allem ist unsere Dankesschuld so groß, daß darüber zu sprechen dem nächsten Kapitel vorbehalten sein soll.

3. Mountbracken und Campbell

Von meinen näheren Verwandten sprechen heißt, mich daran erinnern, wie stark der Gegensatz zwischen den Lewis' und Hamiltons meine ganze Jugend beherrscht hat. Er begann für mich mit den Großeltern. Großvater Lewis, der taub war, sich nur langsam bewegte, seine Choräle summte, sehr auf seine Gesundheit bedacht war und es liebte, die Familie immer wieder darauf aufmerksam zu machen, daß er es nicht mehr lange machen werde, war so ganz anders als Großmutter Hamilton, die scharfzüngige, schlagfertige Witwe, die in allem anderer Meinung war (zum Ärger der Sippe sich sogar für die Selbstregierung Irlands einsetzte), jeder Zoll eine Warren, gleichgültig gegen die Konvention, wie es nur eine alte südirische Aristokratin sein konnte. Sie lebte in einem großen halbverfallenen Haus mit einem halben Hundert Katzen. Wäre sie etwas später geboren, wäre sie sicherlich Sozialistin geworden. Natürlich nannten die Menschen sie exzentrisch. In der nächsten Generation finde ich die gleiche Opposition. Meines Vaters älterer Bruder »Onkel Joe« lebte mit seiner Frau, zwei Jungen und drei Mädchen ganz in unserer Nähe, als wir noch in dem alten Hause wohnten. Sein jüngerer Sohn

war der erste Freund, den ich hatte, aber als wir älter wurden, kamen wir auseinander. Onkel Joe war ein kluger und gütiger Mann und liebte mich besonders. Aber ich erinnere mich nicht, worüber die Erwachsenen in seinem Hause sprachen. Über Menschen, Geschäft, Politik und Gesundheit wahrscheinlich. »Onkel Gussie« dagegen – meiner Mutter Bruder A. W. Hamilton – sprach mit mir wie mit seinesgleichen, das heißt über alles und jedes. Er führte mich, soweit ich dem folgen konnte, in die verschiedensten Wissensgebiete ein, sprach klar und leidenschaftlich, machte keine dummen Scherze, zeigte sich nicht herablassend und hatte offenbar genau so viel Freude daran wie ich. Er bereitete mich auf diese Weise auch auf die Lektüre H. G. Wells' vor. Ich glaube nicht, daß ich ihn als Mensch auch nur halb so interessierte, wie ich Onkel Joe interessierte, und gerade das (auch wenn man es ungerecht nennen mag) gefiel mir. In unseren Gesprächen stand das Persönliche hinter dem Thema zurück. Seine kanadische Frau habe ich schon erwähnt. Auch in ihr fand ich, was ich am meisten schätzte – ein herzliches Entgegenkommen ohne jede Sentimentalität, gesunden Menschenverstand und die unauffällige Gabe, jederzeit alles so heiter und behaglich zu machen, wie es die Umstände erlaubten. Wenn einem etwas versagt war, fand man sich damit ab und machte das Beste daraus. Die Neigung der Lewis', Wunden wieder zu öffnen und schlafende Hunde zu wecken, kannte sie ebensowenig wie ihr Mann.

Aber wir hatten noch andere Verwandte, die uns mehr bedeuteten als unsere Tanten und Onkel. Weniger als eine Meile von unserem Haus entfernt stand das größte Haus, das ich damals kannte und das ich hier Mountbracken nennen will. In ihm lebte Sir W. E. Lady E. war eine Kusine ersten Grades meiner Mutter und vielleicht ihre liebste Freundin, und bestimmt nur meiner Mutter wegen übernahm sie die schwere, ja geradezu heroische Aufgabe, meinem Bruder und mir gute Manieren beizubringen. Wir konnten jederzeit in den Ferien zum Mittagessen in Mountbracken erscheinen; dem verdanken wir fast ausschließlich, daß wir nicht Wilde, sondern einigermaßen gesittet wurden. Der Dank

dafür gilt nicht nur Lady E. (Kusine Mary), sondern ihrer ganzen Familie; Spaziergänge, Autofahrten (damals eine erregende Neuheit), Picknicks und Einladungen ins Theater wurden wie aus einem Füllhorn Jahr um Jahr mit einer Güte auf uns herabgeschüttet, die nie daran Anstoß zu nehmen schien, daß wir ungehobelt, laut und unpünktlich waren. Wir waren dort fast so zu Hause wie bei uns, aber mit dem großen Unterschied, daß wir uns eines einigermaßen guten Benehmens befleißigen mußten. Was ich von Höflichkeit und *savoir faire* weiß (viel ist es nicht), habe ich in Mountbracken gelernt.

Sir W. (Vetter Quartus) war der älteste von sieben Brüdern, denen zusammen einer der bedeutendsten Industriekonzerne in Belfast gehörte. Er war Angehöriger genau jener Klasse und Generation, die der moderne Mensch durch Galsworthys »*Forsyte Saga*« kennenlernt. Aber Vetter Quartus war ganz und gar nicht jener Typ. Niemand hat je einer Figur von Galsworthy weniger geähnelt. Er war freundlich, kindlich, sehr bescheiden und religiös und tat viel Gutes. Niemand war seinen Untergebenen gegenüber verantwortungsbewußter als er. Bei aller jungenhaften Fröhlichkeit, die er hatte, beherrschte das Pflichtgefühl, wie ich immer spürte, sein Leben. Seine stattliche Gestalt, sein grauer Bart und sein auffallend hübsches Profil fügten sich zu einem Bild, das mir immer im Gedächtnis bleiben wird. Die meisten Mitglieder der Familie waren übrigens schön. Kusine Mary war genau der Typ einer schönen alten Dame. Sie hatte silbernes Haar und sprach ein angenehmes Südirisch; das gleicht — Ausländer müssen darauf aufmerksam gemacht werden — dem, was sie irischen Dialekt nennen, so wenig wie die Sprache eines Herrn aus dem schottischen Hochland dem Slang gleicht, der in den Slums von Glasgow gesprochen wird. Aber am besten kannten wir die drei Töchter. Sie waren alle drei schon erwachsen, doch in Wirklichkeit uns im Alter viel näher als alle anderen Erwachsenen, die wir kannten, und alle drei waren bildhübsch. H., die älteste und ernsteste, war eine Juno, eine dunkle Königin, die manchmal wie eine Jüdin aussah. K. glich mit ihres Vaters Profil mehr einer Walküre (obwohl auch

die anderen gute Reiterinnen waren). Sie hatte etwas von einem Rassepferd, sehr feine Nasenflügel, die sie bisweilen indigniert blähte, so wie sie überhaupt sehr von oben herab sein konnte. Sie hatte auch, was die Eitelkeit meines eigenen Geschlechts eine »männliche« Offenheit nennt; kein Mann war je ein besserer Freund. Von der jüngsten, G., kann ich nur sagen, sie war die schönste Frau, der ich je begegnet bin, vollkommen in allem, der Figur, der Farbe des Haars, der Stimme, ja in jeder Bewegung – aber wer kann Schönheit beschreiben? Der Leser lächelt vielleicht über diese Schwärmerei, doch er irrt sich. Es gibt Schönheiten, die so eindeutig sind, daß sie sogar der gleichgültige objektive Blick eines Kindes wahrnimmt. (Die erste Frau, die mein Blut in Wallung brachte, war eine Tanzlehrerin in einer Schule, von der in einem späteren Kapitel die Rede sein wird.)

In mancher Hinsicht war Mountbracken wie unser Elternhaus. Auch dort gab es Mansarden, unzählige Bücherregale und Stille. In unserer frühen Jugend, als wir noch kleine Rauhbeine waren, kümmerten wir uns oft nicht um unsere Gastgeberinnen und stöberten auf eigene Faust im Haus herum. Dort fand ich Lubbocks »*Ameisen, Bienen und Wespen*«. Aber in vielem war es in dem Hause auch ganz anders. Das Leben dort war großzügiger als bei uns; es glitt wie eine Barke dahin, während das unsere wie ein Karren rumpelte.

Wir hatten keine Freunde unseres Alters, weder Jungen noch Mädchen. Zum Teil ist das eine natürliche Folge des Internats; die Kinder werden ihren nächsten Nachbarn fremd. Aber viel mehr war es die Folge unseres wählerischen Eigensinns. Ein Junge, der in der Nähe wohnte, versuchte immer wieder, uns kennenzulernen. Aber wir gingen ihm, wo wir nur konnten, aus dem Wege. Wir hatten schon zu viel vor, und die Ferien waren zu kurz für all das Lesen, Schreiben, Spielen, Radfahren und Plaudern, wonach uns verlangte. Wir empfanden einen Dritten als Eindringling und Störenfried. Noch mehr ärgerten uns alle Versuche (außer dem großen und erfolgreichen Versuch der Mountbrackens), uns Gastfreundschaft zu erweisen. In der Zeit, von der ich jetzt spreche, war das noch nicht zu einer ernsten Plage geworden,

aber da es das allmählich in unserer Schulzeit immer mehr wurde, darf ich vielleicht hier ein Wort darüber sagen.

Es war Brauch in der Nachbarschaft, Partys zu geben, die in Wirklichkeit Bälle für Erwachsene waren, zu denen dennoch auch Schuljungen und Schulmädchen eingeladen wurden. Die Vorteile dieses Arrangements vom Blickpunkt der Gastgeberin aus liegen auf der Hand, und wenn die jüngeren Gäste einander gut kennen und frei von Hemmungen sind, macht es ihnen vielleicht Spaß. Für mich waren diese Bälle eine Qual – und nicht nur meiner Schüchternheit wegen. Es war die falsche Stellung (die ich sehr gut zu erkennen vermochte), die mich quälte; zu wissen, daß man als Kind betrachtet und dennoch gezwungen wurde, an einem hauptsächlich für Erwachsene bestimmten Fest teilzunehmen; zu spüren, daß alle anwesenden Erwachsenen von einer halb spöttischen Freundlichkeit waren und doch so taten, als wäre man ihresgleichen. Hinzu kamen die Pein des Etonanzugs und steifen Hemds, die schmerzenden Füße und der glühende Kopf und die große Müdigkeit, weil man nicht zu der Zeit ins Bett kam wie sonst, sondern viel, viel später. Selbst Erwachsene, glaube ich, würden eine Abendgesellschaft ohne sexuelle Anziehung und den Genuß von Alkohol unerträglich finden; und daß man von einem kleinen Jungen, der weder flirten noch trinken kann, erwartet, daß es für ihn ein Genuß ist, auf einem glatt gebohnerten Fußboden bis in die frühen Morgenstunden herumzuhüpfen, geht über mein Verstehen. Ich hatte natürlich keine Ahnung von den gesellschaftlichen Zusammenhängen. Ich wußte nicht, daß manche Leute aus Höflichkeit verpflichtet waren, mich einzuladen, weil sie meinen Vater kannten oder meine Mutter. Für mich war das eine unerklärliche, nicht provozierte Belästigung, und wenn, wie es oft geschah, solche Einladungen in die letzte Ferienwoche fielen und viele Stunden raubten, in denen jede Minute Gold wert war, dann hätte ich meine Gastgeberin am liebsten in Stücke gerissen. Warum tat sie mir das an? Ich hatte ihr nie das kleinste Leid zugefügt, noch sie zu einer Party eingeladen.

Mein Unbehagen wurde durch das völlig unnatürliche Be-

nehmen, zu dem ich mich auf einem Ball verpflichtet fühlte, noch verschlimmert; und auf eine fast amüsante Weise war ich dazu gekommen. Da ich wenig Umgang mit Kindern meines Alters hatte und viel las, hatte ich, ehe ich in die Schule kam, mir einen Wortschatz zugelegt, der (wie mir jetzt klar ist) im Munde eines pausbäckigen kleinen Jungen im Etonjackett sehr komisch klingen mußte. Wenn ich meine »langen« Wörter herausbrachte, glaubten Erwachsene gewiß, daß ich damit protzen wollte. Aber da waren sie völlig auf dem Holzweg. Ich benutzte nur die Wörter, die ich kannte. Es war genau das Gegenteil von dem, was sie vermuteten. Es hätte mich mit Stolz erfüllt, wenn ich den Schuljungenslang, den ich beherrschte, hätte sprechen können und nicht die Sprache der Bücher, die mir wie von selbst auf die Zunge kam. Und es fehlte nicht an Erwachsenen, die mich mit gespieltem Interesse und gespieltem Ernst dazu anfeuerten – immer wieder bis zu dem Augenblick, da ich plötzlich wußte, daß man mich auslachte. Das demütigte mich natürlich sehr. Nach solchen Erlebnissen machte ich es mir dann zur strengen Regel, bei Festlichkeiten um keinen Preis über ein Thema zu sprechen, das mich auch nur ein wenig interessierte, noch in Worten, die mir ganz natürlich erschienen. Und ich hielt mich an die Regel nur zu gut; eine kichernde und gurgelnde Nachahmung des faden Erwachsenengeschwätzes, ein bewußtes Verbergen alles dessen, was ich wirklich dachte und unter der Maske einer lahmen Heiterkeit und Begeisterung fühlte, war hinfort mein Benehmen auf einer Party, so bewußt gespielt, wie ein Schauspieler seine Rolle spielt, mit unaussprechlicher Müdigkeit durchgehalten und mit einem Seufzer der Erleichterung abgelegt, wenn mein Bruder und ich endlich in unsere Droschke stiegen und die Heimfahrt (das einzige Amüsante des Abends) begann. Es hat Jahre gedauert, bis ich entdeckte, daß man auch auf Gesellschaften unter Menschen im Feststaat menschlich verkehren kann.

Mir fällt hier die seltsame Mischung von Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in unserem Leben auf. Wir werden für unsere Fehler getadelt, aber meistens nicht bei den richtigen Anlässen. Ich war sicherlich ein eingebildeter Junge und wur-

de auch dafür getadelt, aber der Tadel galt immer etwas, das mit Dünkel nichts zu tun hatte. Erwachsene bezichtigen oft ein Kind der Eitelkeit, ohne sich die Mühe zu machen, dahinterzukommen, in was die Kinder im allgemeinen, oder dieses Kind im besonderen, eitel sind. So war es jahrelang für mich ein Rätsel, daß mein Vater mein Klagen über das Jucken und Kratzen neuer Unterwäsche als Affektiertheit brandmarkte. Jetzt verstehe ich es; er dachte an eine gesellschaftliche Legende, in der zarte Haut mit Vornehmheit gleichgesetzt wird, und vermutete, daß ich als vornehm gelten wollte. In Wirklichkeit wußte ich von dieser gesellschaftlichen Legende überhaupt nichts, und wenn Eitelkeit im Spiel gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich viel stolzer darauf gewesen, eine Haut wie ein Matrose zu haben. Ich wurde eines Vergehens beschuldigt, für das mir die Voraussetzungen fehlten. Bei einer anderen Gelegenheit wurde ich affektiert genannt, weil ich gefragt hatte, was »stirabout« sei. Es ist ein gewöhnliches uririsches Wort für Porridge. Für manche Erwachsene scheint es ausgemacht, daß, wer behauptet, das Gewöhnliche nicht zu kennen, den Feinen spielen möchte. Aber der wirkliche Grund meiner Frage war, daß ich das Wort noch nie gehört hatte, sonst hätte ich es liebend gern benutzt.

Oldies Schule sank, wie man sich erinnern wird, sang- und klanglos im Sommer 1910 ins Grab, und es mußte eine neue für mich gesucht werden. Mein Vater hatte einen Plan, der mich sehr entzückte. Etwa eine Meile von dem neuen Hause entfernt ragten die hohen roten Ziegelmauern und Türme des Campbell College auf, das ausdrücklich dafür gegründet worden war, Jungen aus Ulster alle Vorteile einer Internatserziehung zu bieten, ohne daß sie die Irische See überqueren mußten. Mein kluger Vetter, Onkel Joes Sohn, war bereits dort und fühlte sich wohl. Ich sollte als Interner hingehen, durfte aber jeden Sonntag zu Hause verbringen. Ich war begeistert. Ich glaubte nicht, daß etwas Irisches, nicht einmal eine Schule, schlecht sein konnte. Bestimmt nicht so schlecht wie alles, was ich bis jetzt von England kannte. Und so ging ich also dorthin.

Ich war in jener Schule so kurz, daß ich nicht versuchen werde, an ihr Kritik zu üben. Sie war ganz anders als jedes englische Internat, von dem ich je gehört habe. Sie hatte tatsächlich Präfekten, aber die Präfekten hatten nichts zu bedeuten. Nominell war sie nach englischem Muster in »Häuser« eingeteilt, doch das war nur eine Fiktion; außer bei Spielen (die nicht obligatorisch waren) nahm niemand Notiz davon. Die Schülerschaft war sozial viel gemischter als in den meisten englischen Internaten. Ich saß neben Bauernjungen. Der einzige Junge, mit dem ich mich fast befreundete, war der Sohn eines Kaufmanns, der noch vor kurzem mit seines Vaters Lieferwagen zu den Kunden gefahren war, weil der Chauffeur ein Analphabet war und »die Bücher nicht führen konnte«. Ich beneidete ihn sehr um diese erfreuliche Tätigkeit, und der arme Kerl sah auf sie wie auf ein Goldenes Zeitalter zurück. »Heute vor einem Monat, Lewis«, sagte er, »hätte ich um diese Zeit keine Schulaufgaben zu machen brauchen. Ich wäre von meiner Rundfahrt nach Hause gekommen, und am unteren Ende des Tischs wäre eine kleine Decke aufgelegt worden, und ich hätte Würstchen zum Tee bekommen.«

Ich bin als Historiker immer froh, Campbell kennengelernt zu haben, denn ich glaube, es ähnelte sehr dem, was die großen englischen Schulen vor Arnold gewesen sind. In Campbell wurden richtige Kämpfe mit Schiedsrichtern und, wie ich glaube, Wetten unter hundert oder mehr brüllenden Zuschauern ausgefochten. Es wurde dort auch tyrannisiert, aber ich kam ziemlich glimpflich davon, und es war dort keine Spur von der strengen Hierarchie, die in einer modernen englischen Schule herrscht. Jeder Junge hatte genau den Platz, den er sich mit seinen Fäusten und seinem Mutterwitz erobern konnte. Ich empfand es als großen Nachteil, daß man hier sozusagen kein »Heim« hatte. Nur ein paar ältere Jungen hatten Arbeitszimmer. Die übrigen von uns, außer wenn wir zu den Mahlzeiten bei Tisch saßen oder in einem riesigen Arbeitsraum abends die Aufgaben machten, gehörten nirgendwohin. In den Freistunden suchte oder mied man die unerklärlichen Bewegungen einer Menge, die sich hier ver-

kleinert, dort vergrößert, bald das Tempo verlangsamt, bald wie eine Flut in eine bestimmte Richtung strömt, bald sich zu zerstreuen scheint und sich dann wieder zusammenschließt. Die kahlen Flure hallten von einem beständigen Trampeln von Füßen wider, das von Pfeifen, lautem Gebrüll und Gelächter begleitet wurde. Man war immer »auf dem Trab« oder »hing irgendwo fest«, in Waschräumen, in Vorratsräumen oder in der großen Halle. Es herrschte ein ähnliches Getriebe wie auf einem großen Bahnhof.

Das Tyrannisieren hatte das negative Plus, daß es ehrlich war; kein Tyrannisieren, bei dem man das Gewissen beschwichtigte, wie es das präfektorale System erlaubte. Es taten sich dazu immer acht oder zehn Jungen zusammen, die auf der Suche nach Beute durch die langen Flure rannten. Das Opfer merkte erst, was ihm blühte, wenn es zu spät war. Manchmal führte die Gefangennahme zu ernsten Folgen. Zwei Jungen, die ich kannte, wurden weggetragen und an einer einsamen Stelle verprügelt — auf die sachlichste Art verprügelt, denn ihre Fänger kannten sie gar nicht; *l'art pour l'art*. Doch das einzige Mal, da ich selber gefangen wurde, blieb mir das Schlimmste erspart, und die Geschichte ist vielleicht so komisch, daß sie berichtet zu werden verdient. Als ich, nachdem man mich in rasendem Tempo durch ein Labyrinth von Fluren geschleift hatte, zu mir kam, entdeckte ich, daß ich einer von mehreren Gefangenen in einer niedrigen, von einer Gasflamme trübe beleuchteten kahlen Kammer war. Nach einer Pause, in der sie erst einmal Atem holten, führten zwei der Banditen den ersten Gefangenen vor. Ich bemerkte jetzt, daß eine horizontale Reihe von Röhren an der entgegengesetzten Wand etwa einen Meter über dem Boden entlangführte. Es beunruhigte mich, aber es überraschte mich nicht, als der Gefangene gezwungen wurde, sich so tief zu bücken, daß sein Kopf unter das unterste Rohr kam; das war die richtige Stellung für eine Exekution. Aber einen Augenblick später war ich sehr überrascht. Wie ich schon sagte, war es in dem Raum halb dunkel. Die beiden Gangster gaben ihrem Opfer einen Schubs, und schon war kein Opfer mehr da. Es verschwand, spurlos und lautlos. Das schien reine

Schwarze Magie zu sein. Ein anderes Opfer wurde vorgeführt. Auch dieses mußte es sich bücken, und wieder, statt geprügelt zu werden – verschwand es. Schließlich kam ich selber an die Reihe. Auch ich bekam von hinten einen Schubs und fiel, ich fiel durch ein Loch oder eine Luke in der Wand und fand mich im Kohlenkeller wieder. Ein anderer kleiner Junge kam mir nachgesaust, die Tür wurde zugeschlagen und verriegelt, und mit Freudengeschrei rannten unsere Fänger davon, um neue Beute zu jagen. Sie spielten zweifellos gegen eine andere Gruppe, und beide verglichen dann ihre »Jagdbeute« miteinander. Wir wurden nach einiger Zeit herausgelassen, waren steif und sehr schmutzig, aber sonst war uns nichts geschehen.

Mein wichtigstes Erlebnis in Campbell war, daß ich »*Sohrab and Rustum*« im Unterricht eines ausgezeichneten Lehrers, den wir Octie nannten, las. Ich liebte die Dichtung auf den ersten Blick und habe sie seitdem immer geliebt. So wie der feuchte Nebel in der ersten Zeile aus dem Oxus-Strom aufsteigt, so stieg aus der ganzen Dichtung eine wundervolle silbrige Kühle, ein köstlicher Friede, eine ernste Melancholie auf und hüllte mich ein. Damals schätzte ich die Haupttragödie noch nicht so, wie ich sie inzwischen zu schätzen gelernt habe. Was mich begeisterte, waren der Maler in Peking mit seiner elfenbeinfarbenen Stirn und seinen bleichen Händen, die Zypressen im Garten der Königin, der Rückblick auf Rustums Jugend, die Straßenhändler aus Kabul, die stumme Wüste Chorasmiane. Arnold gab mir sofort – und das Beste von Arnold gibt es mir noch – das Gefühl, als blickte ich stumm und sehnsüchtig auf etwas in weiter Ferne. Und hier kann man beobachten, wie es heute um die Literatur steht. Nicht gerade sehr selbständige Kritiker sagen, Sohrab sei eine Dichtung für Klassizisten und könne nur von denen genossen werden, die das Homerische darin erkennen. Aber ich in Octies Klassenzimmer wußte nichts von Homer; für mich war die Beziehung zwischen Arnold und Homer genau umgekehrt: Als ich Jahre später die Ilias las, liebte ich sie zum Teil, weil sie mich an Sohrab erinnerte. Man sieht, es spielt keine Rolle, an welchem Punkt man in

die europäische Dichtung eindringt. Man muß nur die Ohren offen und den Mund geschlossen halten, und alles wird einen schließlich zu allem anderen führen – *ogni parte ad ognio parte splende.*

Etwa in der Mitte meines ersten und einzigen Tertials in Campbell wurde ich krank, und man brachte mich nach Hause. Mein Vater war aus Gründen, hinter die ich nie ganz gekommen bin, mit der Schule nicht mehr zufrieden. Berichte über eine Vorbereitungsschule in der Stadt Wyvern, die aber nichts mit dem Wyvern College zu tun hatte, hatten es ihm angetan, nicht zuletzt darum, weil, wenn ich dorthin ging, mein Bruder und ich die Fahrt zusammen machen konnten. Ich hatte nun herrliche sechs Wochen zu Hause, konnte mich auf die sich daran anschließenden Weihnachtsferien und dann auf das neue Abenteuer freuen. In einem noch vorhandenen Brief meines Vaters schreibt er an meinen Bruder, ich hielte mich selber für glücklich, aber er fürchte, ich würde, noch ehe die Woche um sei, sehr einsam sein. Es ist seltsam, daß er mich so wenig gekannt hat. In jenen Wochen schlief ich in seinem Zimmer und war so in den meisten jener dunklen Stunden, in denen mir Einsamkeit furchtbar war, nicht allein. Da mein Bruder nicht da war, konnten wir uns nicht gegenseitig zu Missetaten verführen, und daher kam es auch zu keinen Unstimmigkeiten zwischen meinem Vater und mir. Ich erinnere mich an keine Zeit meines Lebens, in der unser Verhältnis so herzlich und ungetrübt war. Wir hatten es sehr gemütlich zusammen, und an den Tagen, an denen er fort war, erlebte ich mit Befriedigung eine tiefere Einsamkeit denn je. Das leere Haus, die leeren, stummen Zimmer waren, nach dem Lärm und Getriebe in Campbell, wie ein erfrischendes Bad. Ich konnte nach Herzenslust lesen, schreiben und zeichnen. Und seltsamerweise ergötzte ich mich damals, und nicht in meiner früheren Kindheit, vor allem an Märchen. Ich verfiel ganz dem Zauber der Zwerge, der alten Zwerge mit den leuchtenden Kapuzen und weißen Bärten, die es noch gab, ehe Arthur Rackham sie verfeinerte oder Walt Disney sie vulgär machte. Ich stellte sie mir so intensiv vor, daß ich dicht an die Grenze der Halluzination kam; als ich einmal

durch den Garten ging, war mir eine Sekunde lang, als wäre ein kleiner Mann an mir vorbei ins Gebüsch gerannt. Ich war ein wenig beunruhigt, doch es war nicht wie meine Nachtängste. Eine Furcht, die die Straße ins Märchenland bewachte, mit der konnte ich es aufnehmen. Niemand ist in allem ein Feigling.

4. Ich erweitere meinen Horizont

Im Januar 1911, als ich gerade dreizehn geworden war, fuhr ich mit meinem Bruder nach Wyvern, er, um das College, und ich, um die Vorbereitungsschule zu besuchen, die hier Chartres genannt sein soll. Damit begann, was man vielleicht die klassische Periode unserer Schulzeit nennen könnte, das, woran wir zuerst denken, wenn von Knabenzeit die Rede ist. Die gemeinsame Fahrt zur Schule zurück, die traurige Abschied auf dem Bahnhof Wyvern, das heitere Wiedersehen auf dem gleichen Bahnhof und die gemeinsame Heimfahrt waren jetzt die großen tragenden Säulen jedes Jahres. Die zunehmende Reife war gekennzeichnet durch die größeren Freiheiten, die wir uns auf unseren Reisen gönnten. Anfangs nahmen wir, nachdem wir am frühen Morgen in Liverpool angekommen waren, den ersten Zug nach Süden; bald kamen wir dahinter, daß es amüsanter war, den ganzen Vormittag in der Halle des Lime Street Hotels mit Zeitschriftenlesen und Zigarettenrauchen zu verbringen und erst am Nachmittag nach Wyvern weiterzufahren, wo wir dann im letztmöglichen Augenblick eintrafen. Bald reizten uns auch die Zeitschriften nicht mehr; wir entdeckten (manche Menschen entdecken das nie), daß man auf eine Reise Bücher mitnehmen kann und daß das Lesen die Freuden der Reise noch steigert. (Es ist wichtig, schon früh im Leben überall lesen zu können, wo man auch ist. Ich las »*Tamburlaine*« zum erstenmal auf der Fahrt von Larne nach Belfast bei einem Gewitter und Brownings »*Paracelsus*« beim Schein einer Kerze, die immer wieder ausging und immer wieder angezündet

werden mußte, weil mehrere Geschütze in einem Graben unter mir alle vier Minuten die ganze Nacht hindurch schossen.) Die Heimreise war sogar noch festlicher. Es gab da eine unveränderliche Routine: erst das Abendessen in einem Restaurant – es bestand nur aus poschierten Eiern und Tee, aber für uns waren das Götterspeisen. Dann folgte ein Besuch im alten »Empire«, in dem es damals noch Varietés gab, und von da fuhren wir zum Landesteg, wo man große und berühmte Schiffe sah, stachen in See und spürten wieder einmal den köstlichen Geschmack von Salz auf den Lippen.

Rauchen war natürlich, wie mein Vater gesagt hätte, »Vertrauensbruch«, erlaubt war aber der Besuch im »Empire«. Vater war in solchen Dingen nicht puritanisch, und Samstagabends ging er oft mit uns ins Belfaster Hippodrom. Ich muß gestehen, ich habe mir im Gegensatz zu ihm und meinem Bruder, aus Varieté nie viel gemacht. Damals bildete ich mir ein, es zu genießen, aber das stimmte nicht. Ich habe all die Possen längst vergessen, während ich mich noch erinnere, daß ich jedesmal litt, wenn etwas nicht klappte. Mich entzückte nur das Drum und Dran, das fröhliche Getriebe, die Lichter, die Freude, einen Abend auszugehen, und die heitere Festtagsstimmung meines Vaters, vor allem aber das wunderbare kalte Abendessen, das uns nach unserer Rückkehr gegen zehn Uhr erwartete. Denn es war auch die klassische Zeit unserer häuslichen Küche, die Zeit einer Annie Strahan. Es gab Fleischpasteten, von denen ein englischer Junge von heute keine Vorstellung hat und die selbst damals jene erstaunt hätten, die nur das klägliche Pendant aus Läden kannten.

Chartres, ein großes weißes Gebäude, das ein Stück höher auf dem Hügel steht als das College, war eine kleine Schule mit weniger als zwanzig Internen, aber ganz anders als die Oldies. Hier lernte ich wirklich etwas. Der Direktor, den wir Tubbs nannten, war ein kluger und geduldiger Lehrer. Unter seiner Anleitung wurde ich bald in Latein und Englisch firm und begann sogar als aussichtsreicher Kandidat für ein Stipendium im College angesehen zu werden. Das Essen war gut (obwohl wir natürlich darüber murrten), und man sorgte auch sonst gut für uns. Mit meinen Kameraden kam ich im

ganzen gut aus, obwohl wir auch unsere fürs Leben geschlossenen Freundschaften hatten, einander feindliche Kliquen, Streit auf Biegen und Brechen, dem dann die Versöhnung folgte, und glorreiche Aufstände, all das, was das Leben eines kleinen Jungen ausmacht und in dem ich manchmal oben und manchmal unten war.

Wyvern heilte mich von meinem Haß auf England. Die große blaue Ebene unter uns und dahinter die grünen, spitzen Hügel, die Bergen glichen, aber viel kleiner waren, ich liebte sie fast auf den ersten Blick. Die Priorei von Wyvern war das erste Gebäude, das ich schön fand, und in Chartres fand ich meine ersten wirklichen Freunde. Aber da geschah mir etwas noch viel Bedeutsameres: Ich hörte auf, ein Christ zu sein.

Chronologisch kann ich es kaum zurückverfolgen, aber ich weiß mit Bestimmtheit, daß, als ich dort hinkam, noch nicht davon die Rede sein konnte, und daß erst sehr kurz, nachdem ich von dort fortging, das Betrübliche endgültig war. Ich will versuchen, die mir bewußten Ursachen ebenso wie die vermutlich unbewußten darzulegen.

Sehr widerstrebend, und ohne sie tadeln zu wollen, so behutsam, wie ich, wenn es sein müßte, einen Fehler meiner eigenen Mutter offenbaren würde, muß ich mit der lieben Miß C., der Hausmutter beginnen. In keiner Schule hat es je eine bessere Hausmutter gegeben, keine, die so geschickt und liebevoll die Jungen pflegte, wenn sie krank, und so heiter und kameradschaftlich mit ihnen umging, wenn sie gesund waren. Sie war einer der selbstlosesten Menschen, denen ich in meinem Leben begegnet bin. Wir liebten sie alle. Ich, der Mutterlose, vor allem. Aber Miß C., die mir alt vorkam, war geistig noch unreif, war noch immer mit dem Eifer eines Menschen, der etwas von einem Engel hat, auf der Suche nach der Wahrheit und dem Sinn des Lebens. Führer waren damals noch seltener als heute. Sie tappte (wie ich es heute ausdrücken möchte) in den Labyrinthen der Theosophie, des Rosenkreuzertums, des Spiritismus, der ganzen angloamerikanischen okkultistischen Tradition umher. Nichts lag ihr ferner, als meinen Glauben zu zerstören; sie wußte nicht,

daß der Raum, in den sie mit dieser Kerze kam, voll Schießpulver war. Ich hatte von solchen Dingen noch nie gehört; noch nie, außer in einem Alptraum oder in einem Märchen, mir Geister vorgestellt, die nicht Gott oder Menschen waren. Ich hatte gern von seltsamen Erscheinungen, anderen Welten und unbekannten Seinsweisen gelesen, aber nie daran geglaubt; selbst der Geisterzwerg war mir nur für einen Augenblick erschienen. Es ist ein großer Irrtum anzunehmen, daß Kinder die Dinge glauben, die sie in ihrer Phantasie sehen; und ich, der ich schon lange mit der ganzen Phantasiewelt des »Tierreichs und Indiens« vertraut war (an die ich unmöglich glauben konnte, weil ich wußte, daß ich einer ihrer Schöpfer war) konnte genauso wenig wie jedes Kind diesen Fehler begehen. Aber jetzt zum erstenmal kam mir der Gedanke, daß es wirkliche Wunder überall um uns herum geben könnte, daß die sichtbare Welt vielleicht nur ein Vorhang war, der das von meiner sehr schlichten Theologie in keine Karte eingezeichnete riesige Reich verbarg. Und damit begann in mir etwas, das mir seitdem immer wieder viel zu schaffen gemacht hat — das Verlangen nach dem Übernatürlichen ebenso wie die Leidenschaft für das Okkulte. Nicht jeder leidet daran; die es tun, werden wissen, was ich meine. Ich habe einmal versucht, es in einem Roman zu beschreiben. Es ist eine geistige Lust, und wie die Lust des Körpers hat sie die fatale Macht, so lange sie währt, alles andere in der Welt uninteressant erscheinen zu lassen. Wahrscheinlich ist es mehr noch sogar als das Machtverlangen, diese Leidenschaft, die Menschen zu Zauberern werden läßt. Die Folgen der Gespräche mit Miß C. gingen noch weiter. Allmählich lockerte sie unbewußt und, ohne es zu wollen, das feste Gefüge meines Glaubens, stumpfte alle scharfen Ecken ab. Das Vage, das nur Spekulative des Okkultismus begann die unerschütterlichen Wahrheiten des Credo zu überziehen — mit etwas Köstlichem. Das Ganze wurde eine Sache der Spekulation: Sehr bald änderte ich das »Ich glaube an . . .« in »Man fühlt« um. Ach, und welche Wohltat das war! Jene mondhellen Nächte im Schlafsaal in Belsen versanken in der Ferne. Vom tyrannischen Mittag der Offenbarung gelangte ich in die

kühle Abenddämmerung des Höheren Denkens, wo man nicht gehorchen mußte und nichts glauben mußte außer dem, was tröstlich oder erregend war. Ich will nicht sagen, daß das Miß C.'s Werk war; es war vielmehr der Feind, der es mir antat, der sich Dinge zunutze machte, die sie in aller Unschuld aussprach.

Ein Grund, warum das dem Feind so leicht wurde, war, daß ich, ohne es zu wissen, bereits verzweifelt danach strebte, mich von meiner Religion zu befreien, und das aus einem Motiv, das des Berichtens wert ist. Durch einen puren Fehler – und ich glaube immer noch, es war ein ehrlicher Fehler – in der geistlichen Technik hatte ich meine private Ausübung dieser Religion zu einer unerträglichen Last gemacht. Und das war so gekommen. Wie jedem war mir als Kind gesagt worden, man müsse nicht nur beten, sondern über das nachdenken, was man in seinen Gebeten sage. Als ich dann (bei Oldie) richtig zu glauben begann, versuchte ich, das in die Praxis umzusetzen. Am Anfang erschien es mir kinderleicht. Aber bald schon kam das falsche Gewissen (Paulus' Gesetz, Herberts Schwätzer) ins Spiel. Kaum hatte man Amen gesagt, da flüsterte es: »Ja. Aber bist du sicher, daß du über das nachgedacht hast, was du da sagtest?« und dann spitzfindiger: »Hast du ebenso darüber nachgedacht wie gestern abend?« Die Antwort lautete aus Gründen, die ich damals nicht verstand, fast immer: »Nein.« »Nun«, sagte die Stimme, »wäre es dann nicht besser, du versuchtest es noch einmal?« Und man gehorchte, aber natürlich war man nicht sicher, daß der zweite Versuch besser gelingen würde.

Meine Reaktion auf dieses Bohren war im ganzen so töricht wie nur möglich. Ich setzte mir selber eine Norm. Kein Satz meines Gebetes durfte durchgehen, wenn er nicht von dem begleitet war, was ich eine »Verwirklichung« nannte, womit ich eine gewisse Wachheit der Phantasie und der Liebe meinte. Meine abendliche Aufgabe war es, durch reine Willenskraft ein Phänomen zustandezubringen, das Willenskraft nie zustandebringen konnte; das so verworren war, daß ich nie mit absoluter Gewißheit sagen konnte, daß es eingetreten war; und selbst wenn es eintrat, war es von sehr mäßigem

religiösem Wert. Wenn mir doch jemand die Warnung des alten Walter Hilton vorgelesen hätte, daß wir im Gebet nicht etwas erzwingen dürfen, was Gott nicht gibt! Aber niemand tat es, und Abend um Abend, schon vom Verlangen nach Schlaf benommen und oft in einer Art Verzweiflung, bemühte ich mich krampfhaft, meine »Verwirklichungen« zustandezubringen. Es drohte kein Ende zu nehmen. Man begann natürlich mit dem Beten um gute »Verwirklichungen«, aber war das vorausgehende Gebet »verwirklicht«? Diese Frage abzutun, hatte ich, glaube ich, noch genug kühle Vernunft. Sonst wäre es ebenso schwer gewesen, meine Gebete zu beginnen, wie sie zu beenden. Wie steht mir das alles wieder vor Augen! Das kalte Wachstuch, die Turmuhr, die jede Viertelstunde schlägt, die dahingehende Nacht, die schreckliche Müdigkeit. Dies war die Last, von der körperlich und seelisch frei zu werden ich mich sehnte. Ich war schon so darin verstrickt, daß die nächtliche Qual bereits den ganzen Abend verdüsterte, und ich fürchtete das Schlafengehen, als litte ich an chronischer Schlaflosigkeit. Wäre ich den gleichen Weg noch eine Weile weitergegangen, dann wäre ich, glaube ich, verrückt geworden.

Die groteske Last falscher Pflichten im Gebet lieferte natürlich ein unbewußtes Motiv für den Wunsch, den christlichen Glauben abzulegen; aber fast zur gleichen Zeit – oder ein wenig später – entstanden bewußte Gründe für den Zweifel. Einer kam von der Lektüre der Klassiker. Hier, zumal bei Vergil, sah man sich einer Vielzahl religiöser Ideen gegenübergestellt; alle Lehrer und Herausgeber nahmen es von vornherein als erwiesen an, daß diese religiösen Ideen reine Illusion seien. Niemand versuchte zu zeigen, inwiefern das Christentum das Heidentum vollendete oder das Heidentum das Vorbild des Christentums war. Man schien allgemein der Meinung zu sein, daß Religionen nur ein Gemisch von Absurditäten seien, obwohl unsere eigene als eine glückliche Ausnahme durch und durch wahr war. Die anderen Religionen wurden nicht einmal, wie im frühen Christentum, zum Teufelswerk erklärt. Das hätte ich vielleicht zu glauben vermocht. Aber ich hatte den Eindruck gewonnen, daß Reli-

gion im allgemeinen – wenn auch grundfalsch – etwas natürlich Gewachsenes, eine Art endemischer Nonsens war, dem zu verfallen die Menschheit neigte. Inmitten von tausend solcher Religionen ragte die tausendunderste, unsere eigene, heraus, die wahre, wie es hieß. Aber wie sollte ich an diese Ausnahme glauben? Offenbar war sie in einem allgemeinen Sinn das gleiche wie alle übrigen. Warum sah man sie mit so anderen Augen? Mußte ich sie denn weiter mit anderen Augen sehen? Ich war sehr darauf bedacht, es nicht zu tun.

Außerdem wurde mein Glaube noch durch etwas anderes bedroht, einen in mir tief eingewurzelten Pessimismus, einen zu der Zeit mehr verstandes- als gefühlsmäßigen Pessimismus. Ich war durchaus nicht unglücklich, aber fest davon überzeugt, daß das Universum vor allem eine recht bedauerliche Einrichtung sei. Ich bin mir wohl bewußt, daß manche es anwidern wird und manche darüber lachen werden, daß ein wohlgenährter Lausejunge mit Etonkragen ein so negatives Urteil über den Kosmos fällt. Sie haben vielleicht beide recht, aber nicht darum, weil ich einen Etonkragen trug. Sie vergessen, was im Inneren eines Jungen vorgeht. Daten sind nicht so wichtig, wie die Menschen glauben. Ich bin der Meinung, daß die meisten derer, die überhaupt denken, in den ersten vierzehn Jahren ihres Lebens viel gedacht haben. Und was meinen Pessimismus betrifft, so wird der Leser sich erinnern, daß, wenn ich auch in vielem ein Glückskind war, ich in meiner frühen Jugend ein großes Leid erlebt hatte. Aber ich möchte jetzt fast glauben, daß die Saat des Pessimismus schon vor dem Tode meiner Mutter in mir war. So lächerlich es klingen mag, ich glaube, die Ungeschicktheit meiner Hände war die Wurzel des Übels. Wie könnte das sein? Bestimmt sagt ein Kind nicht: »Ich kann mit einer Schere keine gerade Linie schneiden; darum ist das Universum böse.« Als Kind hat man nicht die Fähigkeit zu verallgemeinern und ist (um gerecht zu sein) nicht so dumm. Meine Ungeschicklichkeit hat auch nicht das bewirkt, was man einen Minderwertigkeitskomplex nennt. Ich verglich mich nicht mit anderen Jungen; meine Niederlagen erlebte ich allein. Was sie in mir entste-

hen ließen, war ein tiefes (und natürlich unartikuliertes) Gefühl, daß die leblosen Dinge mir widerstanden oder sich mir widersetzten. Selbst das macht es zu abstrakt und zu erwachsen. Vielleicht sollte ich lieber sagen, ich erwartete beständig, daß alles das Gegenteil von dem tat, was ich wollte. Was gerade stehen sollte, beugte sich; was sich beugen sollte, richtete sich auf; alle Knoten, die fest sein sollten, lösten sich, und die, die sich lösen sollten, blieben fest. Es ist unmöglich, es in Worte zu fassen, ohne daß es komisch klingt, und ich möchte es (heute) tatsächlich nur komisch sehen. Vielleicht sind es gerade diese so flüchtigen und einem Erwachsenen so grotesk erscheinenden frühen Erlebnisse, die in einem Kind den Sinn für das wecken, was glaubhaft ist und was nicht.

Es war da noch ein anderer prädisponierender Faktor. Obwohl ich der Sohn eines wohlhabenden Mannes war, hatte ich, so lange ich mich erinnern konnte, gehört und geglaubt, daß das Leben der Erwachsenen ein unaufhörlicher Kampf sein mußte, in dem ich nur durch äußerste Anspannung meiner Kräfte hoffen konnte, dem Armenhaus zu entgehen. Meines Vaters grelle Schilderungen hatten sich mir tief eingeprägt; und ich dachte nie daran mir zu sagen, daß die meisten Erwachsenen, die ich kannte, sehr behaglich zu leben schienen. Ich erinnere mich, wie ich in einem Gespräch mit meinem besten Freund in Chartres unser Schicksal in der Formel zusammenfaßte: »Schule, Ferien, Schule, Ferien, bis wir die Schule verlassen, und dann arbeiten, arbeiten, arbeiten, bis wir sterben.« Selbst wenn ich mich durch meines Vaters Worte nicht hätte täuschen lassen, hätte ich, glaube ich, Grund gehabt, pessimistisch zu sein. Die Ansichten eines Menschen, selbst in diesem Alter, werden nicht nur durch seine eigene augenblickliche Lage bestimmt; selbst ein Junge kann erkennen, daß rings um ihn eine Wüste ist, auch wenn er selber im Augenblick in einer Oase sitzt. Ich war auf meine unbeholfene Art weichherzig; die gehässigsten Gefühle, die ich je hegte, richteten sich vielleicht gegen einen Lehrer in Chartres, der mir verbot, einem Bettler am Schultor etwas zu geben. Außerdem hatten sich durch meine frühe Lektüre – nicht

nur Wells', sondern auch Sir Robert Balls – in meiner Phantasie die Weite und Kälte des Raums und die Kleinheit des Menschen eingenistet. Es ist darum nicht verwunderlich, daß ich das Universum als etwas Drohendes und Garstiges empfand. Mehrere Jahre ehe ich Lucrez las spürte ich die Stärke seines Arguments (und es ist sicherlich das stärkste von allen) für den Atheismus:

Nequaquam nobis divinitus esse paratam
Naturam rerum; tanta stat praedita culpa
Hätte Gott die Welt geplant, wäre sie nicht
die gebrechliche, fehlerhafte Welt, die wir sehen.

Man mag fragen, wie ich diesen atheistischen Gedanken, dieses starke Argument vom Nichtplanen mit meinen okkultistischen Neigungen vereinen konnte. Ich glaube nicht, daß mir eine logische Verbindung zwischen ihnen gelang. Ich wurde zwischen ihnen hin und her gerissen, und sie hatten nur das eine gemeinsam, daß sie beide gegen das Christentum waren. Und so allmählich wurde ich mit Fluktuationen, die ich hier nicht nachzeichnen kann, ein Apostat, warf meinen Glauben ab, ohne das Gefühl, etwas zu verlieren, sondern mit der größten Erleichterung.

Mein Aufenthalt in Chartres dauerte vom ersten Tertial 1911 bis zum Ende des Sommertertials 1913. Zwischen diesen beiden Daten geschah mein langsames Dem-Christentum-Abtrünnigwerden. In anderer Hinsicht teilt sich diese Zeit in zwei Hälften. Etwa nach einem Jahr verließen uns ein sehr geliebter Lehrer und die noch mehr geliebte Hausmutter zur gleichen Zeit. Von da an ging es steil bergab; nicht mit dem äußeren Glück, sondern mit dem inneren. Die liebe Miß C. hatte mir viel Gutes, aber auch viel Böses getan. Sie hatte mein Gefühl geweckt und so dazu beigetragen, daß die Abneigung gegen alles Sentimentale, die ich meinen frühen Erlebnissen verdankte, in mir erstarb. Ich will nicht leugnen, daß in all ihrem »höheren Denken«, so katastrophal es in seiner Wirkung auf mich war, Elemente einer wirklichen und selbstlosen Geistigkeit waren, die einen Gewinn für mich bedeuteten. Leider vergingen nach ihrem Fortgehen die guten Wirkungen, und die schlechten blieben. Der Lehrerwech-

sel war ein noch größeres Unglück. »Sirrah«, wie wir ihn nannten, hatte einen wunderbaren Einfluß gehabt. Er war, was ich einen weisen Narren nennen würde: ein ungestümer, jungenhafter, warmherziger Mann, der, selbst wenn er sich fast auf gleichen Fuß mit uns stellte, seine Autorität zu wahren vermochte, ein unordentlicher, sich ungezwungen gebender Mann ohne die geringste Affektiertheit. Er brachte mir (was ich dringend brauchte) bei, daß man das Leben so heiter wie nur möglich nehmen müsse. Ich glaube, ich entdeckte zum erstenmal, als ich mit ihm durch einen Hagelschauer lief, wie man schlechtes Wetter nehmen muß — als einen rauhen Scherz. Ihm folgte ein junger Herr, der unmittelbar von der Universität kam und der hier Pogo heißen soll. Pogo war die sehr kleine Ausgabe eines Saki-, ja vielleicht sogar eines Wodehouse-Helden. Pogo war geistreich, Pogo war schick, Pogo war ein Mann aus der Stadt, Pogo war sogar ein Kamerad. Nach etwa einer Woche des Zögerns (denn man war seiner Stimmung nie sicher) sanken wir ihm zu Füßen und beteten ihn an. Er war die Lebenskunst in Person (wagte man es zu glauben?) und bereit, uns in sie einzuweihen.

Wir wurden — zumindest ich wurde es — schick. Es war die Zeit der Dandys, der breiten Krawatten mit Nadel darin, sehr kurzer Jacken und Hosen, die man sehr hoch zog, damit die grellen Socken zu sehen waren, und der Schuhe mit breiten Kappen und breiten Bändern. Etwas von all dem kannte ich schon durch meinen Bruder, der jetzt lange genug auf dem College war, um Dandytum anzustreben. Pogo vollendete den Prozeß. Einen jämmerlicheren Ehrgeiz für einen vierzehnjährigen zu schnell gewachsenen Bengel mit einem Shilling Taschengeld in der Woche kann man sich kaum vorstellen: um so weniger, als ich einer von denen bin, die die Natur dazu verurteilt hat, daß sie in allem, was sie kaufen und was sie tragen, stets so aussehen, als kämen sie gerade aus einem Trödlerladen. Es macht mich sogar jetzt noch verlegen, wenn ich daran denke, mit wieviel Sorgfalt ich meine Hosen bügelte und mein Haar mit Öl (eine scheußliche Angewohnheit) festlegte. Etwas Neues war in mein Leben gekommen: das Vulgäre. Bis dahin hatte ich fast jede nur mög-

liche andere Sünde und Torheit begangen, aber ich war kein Stutzer gewesen.

Diese Stutzereien unreifer Bürschchen waren aber nur ein kleiner Teil unserer neuen Lebenskunst. Pogo war ein großer Theaterkenner, und so kannten wir bald die neuesten Schlager und ebenso alle berühmten Schauspielerinnen jener Zeit – Lily Elsie, Gertie Millar, Zena Dare. Pogo wußte alles aus ihrem Privatleben. Wir lernten von ihm die neuesten Witze, und wenn wir sie nicht verstanden, erklärte er sie uns. Er erklärte vieles. Nach einem Tertial des Umgangs mit Pogo hatte man das Gefühl, nicht zwölf Wochen, sondern zwölf Jahre älter geworden zu sein.

Wie ergötzlich und erbaulich wäre es, wenn ich all meine Abweichungen von der Tugend auf Pogo schieben und mit erhobenem Finger die Moral verkünden könnte: wieviel Schaden kann ein lockerer junger Vogel unschuldigen Jungen zufügen! Leider wäre das falsch. Die Wahrheit ist, daß ich damals einen heftigen und sehr erfolgreichen Angriff der sexuellen Versuchung erlebte. Aber das war nur dem Alter zuzuschreiben, das ich inzwischen erreicht hatte. Hinzu kam, daß ich mich vor kurzem, absichtlich sozusagen, des göttlichen Schutzes begeben hatte. Ich glaube nicht, daß Pogo etwas damit zu tun hatte. Sexuell war ich schon längst von einem anderen Jungen aufgeklärt worden, aber da war ich noch viel zu jung, um mehr als ein wissenschaftliches Interesse dafür zu haben. Nicht das Fleisch attackierte mich durch Pogo, sondern die Welt: das Verlangen, aufzufallen, zu glänzen, schick zu sein und Bescheid zu wissen. Er tat wenig, wenn überhaupt etwas, um meine Keuschheit zunichte zu machen, aber er trieb ein böses Spiel mit manchen kindlichen Eigenschaften, die ich (wie ich glaube) mir bis dahin bewahrt hatte. Ich mühte mich verzweifelt ab, aus mir einen Geck, einen ordinären Kerl und einen Snob zu machen.

Aber so schlecht auch Pogos Einfluß auf mich war, er hatte nicht die zündende Wirkung auf meine Sinne wie die Tanzlehrerin, noch wie Bekkers »Charicles«, die ich als Preis bekam. Ich habe die Tanzlehrerin nie so schön gefunden wie meine Kusine G., aber sie war die erste Frau, in die ich mich

verliebte, und bestimmt nicht durch ihre Schuld. Eine Geste, ein Ton der Stimme kann da unvorhersehbare Folgen haben. Als das Schulzimmer am letzten Abend des Wintertertials für einen Ball dekoriert wurde, hob sie plötzlich eine Fahne, sagte: »Ich liebe den Geruch von Fahnentuch«, drückte sie an ihr Gesicht – und es war um mich geschehen.

Man darf nicht glauben, daß das eine romantische Liebe war. Die Liebe meines Lebens, von der im nächsten Kapitel die Rede sein wird, war etwas ganz anderes. Was ich für die Tanzlehrerin empfand, war reine Sinnenlust. Die Prosa, nicht die Poesie des Fleisches. Ich fühlte mich so gar nicht wie ein Ritter, der einer Dame dient. Ich war mehr wie ein Türke, der eine Tscherkessin begehrlich anblickt, die sich zu kaufen er nicht die Mittel hat. Ich wußte genau, was ich begehrte. Es heißt übrigens immer, ein solches Erlebnis bewirke ein Schuldgefühl, aber bei mir war es nicht so. Und ich darf hinzufügen, daß das Schuldgefühl etwas war, das ich kaum kannte. Ich brauchte genau so lange, Hemmungen zu bekommen, wie andere, sie loszuwerden. Darum bestehen so oft Mißverständnisse zwischen der modernen Welt und mir: Ich bin ein bekehrter Heide, der unter abtrünnigen Puritanern lebt.

Es würde mir leid tun, wenn der Leser Pogo zu hart verurteilte. Wie ich jetzt sehe, war er nicht zu alt für die Erziehung von Jungen, sondern zu jung. Er war selber erst ein Jüngling, noch unreif genug, um es zu genießen, erwachsen zu sein, und naiv genug, um sich an unserer noch größeren Naivität zu weiden. Und er hatte ein wirklich freundliches Wesen. Das veranlaßte ihn zum Teil, uns alles zu berichten, was er wußte oder zu wissen glaubte. Und nun, wie Herodot sagen würde: Lebwohl, Pogo.

Unterdessen geschah außer, daß ich meinen Glauben verlor, meine Tugend und meine Schlichtheit noch etwas anderes. Aber das verlangt ein neues Kapitel.

5. Renaissance

Ich glaube nicht sehr an die Renaissance, wie sie im allgemeinen von Historikern beschrieben wird. Je mehr ich mich mit ihr beschäftige, um so weniger finde ich eine Spur von dem Frühlingssturm, der über das Europa des 15. Jahrhunderts gebraust sein soll. Ich habe den Argwohn, daß der Glanz in den Büchern der Historiker eine andere Quelle hat, daß jeder sich an seine eigene Renaissance erinnert und sie in sein Werk projiziert; jenes wundervolle Wiedererwachen, das die meisten von uns erleben, wenn die Pubertät vollendet ist. Es wird richtig eine Wiedergeburt, nicht eine Geburt, ein Wiedererwachen, nicht ein Erwachen genannt. Denn bei vielen von uns ist es nicht nur etwas Neues, sondern die Wiedererlangung von Dingen, die wir in der Kindheit besaßen und verloren, als wir heranwuchsen. Die Knabenzeit erinnert stark an das Mittelalter; nicht so, wie es war, sondern wie es in schlechten Geschichtsbüchern dargestellt wird. Die Träume der Kindheit und die der Jünglingszeit haben vieles gemeinsam. Zwischen ihnen erstreckt sich oft wie ein fremdes Territorium, in dem alles (wir selbst eingeschlossen) gierig, grausam, laut und prosaisch gewesen ist, in dem die Phantasie geschlafen und die wenigst idealen Gefühle und Ambitionen ruhelos, sogar manisch wach gewesen sind: die Pubertät.

In meinem eigenen Leben war es bestimmt so. Meine Kindheit ist eins mit meinem übrigen Leben. Meine Pubertätszeit nicht. Viele der Bücher, die mir als Kind gefielen, gefallen mir heute noch. Aber nur wenn es unbedingt notwendig wäre, würde ich die meisten der Bücher wiederlesen, die ich bei Oldie oder im Campbell gelesen habe. Von heute aus gesehen ist das eine einzige Sandwüste. Die echte »Freude«, jenes Entzücken, das ich in einem früheren Kapitel zu schildern versucht habe, war aus meinem Leben verschwunden. So vollkommen verschwunden, daß nicht einmal die Erinnerung daran oder die Sehnsucht blieb. Die Lektüre von Sohrab hatte sie mir nicht gegeben. Diese Freude ist nicht nur etwas anderes als das Vergnügen im allgemeinen, sondern

auch als das ästhetische Vergnügen. Es muß in ihr Schmerz und die nicht zu stillende Sehnsucht sein.

Jener lange Winter endete ganz plötzlich in einem einzigen Augenblick, als ich noch nicht sehr lange in Chartres war. Frühling ist das unvermeidliche Bild, aber dieser kam nicht allmählich wie der Frühling in der Natur. Es war, als ob die Arktis selbst, all die dicken Schichten eines hundertjährigen Eises, sich nicht in einer Woche oder einer Stunde, sondern augenblicklich in eine Landschaft mit Gras, Schlüsselblumen und blühenden Obstgärten, erfüllt von Vogelsang und dem munteren Plätschern von Bächen verwandelten. Ich kann den Augenblick genau bestimmen; es gibt kaum etwas, das ich so gut weiß, auch wenn ich ihn nicht datieren kann. Jemand mußte im Schulzimmer eine literarische Zeitschrift »The Bookman« vielleicht oder »Times Literary Supplement« liegen gelassen haben. Mein Blick fiel wie von ungefähr und ohne etwas zu erwarten auf eine Überschrift und ein Bild. Einen Augenblick später hatte, wie der Dichter sagt, »der Himmel sich gedreht«.

Was ich gelesen hatte, waren die Worte »Siegfried und die Götterdämmerung«. Was ich gesehen hatte, war eine von Arthur Rackhams Illustrationen jenes Werkes. Ich hatte noch nie etwas von Wagner oder Siegfried gehört. Ich glaubte, Götterdämmerung bedeute die Dämmerung, in der die Götter lebten. Woher wußte ich sofort und ohne jeden Zweifel, daß dies keine keltische, keine Walddämmerung, keine irdische Dämmerung war? Aber so war es. Das rein »Nordische« überwältigte mich: Eine Vision riesiger heller Räume, hoch über dem Atlantik in der endlosen Dämmerung des nördlichen Sommers, seiner Ferne, seiner Strenge . . ., und fast im gleichen Augenblick wußte ich, ich war dem vor langer, langer Zeit schon einmal begegnet (jetzt kommt es mir kaum länger vor) in Tegners »*Drapa*«, und Siegfried (wer das auch sein mochte) gehörte in die gleiche Welt wie Balder und die der Sonne entgegenfliegenden Kraniche. Und als ich so in meine eigene Vergangenheit zurückkehrte, tauchte sofort fast wie ein Herzeleid die Erinnerung an die Freude auf, das Wissen, daß ich einmal besessen hatte, was ich jetzt schon

seit Jahren entbehrte, daß ich endlich aus der Verbannung und Wüste in mein eigenes Land heimkehrte; und die ferne Götterdämmerung und meine ferne einstige Glückseligkeit, beide flossen, unerreichbar, in einem einzigen unerträglichen Gefühl der Sehnsucht und des Verlustes zusammen, das plötzlich eins wurde mit dem Verlust des ganzen Erlebnisses; während ich jetzt wie ein Mann, der langsam wieder zu sich kommt, meine Augen durch das staubige Schulzimmer schweifen ließ, war es bereits verschwunden; es hatte sich mir genau in dem Augenblick entzogen, als ich zum erstenmal sagen konnte: Das ist es. Und sofort wußte ich, daß, es wieder zu haben, das Höchste und Wichtigste war, was ich mir wünschen konnte.

Von da an fügte sich eins ins andere. Eines der vielen Geschenke meines Vaters an uns Jungen war ein Grammophon gewesen. So gehörten in dem Augenblick, als meine Augen auf die Worte »Siegfried und die Götterdämmerung« fielen, schon Grammophon-Kataloge zu meiner Lieblingslektüre, aber ich hätte mir nie träumen lassen, daß Opernschallplatten mit ihren rein deutschen oder italienischen Namen etwas für mich bedeuten könnten. Auch ein oder zwei Wochen danach dachte ich es noch nicht. Aber dann kam ein Angriff aus einer anderen Richtung. Eine Zeitschrift brachte Woche für Woche Inhaltsangaben großer Opern, und diesmal war es der »*Ring*«. Ich las wie im Rausch und entdeckte, wer Siegfried und was die Götterdämmerung war. Ich konnte nicht mehr an mich halten – ich begann ein Epos, ein heroisches Epos über die Wagnersche Fassung der Nibelungensage zu schreiben. Meine einzige Quelle waren die dürftigen Inhaltsangaben jener Zeitschrift. Mein Vorbild war Popes »*Odyssee*«, und das Epos begann:

Steige herab zur Erde, himmlische Muse,
Und singe die alten Sagen des Rheins . . .

Da ich im vierten Buch nur bis zur letzten Szene des ›Rheingold‹ gelangt war, wird es den Leser nicht überraschen zu hören, daß das Epos nie vollendet wurde. Aber es war keine Zeitverschwendung, und ich weiß heute noch, was es für mich bedeutete und wann es etwas zu bedeuten begann. Die ersten

drei Bücher (ich darf das vielleicht nach so langer Zeit ohne Eitelkeit sagen) sind für einen Jungen wirklich gar nicht so schlecht. Am Anfang des unvollendeten vierten fiel alles in sich zusammen, und das ist genau der Punkt, an dem ich wirklich zu versuchen begann, etwas Dichterisches zu schreiben. Bis dahin war ich zufrieden, wenn meine Zeilen sich reimten, das richtige Versmaß hatten, und es mit der Geschichte weiterging.

Jetzt am Beginn des vierten Buches bemühte ich mich, etwas von der starken Erregung, die ich spürte, auszudrücken, nach Worten zu suchen, die etwas aussagten. Natürlich versagte ich dabei, verlor meine nüchterne Klarheit, wurde pathetisch und verstummte dann. Aber ich hatte gelernt, was Schreiben bedeutet.

Diese ganze Zeit hatte ich noch nicht einen Ton von Wagners Musik gehört, obwohl allein die Form der gedruckten Buchstaben seines Namens ein magisches Symbol für mich geworden war. In den nächsten Ferien hörte ich zum erstenmal in dem dunklen überfüllten Laden von T. Edens Osborne (er ruhe in Frieden) auf einer Schallplatte den Walkürenritt. Heute lacht man darüber, und tatsächlich so aus dem Zusammenhang gerissen und zu einem Konzertstück gemacht, ist er etwas kläglich. Aber ich hatte das mit Wagner gemeinsam, daß ich nicht an Konzertstücke dachte, sondern an das Heldendrama. Für einen Jungen, der bereits ganz besessen vom »Nordischen« war und dessen größtes musikalisches Erlebnis bis dahin Sullivan gewesen, kam der Ritt einer Erleuchtung gleich. Von dem Augenblick an gab ich das meiste meines Taschengelds für Wagnerplatten aus (vor allem aus dem Ring, aber auch Lohengrin und Parzival) und wünschte mir nichts anderes als Geschenk. Mein allgemeines Verhältnis zur Musik änderte sich zunächst nicht sehr. Musik war eins, Wagnersche Musik etwas anderes, und beides ließ sich nicht mit dem gleichen Maß messen. Es war nicht ein neues Vergnügen, sondern eine neue Art von Vergnügen, wenn freilich Vergnügen das richtigere Wort dafür ist als Unruhe, Ekstase, Erstaunen, »ein Konflikt von Gefühlen ohne Namen«.

In jenem Sommer lud uns unsere Kusine H. (man erinnert sich hoffentlich an Vetter Quartus' älteste Tochter, die dunkelhaarige Juno, die Königin des Olymp), die inzwischen geheiratet hatte, für ein paar Wochen zu sich nach Dandrum in der Umgebung von Dublin ein. Dort, auf ihrem Salontisch, fand ich das Buch, mit dem das Ganze angefangen und von dem ich nicht zu hoffen gewagt hatte, es je zu sehen: »*Siegfried und die Götterdämmerung*«, illustriert von Arthur Rackham. Seine Bilder, die mir damals wie die sichtbar gemachte Musik erschienen, ließen mein Herz noch höher schlagen. Ich habe selten etwas so begehrt wie dieses Buch; und als ich hörte, daß es noch eine billigere Ausgabe für fünfzehn Shilling gab (was freilich für mich damals auch noch eine märchenhafte Summe war), wußte ich, ich würde nicht ruhen können, bis sie mein war. Ich bekam das Buch schließlich, vor allem weil mein Bruder sich mit mir in die Kosten teilte, aus purer Freundlichkeit, wie ich jetzt weiß und damals auch schon ahnte; denn das Nordische hatte ihn nicht in seinen Bann gezogen. Mit einer Großzügigkeit, die mich gleich sehr beschämte, steuerte er sieben Shilling und sechs Pence bei, die er für viel Besseres hätte verwenden können.

Obwohl manche Leser finden werden, daß ich ihm zu viel Raum gegeben habe, muß ich noch von seinen Auswirkungen auf mein weiteres Leben sprechen.

Erstens wird man alles mißverstehen, wenn man nicht weiß, daß damals Asgard und die Walküren mir unvergleichlich wichtiger erschienen als alles andere — als die Hausmutter Miß C. oder die Tanzlehrerin oder meine Aussichten auf ein Stipendium. Und was noch schlimmer ist, sie erschienen mir viel wichtiger als meine ständig wachsenden Zweifel am Christentum. Das mag — war es zum Teil bestimmt — sträfliche Blindheit gewesen sein; und doch war es wohl noch etwas anderes. Wenn das Nordische damals etwas größeres als meine Religion zu sein schien; dann vielleicht zum Teil darum, weil in meiner Haltung ihm gegenüber Elemente waren, die meine Religion hätte enthalten müssen, aber nicht enthielt. Es war selber nicht eine neue Religion, denn es war keine Spur von Glauben darin, und es erlegte keine Pflichten

auf. Dennoch, wenn ich mich nicht sehr irre, war etwas wie Anbetung darin, eine Art selbstloser Hingabe an etwas, das diese Hingabe unbekümmert beanspruchte, nur weil es das war, was es war. Im Gebetbuch lernen wir, Gott zu danken für seine große Herrlichkeit, als ob wir ihm mehr Dank für das schuldeten, was er sein muß, als für eine besondere Wohltat, die er uns erweist; und das tun wir in der Tat, und um Gott zu kennen, muß man das kennen. Aber ich hatte so etwas nie erlebt. Ich empfand das viel mehr den nordischen Göttern gegenüber, an die ich nicht glaubte, als ich es je dem wahren Gott gegenüber empfunden hatte, als ich noch an ihn glaubte. Manchmal kommt mir fast der Gedanke, daß ich zu den falschen Göttern zurückgeschickt wurde, um an dem Tage anbeten zu können, an dem der wahre Gott mich zu sich zurückrief. Nicht daß ich das nicht früher und ohne abtrünnig zu werden und so, wie ich es nie erfahren werde, gelernt hätte. Sondern daß die göttliche Strafe auch eine Gnade ist und daß das besonders Gute aus dem besonders Bösen hervorgeht und sträfliche Blindheit eine heilsame Wirkung hat.

Zweitens, diese imaginative Renaissance bewirkte fast sofort eine neue Liebe zur Natur. Anfangs war es eine Nebenwirkung der literarischen und musikalischen Erlebnisse. Als ich in den Ferien in Dandrum durch das Wicklow-Gebirge radelte, blickte ich immer unwillkürlich nach Schauplätzen aus, die zu der Wagnerschen Welt gehören konnten, hier ein steiler, mit Kiefern bewachsener Berghang, wo Mime Sieglinde treffen konnte, dort eine sonnige Lichtung, wo Siegfried dem Vogel lauschen konnte, oder ein Felsental, wo der kleine, geschmeidige, mit Schuppen bedeckte Fafner aus seiner Höhle auftauchen konnte. Aber bald (ich kann nicht sagen, wie bald) hörte die Natur auf, mich nur noch an Bücher zu erinnern, wurde sie selber die Vermittlerin einer wirklichen Freude. Ich sage nicht, daß sie aufhörte, eine Erinnerung zu sein. Jede Freude erinnert. Sie ist nie ein Besitz, immer ein Verlangen nach etwas, das lange zurückliegt oder weit weg ist oder erst noch kommen soll. Aber die Natur und die Bücher gemahnten gleichermaßen und gemeinsam an –

was es auch war. Ich kam dem nicht näher, was manche als die einzige echte Naturliebe betrachten würden, die lernbegierige Liebe, die jemanden zum Botaniker oder zum Ornithologen macht. Es war die Stimmung einer Szene, die mir etwas bedeutete, und am Genuß dieser Stimmung waren meine Haut und meine Nase ebenso beteiligt wie meine Augen.

Drittens, ich ging von Wagner zu allem anderen in der nordischen Mythologie über, dessen ich habhaft werden konnte. *»Sagen der Norweger«*. *»Mythen und Legenden der Teutonen«*. Mallets *»Nordische Altertümer«*. Ich wurde ein Kenner. Aus diesen Büchern empfing ich wieder und wieder den Schmerz des Entzückens. Ich merkte noch nicht, daß er allmählich seltener wurde. Ich dachte nicht über den Unterschied zwischen der Wonne und der nur geistigen Befriedigung nach, die das Kennenlernen der Welt der Edda bedeutete. Wenn ich damals jemand hätte finden können, der mich Altnordisch lehrte, hätte ich, glaube ich, eifrig gearbeitet.

Und schließlich führt die Veränderung, die ich durchgemacht hatte, zu einer neuen Schwierigkeit beim Schreiben dieses Buches. Vom ersten Augenblick im Schulzimmer in Chartres an begann mein geheimes inneres Leben so wichtig wie mein äußeres Leben zu werden und zugleich so anders, daß ich geradezu zwei getrennte Geschichten erzählen muß. Die beiden Leben scheinen einander überhaupt nicht zu beeinflussen. Während in dem einen Wüsten sind, in denen man nach Freude hungert, ist das andere voll heiterem Getriebe und Erfolg; oder während das äußere Leben elend ist, fließt das andere vielleicht von Ekstase über. Mit dem inneren Leben meine ich hier nur mein Leben in bezug auf die Freude — das äußere Leben schließt viel ein, das sonst Phantasie genannt würde, wie zum Beispiel viel von meiner Lektüre oder alle meine erotischen oder ambitiösen Phantasien; denn sie beziehen sich nur auf mich selbst. Auch das Tierreich und Indien gehören zum »Äußeren«.

Aber es waren nicht mehr das Tierreich und Indien; irgendwann im späten 18. Jahrhundert (ihrem 18. Jahrhundert, nicht unserem) waren sie zu dem Staat Boxen vereint

worden, dessen Adjektivform nicht »boxenisch«, sondern »boxonisch« lautete, was beachtet sein will. Durch eine weise Voraussicht behielt jedes seinen König, aber sie hatten eine gemeinsame gesetzgebende Versammlung, den Damerfesk. Das Wahlsystem war demokratisch, aber das bedeutete viel weniger als in England, denn der Damerfesk war nie verurteilt, nur an einem Ort zu tagen. Die beiden Könige konnten ihn irgendwohin einberufen, zum Beispiel in das kleine Fischerdorf Danphabel im nördlichen Tierreich am Fuß des Gebirges oder auf die Insel Piscia; und da der Hof eher als jeder andere wußte, welchen Ort die Souveräne wählten, waren alle verfügbaren Zimmer dort bestellt, ehe ein Privatmann von der Sache Wind bekam. Noch hatte er, wenn er zu der Tagung kam, die geringste Sicherheit, daß sie nicht gleich nach seiner Ankunft woanders hin verlegt wurde. Darum hören wir von einem gewissen Mitglied, das nie wirklich im Damerfesk saß außer bei der glücklichen Gelegenheit, als er in seiner Heimatstadt tagte. Die Berichte nennen diese Versammlung manchmal das Parlament, aber das ist irreführend. Es gab nur eine einzige Kammer, und die Könige präsidierten ihr. In der Periode, die ich am besten kenne, war die tatsächliche Kontrolle nicht in ihren Händen, sondern in denen eines sehr wichtigen Beamten, genannt Littlemaster. Er war Premierminister, Richter und wenn nicht immer Oberkommandierender (die Protokolle sind in diesem Punkt nicht eindeutig), so doch bestimmt Angehöriger des Generalstabs. Das waren jedenfalls die Posten, die er innehatte, als ich zum letztenmal Boxen besuchte. Es mag zu Übergriffen gekommen sein, denn das Amt hatte zu jener Zeit ein Mann – oder, richtiger gesagt, ein Frosch inne – eine mächtige Persönlichkeit. Lord Big brachte für seine Aufgabe einen sehr unfairen Vorteil mit: er war der Erzieher der beiden jungen Könige gewesen und hatte über sie eine fast väterliche Gewalt. Ihre krampfhaften Bemühungen, sein Joch abzuschütteln, richteten sich leider vor allem darauf, zu verhindern, daß er in ihrem Privatleben herumschnüffelte, und galten nicht einem ernsten politischen Zweck. Die Folge war, daß Lord Big, ein riesengroßer ritterlicher Mann mit volltönender Stimme (er

war der Held unzähliger Duelle), ein leidenschaftlicher, impulsiver, beredsamer Mann, geradezu der Staat war. Der Leser wird eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Leben der beiden Könige unter Lord Big und unserem eigenen Leben unter unserem Vater bemerken. Und mit Recht. Aber Big war ursprünglich nicht nur eine Karikatur unseres Vaters in Gestalt eines Frosches. Er war in vieler Hinsicht ein prophetisches Porträt von Sir Winston Churchill, dem Winston Churchill des letzten Krieges. Ich habe tatsächlich Fotos dieses großen Staatsmanns gesehen, auf denen für jeden, der Boxen gekannt hat, das Froschhafte unverkennbar war. Aber das war nicht unser einziger Vorgriff auf die wirkliche Welt. Lord Bigs hartnäckigster Gegner, der Störenfried, der ihm viel zu schaffen machte, war ein kleiner brauner Bär, ein Marineleutnant, und ob man es mir nun glaubt oder nicht, Leutnant James Bär war fast das Ebenbild von Mr. John Betjeman, den ich damals noch nicht kennen konnte. Inzwischen habe ich ihn kennengelernt und seitdem Lord Big seinem James Bär um den Bart gehen lassen.

Das Interessante an der Ähnlichkeit zwischen Lord Big und meinem Vater ist, daß solche Spiegelbilder der wirklichen Welt nicht der Keim gewesen sind, aus dem Boxen entstand. Sie wurden zum Ende hin zahlreicher, ein Zeichen der Überreife oder sogar des beginnenden Verfalls. Wenn man ein wenig zurückgeht, findet man sie nicht. Die beiden Souveräne, die sich von Lord Big beherrschen ließen, waren König Benjamin VIII. vom Tierreich und Rajah Hawki (ich glaube, der VI.) von Indien. Sie hatten viel von meinem Bruder und mir, aber ihre Väter, der ältere Benjamin und der ältere Hawki hatten es nicht. Hawki V. ist eine Schattengestalt, aber Benjamin VII., ein Kaninchen, wie man erraten haben wird, ist eine abgerundete Figur. Ich sehe es noch vor mir – das breitest gebaute aller Kaninchen, sehr fett in seinen späteren Jahren, sehr schäbig und unköniglich in seiner weiten braunen Jacke und seiner großkarierten Hose, aber nicht ohne eine gewisse Würde, die gelegentlich verwirrende Formen annehmen konnte. In seiner Jugend hatte B. VII geglaubt, König und Amateurdetektiv zugleich sein zu können.

In dieser letzten Rolle hatte er nie Erfolg, zum Teil weil der Hauptfeind, den er verfolgte (Mr. Baddlesmere) kein wirklicher Verbrecher war, sondern ein Irrer — eine Komplikation, die selbst die Pläne Sherlock Holmes' über den Haufen geworfen hätte. Aber er wurde selber sehr oft entführt, manchmal für längere Zeit, so daß sein Hof in großer Sorge war (wir erfahren nicht, ob sein Kollege Hawki V. sie teilte). Als er einmal von einem so traurigen Abenteuer zurückkehrte, hatte er große Mühe, seine Identität nachzuweisen. Baddlesmere hatte ihn gefärbt, und die vertraute braune Gestalt erschien als gescheckes Kaninchen wieder. Schließlich (was fällt Jungen nicht alles ein?) hat er sehr früh mit dem experimentiert, was heute künstliche Befruchtung heißt. Das Urteil der Geschichte kann ihn weder ein gutes Kaninchen noch einen guten König nennen; aber er war keine Fiktion. Er fraß gewaltig.

Und jetzt, da ich das Tor geöffnet habe, verlangen alle Boxonier, wie die Geister bei Homer, erwähnt zu werden. Aber das muß ich ihnen abschlagen. Leser, die sich ihre eigene Welt gebaut haben, möchten lieber von dieser erzählen, als von meiner hören; und jene, die es nicht getan haben, würde es vielleicht verwirren und abstoßen. Außerdem hat Boxen nichts mit Freude zu tun. Ich habe das alles nur berichtet, weil, wenn ich es übergangen hätte, ein falsches Bild jener Zeit meines Lebens entstanden wäre.

Eine Warnung muß hier wiederholt werden. Ich habe ein Leben geschildert, in dem die Phantasie der einen oder anderen Art die beherrschende Rolle spielte. Man darf nicht vergessen, daß es nicht das geringste mit Glauben zu tun hat. Ich habe nie Phantasie mit Wirklichkeit verwechselt. Hinsichtlich des Nordischen konnte sich solche Frage nicht stellen; es war vor allem eine Sehnsucht ohne Objekt. Und an Boxen konnten wir nie glauben, denn wir hatten es gemacht. Kein Romanschriftsteller glaubt (in diesem Sinn) an seine eigenen Gestalten.

Am Ende des Sommertertials 1913 gewann ich ein Stipendium für den Eintritt in das Wyvern College.

Jetzt da Chartres abgeschlossen ist, werden wir das Wyvern College einfach Wyvern nennen, oder noch einfacher, wie es die Wyverner selber nennen, das Coll.

Aufs Coll gehen war das Erregendste, das in meinem äußeren Leben bisher geschehen war. In Chartres hatten wir im Schatten des Coll gelebt. Man führte uns oft dorthin, damit wir bei Sportkämpfen zusehen konnten. Diese Besuche stiegen uns zu Kopf. Die vielen Jungen, die älter waren als wir, das verwirrende Air von Erfahrung, die aufgefangenen Fetzen ihrer esoterischen Gespräche waren wie Park Lane in der alten »Season« für ein Mädchen, das im nächsten Jahr Debütantin sein wird. Aber vor allem waren die *»Bloods«*, die angehimmelten Athleten und Präfekten, eine Verkörperung allen weltlichen Pomps, aller weltlichen Macht und allen weltlichen Ruhms. Neben ihnen schrumpfte Pogo zu einem Nichts; was ist ein Lehrer, verglichen mit einem Blood! Die ganze Schule war ein großer Tempel für die Anbetung dieser sterblichen Götter, und kein Junge, der je dorthin kam, war mehr als ich zur Anbetung bereit.

Wer nicht eine Schule wie Wyvern besucht hat, wird vielleicht fragen, was ein Blood ist. Es ist ein Mitglied der Schularistokratie. Ausländische Leser müssen darauf aufmerksam gemacht werden, daß diese Aristokratie nicht das geringste mit der sozialen Stellung im Leben zu tun hat. Jungen aus guter oder reicher Familie werden nicht leichter in diese Aristokratie aufgenommen als andere; der einzige Adlige in meinem Haus in Wyvern wurde nie ein Blood. Kurz vor meiner Zeit dort hatte der Sohn eines sehr merkwürdigen Kauzes immerhin fast dazu gehört. Um in den Bund aufgenommen zu werden, muß man eine beträchtliche Zeit in der Schule gewesen sein. Das allein genügt zwar noch nicht, aber ein Neuling wird bestimmt ausgeschlossen. Die wichtigste Voraussetzung ist sportliches Können. Wenn man sich im Sport genügend hervortut, wird man sogar automatisch ein Blood. Wenn man etwas weniger darin glänzt, dann helfen gutes Aussehen und Persönlichkeit und ebenso natürlich Eleganz,

so wie man Eleganz in dieser Schule versteht. Ein kluger Bewerber um die Aufnahme in den Bund wird die richtige Kleidung tragen, wird den richtigen Slang sprechen, wird die richtigen Dinge bewundern und über die richtigen Witze lachen. Und natürlich können, wie in der Welt draußen, jene, die noch nicht eigentlich zur privilegierten Klasse gehören, mit den üblichen Künsten des Sich-Liebkindmachens – und sie tun es! – hineinschlüpfen.

In manchen Schulen, hat man mir gesagt, gibt es eine Art Diarchie, eine Doppelherrschaft. Eine Aristokratie von Bloods, die von der »Volksmeinung« gestützt oder zumindest toleriert wird, steht einer offiziell herrschenden Klasse von Präfekten gegenüber, die von den Lehrern berufen werden. Ich glaube, es sind meistens Schüler der obersten Klasse, so daß sie mit einigem Recht von sich sagen können, sie seien die Intelligenz. Im Coll war es nicht so. Die dort zu Präfekten gemacht wurden, waren fast alle Bloods, und es war gleich, in welcher Klasse sie waren. Theoretisch, obwohl ich nicht glaube, daß das je geschah, hätte der größte Dummkopf aus der untersten Klasse der Captain werden können – in unserer Sprache das Haupt – des Colls. Wir hatten so nur eine einzige herrschende Klasse, in der jede Art von Macht, Privileg und Prestige vereint war. Jene, die die Jüngeren in jedem Fall als Helden verehrt hätten, und jene, die dank ihrer Gescheitheit und ihrem Ehrgeiz in jedem System aufgestiegen wären, waren die gleichen, die die offizielle Macht der Lehrer stützte. Ihre Stellung wurde durch besondere Freiheiten, eine besondere Kleidung, besondere Vorrechte und Würden betont, was sich auf das ganze Schulleben auswirkte. So entsteht, wie man sieht, eine sehr starke Klasse. Aber sie wurde durch einen Faktor, der das Schulleben vom gewöhnlichen Leben unterscheidet, noch stärker. In einem von einer Oligarchie regierten Lande wissen große Teile des Volkes – und darunter manche sehr rührige Geister –, daß sie nie hoffen können, in jene Oligarchie zu kommen, und darum lohnt sich vielleicht für sie der Versuch einer Revolution. Im Coll war die niedrigste soziale Schicht zu jung und darum zu schwach, um von einer Erhebung auch nur zu träumen. In

der Mittelklasse – Jungen, die nicht mehr »Füchse« waren, aber auch noch nicht Bloods – begannen jene, die körperlich kräftig genug und beliebt genug gewesen wären, um sich als Führer einer Revolution zu qualifizieren, bereits zu hoffen, in den Bund der Bloods aufgenommen zu werden. Es war ihnen lieber, ihren sozialen Aufstieg dadurch zu beschleunigen, daß sie den Bloods um den Bart gingen, als einen Aufstand zu riskieren, der, wenn er, was unwahrscheinlich war, Erfolg hatte, gerade das vernichten würde, an dem sie teilhaben wollten. Und wenn sie schließlich verzweifelt erkannten, daß sie es nie schaffen würden – nun, dann war ihre Schulzeit schon fast vorüber. Daher war die Wyvernsche Verfassung nicht zu erschüttern. Schuljungen haben sich oft gegen ihre Lehrer erhoben; ich bezweifle, daß es je einen Aufstand gegen die Bloods gegeben hat oder jemals geben kann.

Es ist also nicht überraschend, daß ich, als ich ins Coll kam, zur Verehrung bereit war. Kann eine Erwachsenen-Aristokratie die Welt uns in einer so verlockenden Form darstellen, wie die Hierarchie einer Public School es vermag? Jeder Neue, der einen Blood sieht, ist sofort bereit, auf die Knie zu fallen: der natürliche Respekt des Dreizehnjährigen für den Neunzehnjährigen, die Schwärmerei eines Fans für einen Filmstar, die einer Provinzlerin für eine Herzogin, die Ehrfurcht des Neulings vor dem alten Hasen, die Angst des Straßenjungen vor der Polizei.

Die ersten Stunden in einer Public School sind einem unvergeßlich. Unser Haus war ein großer, schmaler Steinbau (und übrigens das einzige Haus am Ort, das kein architektonischer Alptraum war); es hatte etwas von einem Schiff. Das Deck, auf dem wir hauptsächlich lebten, bestand aus zwei sehr dunklen Steinfluren, die sich im rechten Winkel trafen. Von ihnen führten Türen in die Arbeitszimmer – kleine, vier Quadratmeter große Räume, in die sich immer zwei oder drei Jungen teilten. Schon ihr Anblick war für einen Jungen, der aus einer Vorbereitungsschule kam und der noch nie ein eigenes *pied-à-terre* gehabt hatte, hinreißend. Da wir (kulturell) in der Zeit Edwards VII. lebten, war jedes Arbeitszimmer eine möglichst getreue Kopie eines überladenen

Edwarschen Salons. Man stopfte in die kleine Zelle so viel, wie in sie an Bücherregalen, Eckschränken, Nippes und Bildern hineinging. Im gleichen Flur waren auch zwei größere Räume, das Präfektenzimmer, die Synode des Olymp, und das Arbeitszimmer der Neuen. Dies war gar nicht wie ein Arbeitszimmer, es war größer, dunkler und kahl; eine feststehende Bank lief um einen ebenfalls feststehenden Tisch herum. Aber wir wußten, wir zehn oder zwölf Neulinge, daß wir nicht alle in diesem Zimmer bleiben würden. Einige von uns würden wirkliche Arbeitszimmer bekommen; die übrigen würden das scheußliche Zimmer ein Tertial lang benutzen müssen. Das war die große Frage an unserem ersten Abend: Wer würde weggeholt werden, und wer würde bleiben?

Während wir meist stumm, und wenn wir sprachen, flüsternd, um den Tisch herum saßen, öffnete sich immer wieder die Tür; ein Junge blickte vor sich hin lächelnd herein und verschwand. Einmal wurde über der Schulter des Lächlers ein anderes Gesicht sichtbar, und eine kichernde Stimme sagte: »Ho, ho! Ich weiß, wonach du Ausschau hältst.« Nur ich wußte, was das bedeutete, denn mein Bruder hatte mich in die Bräuche des Coll eingeweiht. Keiner der Jungen, die hereinblickten und lächelten, war ein Blood. Sie waren alle noch recht jung und hatten alle fast den gleichen Ausdruck im Gesicht. Es waren nämlich die herrschenden oder schon welkenden »Dirnen« des Hauses, und sie versuchten zu erraten, welche von uns ihre vom Schicksal ausersehenen Rivalen oder Nachfolger waren.

Es ist möglich, daß manche Leser nicht wissen, was eine »Hausdirne« war. Das ganze Leben in Wyvern verlief sozusagen in zwei konzentrischen Kreisen von Coll und Haus. Man konnte ein Collpräfekt oder nur ein Hauspräfekt sein. Man konnte ein Collblood oder nur ein Hausblood sein. Man konnte ein Coll-»Punt« sein (d. h. ein Paria, ein Unbeliebter) oder nur ein Haus-»Punt«, und natürlich eine Coll-Dirne oder nur eine Haus-Dirne. Eine »Dirne« ist (und hier gebrauche ich das Präsens, aber man soll nicht glauben, daß es heute dort noch so ist) ein hübscher und feminin aussehender kleiner Junge, der einem oder mehreren der älteren Jun-

gen, meistens Bloods, als Lustknabe dient. Meistens, nicht immer. Obwohl unsere Oligarchie die meisten Annehmlichkeiten des Lebens sich selbst vorbehielt, war sie in diesem Punkt liberal; sie verlangte von einem Jungen der Mittelklasse nicht außer allem anderen, was sie ihm auferlegte, auch noch Keuschheit. Päderastie in den unteren Klassen war kein Vergehen oder zumindest kein ernstes Vergehen; nicht so, wie wenn man die Hände in die Taschen steckte oder die Jacke aufgeknöpft trug. Die Götter hatten ein Gefühl für Proportion.

Die Dirnen hatten die wichtige Funktion, die Schule zu einer Vorbereitung auf das Leben zu machen (wie es in den Prospekten hieß). Sie waren keine Sklaven, denn ihre Gunstbeweise gaben sie (fast immer) freiwillig und nicht gezwungen. Sie waren auch keine richtigen Prostituierten, denn die Liaison dauerte oft einige Zeit und war nicht etwa nur sinnlich, sondern sehr gefühlvoll. Sie wurden auch für ihre Dienste nicht (mit Geld, meine ich) bezahlt, wenn sie auch natürlich alle inoffiziellen Einfluß hatten und umschmeichelt wurden und sich vieler Privilegien erfreuten wie die Geliebten der Großen in der Gesellschaft der Erwachsenen. Auch das war die Vorbereitung auf das öffentliche Leben. Nach Mr. Arnold Lunns »Harrovians« sieht es so aus, als ob in seiner Schule die Dirnen Spitzel waren. In unserer war das keine. Ich müßte es wissen, denn einer meiner Freunde teilte ein Arbeitszimmer mit einer kleineren »Dirne«. Abgesehen davon, daß er manchmal hinausgeschickt wurde, wenn ein Liebhaber erschien (und das war schließlich verständlich), hatte er sich über nichts zu beklagen. Mich schockierten diese Dinge nicht. Für mich war in jenem Alter die große Schattenseite des ganzen Systems, daß es mich beträchtlich langweilte. Denn man würde sich ein falsches Bild von der Atmosphäre unseres Hauses machen, wenn man dabei vergäße, daß von einem Wochenende zum anderen über dieses Thema geraunt, geflüstert und gekichert wurde. Außer Sport war Galanterie das Hauptthema höflicher Unterhaltung; wer hatte etwas mit wem, wessen Stern war im Aufsteigen, wer hatte wessen Foto, wer und wann und wie oft und in welcher Nacht

und wo . . .? Ich glaube, man könnte es griechische Tradition nennen. Aber das betreffende Laster ist eins, das mich nie gelockt hat, vor dem meine Phantasie einfach versagt. Möglicherweise wäre ich, wenn ich länger im Coll geblieben wäre, hierin wie in anderem ein normaler Junge geworden, wie das System es verspricht. So wie die Dinge lagen, war ich nur gelangweilt.

Die ersten Tage verbrachten wir, wie man die ersten Tage bei der Armee verbringt, wir bemühten uns mit größtem Eifer, herauszubekommen, was wir zu tun hatten. Eine meiner ersten Aufgaben war, herauszufinden, in welchen »Klub« ich gehörte. Klubs waren die Einheiten, in die wir zu Zwangssport eingeteilt waren. Sie gehörten zur Organisation des Colls, nicht der Hausorganisation. Darum mußte ich zu einem Anschlagbrett im Coll gehen, um zu erfahren, zu welchem ich gehörte. Zunächst einmal galt es zu entdecken, wo das Brett hing, und dann mußte man den Mut haben, sich in die Menge der um das Brett stehenden älteren Jungen zu drängen — und anfangen fünfhundert Namen durchzulesen, aber immer mit einem Blick auf die Uhr, denn natürlich hatte man zehn Minuten später schon wieder etwas anderes zu tun. Ich wurde von dem Brett weggestoßen, ehe ich meinen Namen gefunden hatte, und als ich schwitzend zu dem Haus zurückeilte, fragte ich mich, wie ich am nächsten Tage die Zeit finden sollte, mein Glück noch einmal zu versuchen, und was für eine noch nicht dagewesene Katastrophe folgen würde, wenn ich es nicht konnte. (Warum übrigens tun manche Schriftsteller so, als ob Sorge und Kummer besonders charakteristisch für das Erwachsenenleben wären? Mir scheint, daß mehr *atra cura* in der Durchschnittswoche eines Schuljungen als im Durchschnittsjahr eines Erwachsenen ist.)

Als ich das Haus erreichte, geschah etwas unerwartet Wunderbares. An der Tür des Präfektenzimmers stand ein gewisser Fribble; nur ein Haus-Blood allerdings, sogar ein niederer Haus-Blood, aber für mich fast ein höheres Wesen, ein heiterer, schlanker Junge. Ich konnte es kaum glauben, als er mich ansprach. »Ach, Lewis«, sagte er, »ich kann dir sagen, in welchem Klub du bist. In dem gleichen wie ich, B 6.« Was

für ein Übergang von tiefster Verzweiflung zu freudiger Erregung! All meine Angst war dahin. Und dann Fribbles Güte und Huld! Wenn ein regierender Monarch mich gebeten hätte, bei ihm zu speisen, hätte ich kaum geschmeichelter sein können. Aber es kam noch besser. An jedem freien Vormittag ging ich pflichtbewußt zum Anschlagbrett von B 6, um zu sehen, ob ich an dem Sport am Nachmittag teilnehmen mußte. Aber nie stand mein Name dort. Es war eine lautere Freude, denn ich haßte natürlich Sport. Meine angeborene Ungeschicklichkeit, verbunden mit dem Fehlen eines frühzeitigen Trainings, woran Belsen schuld war, hatte jede Möglichkeit vereitelt, daß ich jemals so gut spielte, daß ich selber Spaß daran gehabt hätte, geschweige denn andere Spieler zufriedenstellte. Ich nahm Sport, wie viele andere Jungen es taten, als eins der notwendigen Übel des Lebens, vergleichbar mit der Einkommensteuer oder dem Zahnarzt. Und so lebte ich eine Woche im siebten Himmel.

Aber dann schlug der Blitz ein. Fribble hatte gelogen. Ich war in einem ganz anderen Klub. Mein Name hatte mehr als einmal auf einem Anschlagbrett gestanden, das ich nie gesehen hatte. Ich hatte das schlimme Verbrechen begangen, mich vor dem Klub zu drücken. Die Strafe war eine Tracht Prügel, die das »Haupt« des Coll in Anwesenheit der versammelten Coll-Präfekten mir verabreichen würde.

Dem »Haupt« des Coll — einem rothaarigen pickligen Jungen, der Borradge oder Porridge hieß — kann ich es nicht nachtragen. Für ihn war es eine Routineangelegenheit. Aber ich muß ihm einen Namen geben, weil die Pointe der Geschichte das verlangt. Der Emissär (ein Blood, der ein wenig unter ihm stand) versuchte, als er mich zu der Exekution holte, mir die Ungeheuerlichkeit meines Verbrechens mit den Worten zu erklären: »Wer bist du? Niemand! Wer ist Porridge? Die bedeutendste Person hier.«

Ich dachte damals, und ich denke es noch, daß es darauf nicht ankam. Er hätte zwei gute Lehren für mich daraus ziehen können. Er hätte sagen können: »Wir werden dich lehren, dich nie auf Informationen aus zweiter Hand zu verlassen, wenn sie aus erster Hand zu haben sind« — eine sehr

nützliche Lektion. Oder aber er hätte sagen können: »Wie kommst du darauf, daß ein Blood nicht lügen kann?« Aber »Wer bist du? Niemand«, so richtig es auch sein mag, ist kaum von Belang. Man wollte damit andeuten, daß ich mich aus Arroganz oder Trotz vor dem Klub gedrückt hätte. Und ich frage mich noch heute, ob er das, was er sagte, wirklich glaubte. Hielt er es tatsächlich für möglich, daß ich, ein äußerst hilfloser Fremder in einer neuen Gesellschaft, einer von einer Klasse beherrschten Gesellschaft, gegen die es keinen Widerstand gab und von deren Gunst all meine Hoffnungen auf Glück abhingen, mir schon in der ersten Woche vorgenommen hatte, die wichtigste Person, die dort war, an der Nase herumzuführen? Es ist ein Problem, das mir im späteren Leben noch oft begegnet ist. Was meint ein gewisser Examinator-Typ, wenn er sagt: »Eine so schlechte Arbeit abzugeben, ist eine Beleidigung der Prüfer.« Glaubt er wirklich, daß der geplagte Kandidat ihn beleidigt hat?

Ein anderes Problem ist Fribbles Beteiligung an meiner kleinen Katastrophe. Hat er mich zum Scherz belogen? Wollte er damit eine alte Rechnung mit meinem Bruder begleichen? Oder war er nur (wie ich's jetzt für das Wahrscheinlichste halte) das, was unsere Vorfahren einen Schwätzer nannten, ein Mann, der den ganzen Tag Falsches und Wahres plapperte, ohne Überlegung und ohne es eigentlich zu wollen? Manche mögen finden, was immer sein Motiv ursprünglich gewesen sein mag, er hätte seine Schuld gestehen müssen, als er sah, worein ich geraten war. Aber das konnte man kaum erwarten. Er war noch ein sehr kleiner Blood, der erst die soziale Leiter hinaufzuklettern begonnen hatte. Burradge stand fast so hoch über Fribble wie Fribble über mir. Durch ein Geständnis hätte er in einer Gemeinschaft, in der sozialer Aufstieg die größte Rolle spielte, seine Stellung gefährdet. Die Schule ist eine Vorbereitung auf das öffentliche Leben.

Um Wyvern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß ich hinzufügen, daß Fribble, nach unseren Maßstäben, kein richtiger Vertreter des Bundes der Bloods war. Er hatte sich gegen das Gesetz der Galanterie in einer Art vergangen, die,

wie mein Bruder mir sagte, zu seiner Zeit unmöglich gewesen wäre. Ich habe vorhin gesagt, daß die »Dirnen« ihre Gunst freiwillig und nicht gezwungen gewährten. Aber Fribble benutzte ein ganzes Tertial lang all seine präfektorale Macht, um einen Jungen, der hier Parsley genannt sei und der seinen Antrag abgelehnt hatte, zu verfolgen. Und das war für ihn sehr leicht. Die unzähligen Vorschriften, gegen die ein jüngerer Schüler sich fast unbeabsichtigt vergehen konnte, ermöglichten es dem Präfekten, einen bestimmten Jungen unentwegt zu zwiebeln, während die Sitte, daß jüngere Schüler den älteren Dienste leisten mußten, es leicht machte, dafür zu sorgen, daß er zu keiner Stunde des Tages einen Augenblick Ruhe hatte. So erfuhr Parsley, was es hieß, sich auch nur einem niederen Blood zu verweigern. Das Ganze wäre eindrucksvoller gewesen, wenn Parsley ein tugendhafter Junge gewesen wäre und den Antrag aus moralischen Gründen abgelehnt hätte. Leider war er das ganz und gar nicht. Er war zu meines Bruders Zeit eine regierende Schöne gewesen und hatte jetzt die Blütezeit fast hinter sich. Von Fribble wollte er nichts wissen. Aber Fribbles Versuch, ihn unter Druck zu setzen, ist der einzige Fall dieser Art, von dem ich je gehört habe.

Im großen und ganzen und wenn man die Versuchungen so privilegierter, so umschmeichelter Jünglinge bedenkt, waren unsere Bloods gar nicht so schlecht. Der Graf war sogar freundlich. Der Parrot war nichts anderes als ein ernster Narr. Stopfish, den einige für grausam hielten, hatte sogar moralische Grundsätze. Als er noch jünger war, hatten viele ihn begehrt, aber er hatte sich seine Tugend erhalten. »Hübsch, aber nützt niemandem etwas. Er ist eine Niete«, hieß es in Wyvern. Am schwersten zu verteidigen war vielleicht Tennyson. Es war uns ziemlich gleichgültig, daß er ein Ladendieb war. Manche fanden es sehr clever von ihm, daß er von einem Rundgang durch die Stadt mit mehr Schlipsen und Socken zurückkam, als er bezahlt hatte. Aber weniger schätzten wir seine Lieblingsstrafe, mit der er uns bedachte: ein Schlag. Und er hätte wahrheitsgemäß beteuern können, daß es nur ein Schlag aufs Ohr war. Er hätte nicht hinzuge-

fügt, daß das Opfer sich mit dem linken Ohr, der linken Schläfe und der linken Wange ganz dicht an den Türpfosten stellen mußte; dann versetzte er ihm mit voller Kraft einen Schlag auf das rechte Ohr. Wir murrten heimlich ein wenig, wenn er ein Turnier in einem »Yard Cricket« genannten Spiel organisierte, Geld dafür sammelte, aber das Turnier nicht stattfand und er das Geld nicht zurückgab. Doch ein Präfekt zu sein ist eine Vorbereitung aufs öffentliche Leben. Und von allen, sogar von Tennyson, kann gesagt werden, sie waren nie betrunken. Man erzählte mir, daß ihre Vorgänger in dem Jahr zuvor manchmal am hellen Tage sternhagelbetrunken im Flur des Hauses lagen. Als ich aber in das Haus kam, bemühte man sich dort, so seltsam das klingen mag, ernstlich um eine moralische Wiederaufrüstung. Sie war das Thema einer Reihe von Reden, die die Präfekten uns in der Hausbibliothek in meiner ersten Woche dort hielten. Mit vielen Drohungen erklärte man, daß die Moralreformer uns auf Vordermann bringen würden. Tennyson war bei der Gelegenheit unübertrefflich. Er hatte eine schöne Baßstimme und sang Soli im Chor. Ich kannte eine seiner »Dirnen«.

Friede ihnen allen. Ein schlimmeres Schicksal, als der Rachsüchtigste unter uns sich hätte wünschen können, erwartete sie. Bei Ypern und an der Somme fielen die meisten von ihnen. Sie waren glücklich, solange ihre guten Tage dauerten.

Die Tracht Prügel, die der picklige alte Ullage mir verabreichte, war noch einigermaßen gnädig. Das Schlimme war, glaube ich, daß ich von da an dank Fribble gezeichnet war: die Art von gefährlichem neuem Jungen, der sich vor Klubs drückt. Zumindest muß das der Hauptgrund gewesen sein, warum Tennyson mich nicht leiden konnte. Wahrscheinlich gab es da noch andere Gründe. Ich war groß für mein Alter, ein hochaufgeschossener Bengel, und das bringt die Älteren gegen einen auf. Ich war auch im Sport nicht zu gebrauchen. Aber das Allerschlimmste war mein Gesicht. Ich gehöre zu den Menschen, denen man sagt: »Mach nicht solch ein Gesicht.« Und man beachte wieder einmal, wie sich Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit in unserem Leben mischen. Sicherlich habe ich oft aus Dünkel oder Wut eine freche oder bor-

stige Miene aufsetzen wollen. Aber niemand schien es dann zu bemerken. Andrerseits waren die Augenblicke, in denen man mir sagte, ich solle nicht solch ein Gesicht machen, fast immer die, in denen ich unterwürfig sein wollte. Kann es wohl unter meinen Vorfahren einen Rebellen gegeben haben, dessen Gesichtsausdruck gegen meinen Willen bei mir sichtbar wurde?

Wie ich schon angedeutet habe, ist die Sitte, daß jüngere Schüler älteren Dienste leisten müssen, das Mittel, mit dem die Bloods, ohne gegen eine Vorschrift zu verstoßen, einem Jungen das Leben zur Hölle machen konnten. Dieses System ist nicht in allen Schulen gleich. In manchen hat jeder Blood seinen Fuchs. So wird es meistens in Schulgeschichten beschrieben und wird manchmal als eine fruchtbare Beziehung wie die zwischen einem Ritter und einem Knappen dargestellt, in der das Dienen des einen mit der Gunst und dem Schutz des anderen belohnt wird. Aber bei uns in Wyvern war es nicht so, es war ein unpersönliches Verhältnis, und auch darin war das Coll eine Vorbereitung auf das öffentliche Leben. Alle Jungen unter einem gewissen Alter bildeten ein Arbeitskräftereservoir, das allen Bloods gemeinsam gehörte. Wenn ein Blood seine Uniform ausgebürstet und die Knöpfe blankpoliert oder seine Stiefel geputzt oder sein Arbeitszimmer reingemacht haben wollte, brüllte er. Wir kamen alle angerannt, und natürlich gab der Blood dem Jungen die Arbeit, den er am wenigsten mochte. Das Säubern der Uniform dauerte Stunden, und wenn man endlich damit fertig war, mußte man die eigene säubern. Es war die Arbeit, die wir am meisten haßten. Das Schuhputzen war an sich nicht so schlimm, nur durch die Umstände, denn es mußte zu einer Zeit geschehen, die für einen Jungen wie mich, der – da er ein Stipendium bekommen hatte und in eine höhere Klasse aufgerückt war – nur mühsam mit dem Pensum Schritt halten konnte, geradezu lebenswichtig war. Daher konnte der Erfolg eines ganzen Tages von den kostbaren vierzig Minuten zwischen Frühstück und erster Stunde abhängen, in denen man die Schulaufgaben mit anderen Jungen der gleichen Klasse noch einmal durchging.

Das konnte man nur, wenn man nicht den Schuhputzer spielen mußte. Es dauerte natürlich nicht vierzig Minuten, ein Paar Schuhe zu putzen, aber das Anstehen in der Schlange der anderen Füchse im »Schuhloch«, um Bürsten und Wichse zu bekommen, verschlang so viel Zeit. Ich erinnere mich noch genau an den dunklen Keller, seinen Geruch und die fast das ganze Jahr hindurch dort herrschende eisige Kälte. Man darf aber nicht annehmen, daß es uns an Dienstboten mangelte. Es gab offizielle »Stiefeljungen«, die vom »Hausherrn« dafür bezahlt wurden, daß sie alle Stiefel und Schuhe putzten, und alle, auch wir Füchse, die wir unsere eigenen Schuhe und die der Bloods täglich putzten, gaben ihnen am Ende des Tertials ein Trinkgeld für ihre Dienste.

Ich muß gestehen, allmählich wurde mir dieses System über. Kein echter Verteidiger der Public Schools wird mir glauben, wenn ich das sage. Aber es war so. Ich hatte es nachgerade satt. Es trug auch noch vieles andere dazu bei. Ich war zu schnell gewachsen und dadurch immer müde. Meine Arbeit in der Klasse ging fast über meine Kraft. Ich hatte zu der Zeit viel Not mit den Zähnen und litt in vielen Nächten an scheußlichen Zahnschmerzen. Nie wieder, außer in den Schützengräben (und auch dort nicht immer), war mir so elend zumute wie in Wyvern.

Ach, der unerbittliche Tag, das schreckliche Erwachen, die endlose Wüste der Stunden, die uns vom Schlafengehen trennten! Und selbst ohne das »Dienen« gibt es für einen Jungen, der sich nichts aus Sport und Spiel macht, an einem Schultag kaum Muße. Für ihn ist der Sportplatz ebenso eine Arbeitsstätte wie das Klassenzimmer, nur mit dem Unterschied, daß er sich für die Arbeit in dem einen zu interessieren vermag, während für die auf dem anderen ganz und gar nicht. Außerdem wird dort jedes Versagen viel strenger bestraft, und das Schlimmste von allem, er muß Interesse heucheln.

Ich glaube, dieses Heucheln, dieses ewige So-tun, als interessierten einen die Dinge, ging mir mehr als alles andere auf die Nerven. Man darf jedoch daraus nicht voreilig schließen, daß die meisten Jungen Sport und Spiele mehr liebten als ich.

Sich vor den Klubs zu drücken, hielten Dutzende von Jungen für das einzig Richtige. Um davon befreit zu werden, brauchte man die Unterschrift des »Hausherrn«, und die Handschrift des unsrigen war leicht nachzuahmen. Ein kundiger Fälscher (ich kannte einen aus dieser Gilde) konnte durch Herstellen und Verkaufen gefälschter Unterschriften sein Taschengeld um einen ansehnlichen Betrag vergrößern. Dreierlei bestimmte das ständige Gerede über Sport. Erstens die echte Begeisterung, die die Massen zu den Spielen der Fußball-Liga treibt. Wenige wollten mitspielen, aber viele wollten zusehen, um stellvertretend an den Triumphen der Mannschaft des Coll oder der Mannschaft des Hauses teilzunehmen. Zweitens die rege Unterstützung dieses natürlichen Gefühls durch die Bloods und fast alle Lehrer. Lau in solchen Dingen zu sein, war die größte Sünde. Daher mußte die Begeisterung, wo sie vorhanden war, übertrieben, und wo sie es nicht war, künstlich erzeugt werden. Bei Kricket-Kämpfen patrouillierten die niedrigen Bloods an der Zuschauermenge vorüber, um jene aufzuspüren, die nur lahm applaudierten, und sie zu bestrafen. Das erinnert an eine der Maßnahmen, die ergriffen wurden, wenn Nero sang. Denn natürlich würde die ganze Struktur des Bundes der Bloods einstürzen, wenn die Bloods nur zu ihrer Erholung und ihrem Vergnügen spielten. Zuschauer und Scheinwerferlicht waren darum unbedingt nötig. Und das bringt uns auf das Dritte. Für Jungen, die noch nicht Bloods waren, die aber sportlich etwas verhießen, waren die Spiele ein wichtiges *moyen de parvenir*. Für sie waren die Klubs ebensowenig erholsam wie für mich. Sie gingen auf die Sportplätze nicht wie Männer, die in den Tennisklub gehen, sondern wie theaterbesessene Mädchen, angehende Schauspielerinnen, in die Generalprobe, gespannt und beklommen, von Hoffnungen und Ängsten erfüllt und voll innerer Unruhe, bis sie eine gute Kritik bekommen hatten, die für sie die erste Sprosse auf der Leiter des Erfolges bedeutete. Aber auch dann hatten sie noch keinen Frieden gefunden, denn wer nicht weiterkommt, fällt zurück.

Die Wahrheit ist, daß organisierte Spiele, an denen man teilnehmen mußte, zu meiner Zeit das Element des Spiels

aus dem Schulleben fast völlig verbannten. Es gab (im eigentlichen Sinn des Wortes) keine Zeit zum Spielen. Die Rivalität war zu stark, die Preise funkelten zu verlockend, die »Hölle der Niederlage« war zu entsetzlich.

Der einzige Junge, der »spielte«, aber nicht im Sport, war unser irischer Earl. Aber er war in allem die Ausnahme von der Regel, nicht seines Grafentitels wegen, sondern weil er ein unbezähmbarer Ire war, der geborene Rebell, den keine Gesellschaft in die Knie zwingen konnte. In seinem ersten Tertial rauchte er Pfeife. Nachts machte er sich auf seltsame Expeditionen in eine Nachbarstadt auf, nicht, glaube ich, um sich mit Frauen herumzutreiben, sondern zu harmlosen Abenteuern und Streichen. Er trug immer einen Revolver bei sich. Ich erinnere mich gut daran, denn er hatte die Gewohnheit, nur eine Kammer zu laden, dann in das Arbeitszimmer geeilt zu kommen und dort (wenn das das richtige Wort ist) all die anderen Schüsse auf einen abzufeuern, so daß unser Leben davon abhing, ob er richtig zählte. Ich fand damals (und finde es noch), daß dies (anders als das Dienen) etwas war, gegen das kein vernünftiger Junge etwas einwenden konnte. Lehrer und Bloods wurden damit herausgefordert. Es war völlig sinnlos, und doch war keine Bosheit darin. Ich liebte Ballygunnian; auch er ist in Frankreich gefallen. Ich glaube nicht, daß er je ein Blood geworden ist. Wenn ja, dann hätte er keine Notiz davon genommen. Das Rampenlicht oder der gesellschaftliche Erfolg waren ihm gleichgültig. Er ging durch das Coll, ohne nach links und rechts zu blicken.

Popsy — das hübsche rothaarige »private« Hausmädchen — war wohl ebenso zum Spiel geschaffen. Wenn sie (vom Grafen, glaube ich) gefangen und in unseren Teil des Hauses getragen wurde, kicherte und kreischte sie vor Vergnügen. Sie war zu vernünftig, um ihre Tugend einem Blood zu opfern, aber es wurde gemunkelt, daß jene, die sie zur rechten Zeit und am rechten Ort trafen, sie dazu überreden konnten, ihnen gewisse Stunden in Anatomie zu geben. Vielleicht logen sie.

Ich habe bisher noch kaum einen Lehrer erwähnt. Ein sehr

geliebter und verehrter wird im nächsten Kapitel erscheinen. Aber andere Lehrer sind es kaum wert, daß man ein Wort über sie verliert. Es ist schwer für Eltern (und vielleicht noch schwerer für Schulmeister), einzusehen, wie unwichtig die meisten Lehrer im Leben einer Schule sind. Von dem Guten und Bösen, das einem Schüler angetan wird, kommt wenig auf das Konto der Lehrer, und sie wissen noch weniger davon. Unser eigener Hausvater muß ein aufrechter Mann gewesen sein, denn er ernährte uns wunderbar. Im übrigen behandelte er seine Schutzbefohlenen sehr anständig und fragte nicht zu viel. Manchmal machte er abends einen Rundgang durch die Schlafsäle, aber er hatte immer Stiefel an, trat fest auf und hustete vor der Tür. Er war kein Spion und kein Spielverderber. Leben und leben lassen war seine Devise.

Je müder ich körperlich und geistig wurde, um so mehr haßte ich Wyvern. Was es mir eigentlich antat, merkte ich nicht. Es lehrte mich mit der Zeit, ein Snob zu werden, das heißt ein Intellektueller oder (im schlechten Sinn) ein Schöngeist. Aber über dieses Thema werde ich mich in einem anderen Kapitel auslassen. Am Ende von diesem muß ich wiederholen, denn das ist der Haupteindruck, den Wyvern in mir hinterlassen hat, daß ich müde war. Schlaf wurde zum höchsten Gut. Mich hinzulegen, keine Stimmen mehr zu hören, nicht mehr heucheln, Ausflüchte machen, nicht mehr mit schlechtem Gewissen herumlaufen zu müssen, das war es, was ich mir am sehnlichsten wünschte: Wenn es doch kein Morgen gäbe, wenn man ewig schlafen könnte!

7. Licht und Schatten

Da kommt dieser Mann sonst als moralischer und religiöser Schriftsteller, wird man sagen, und jetzt schildert er, es ist doch nicht zu glauben, in einem ganzen Kapitel seine alte Schule als eine Brutstätte unreiner Liebe, ohne diese abscheuliche Sünde mit einem Wort zu brandmarken. Aber dafür habe ich zwei Gründe. Den einen wird man hören, noch ehe dieses Kapitel zu Ende ist. Der andere ist, wie ich

schon gesagt habe, daß die Sünde, um die es hier geht, eine der beiden ist (Wetten ist die andere), die zu begehen ich nie versucht gewesen bin. Ich will nicht in nutzlosen Philippiken gegen Feinde schwelgen, denen ich nie im Kampf begegnet bin.

(»Das bedeutet dann, daß all die anderen Laster über die Sie so ausführlich geschrieben haben . . .« Nun ja, das stimmt, und es ist sehr traurig; doch mit dem, von dem jetzt die Rede sein soll, hat es nichts zu tun.)

Ich muß erzählen, wie Wyvern mich zum Snob gemacht hat. Als ich dorthin kam, wäre ich nicht im Traum auf den Gedanken gekommen, daß mein privater Geschmack an einigermaßen guten Büchern, mein Interesse an Wagner, an der Mythologie mir eine Art Überlegenheit denen gegenüber gab, die nur Magazine lasen und keine andere Musik hörten als den (damals schicken) Rag-time. Das mag unglaublich klingen, wenn ich nicht hinzufüge, daß mich die pure Ahnungslosigkeit davor bewahrte, mir etwas darauf einzubilden. Jan Hay schildert irgendwo die lesende Minorität in einer Public School zu seiner Zeit als Jungen, die über G. B. S. und G. K. C. so sprachen, wie andere Jungen heimlich rauchten. Beide gelüstete es, von der verbotenen Frucht zu kosten, und beide wünschten sich nichts sehnlicher, als erwachsen zu sein. Und solche Jungen, wie er sie beschreibt, kamen wahrscheinlich aus Häusern in Chelsea, Oxford oder Cambridge, wo sie über zeitgenössische Literatur sprechen hörten. Aber bei mir war es ganz anders. Ich war zum Beispiel zu der Zeit, als ich nach Wyvern kam, ein leidenschaftlicher Leser von Shaw, aber ich hätte nie gedacht, daß Shaw-Lesen etwas sei, auf das man stolz sein könne. Shaw war ein Autor, dessen Werke wie die vieler anderer in meines Vaters Bücherschrank standen. Ich begann ihn zu lesen, weil seine *Dramatic Opinions* viel über Wagner enthielten, und Wagners Name allein war damals für mich ein Köder. Und anschließend las ich die meisten anderen Bücher von Shaw, die wir hatten. Aber wie groß sein literarischer Ruf war, wußte ich nicht, und es war mir auch gleichgültig. Ich wußte nicht einmal, daß es eine literarische Welt gab. Mein Vater sagte mir, Shaw sei

ein Scharlatan, aber in »*John Bulls andere Insel*« gäbe es allerlei zu lachen. Mit all meiner anderen Lektüre war es das gleiche; niemand (Gott sei Dank) hat es bewundert, daß ich viel las, noch mich dazu ermuntert. (Aus einem unbegreiflichen Grunde sprach mein Vater von William Morris immer als »diesem Kleinstadtmaler«). Ich hätte in Chartres mir etwas darauf zugute tun können, daß ich gut in Latein war (und tat es wahrscheinlich auch); aber das war etwas, das als verdienstlich anerkannt wurde. Englische Literatur gab es jedoch zum Glück im Lehrplan nicht, und so war ich vor jeder Möglichkeit bewahrt, mit meinen Kenntnissen zu protzen. Nie in meinem Leben hatte ich einen Roman, Gedichte oder eine kritische Abhandlung in meiner Sprache gelesen, wenn ich nicht nach den ersten Seiten Gefallen daran fand. Mir blieb natürlich nicht verborgen, daß die meisten Menschen, junge und erwachsene gleichermaßen, sich für die Bücher, die ich las, nicht interessierten. Ein paar meiner Vorlieben teilte ich mit meinem Vater, ein paar mehr mit meinem Bruder. Abgesehen davon stand ich in dieser Hinsicht allein, und ich nahm das als eine Art Naturgesetz hin. Hätte ich über das alles nachgedacht, hätte ich eine leichte Anwandlung nicht von Überlegenheit, sondern von Unterlegenheit gespürt. Als ich aufs Coll kam, war ich eher geneigt, mich für meinen literarischen Geschmack zu entschuldigen, als mich mit ihm zu brüsten.

Aber diese Unschuld währte nicht lange. Ich war von Anfang an von all dem ein wenig erschüttert, was ich von meinem Klassenlehrer über die Zierden der Literatur zu lernen begann. Ich war jetzt in das gefährliche Geheimnis eingeweiht, daß auch andere als ich dort die wahre Wonne fanden und von der Schönheit berauscht waren. Unter den Neuen meines Jahrgangs waren auch zwei Jungen, die aus der Dragon-Schule in Oxford kamen (wo Naomi Mitchison, die noch blutjung war, gerade ihr erstes Stück inszeniert hatte), und von ihnen hörte ich auch Andeutungen darüber, daß es eine Welt gab, von der ich nie geträumt hatte, eine Welt, in der Dichtung etwas Öffentliches und Akzeptiertes war, so wie Sport und Liebelei in Wyvern, eine Welt, in der ein Ge-

schmack an solchen Dingen fast verdienstlich war. Mir war wie Siegfried zumute, als ihm zum erstenmal dämmerte, daß er nicht Mimes Sohn war. Was »mein« Geschmack gewesen war, war offenbar »unser« Geschmack. Wenn ich nur je dem Wir begegnet wäre, zu dem dieses Unser gehörte! Und wenn »unser« Geschmack, dann war es – in einer gefährlichen Wende – vielleicht »guter« Geschmack oder »der richtige« Geschmack. Diese Wende schließt so etwas wie einen Sündenfall ein. In dem Augenblick, da der gute Geschmack sich selbst erkennt, geht etwas von seiner Güte verloren. Selbst dann aber ist es nicht notwendig, noch den weiteren Schritt nach unten zu tun, nämlich, die Philister zu verachten, die ihn nicht teilen. Leider tat ich ihn. Bis dahin hatte ich mich, obwohl ich mich in Wyvern immer unglücklicher fühlte, halb meines eigenen Elends geschämt, war immer noch bereit (wenn ich es nur durfte), die Olympier zu bewundern, immer noch etwas überehrfürchtig, mehr verschüchtert als grollend. Ich hatte, wie man sieht, dem Wyverner Ethos nichts entgegenzustellen, nichts, das ich dagegen ausspielen konnte. Es war ein nacktes Ich, das gegen das stand, was die Welt zu sein schien. Aber in dem Augenblick, in dem ich – wie vage auch immer – ein Wir wurde und Wyvern nicht mehr *die* Welt, sondern *eine* Welt war, änderte sich alles. Es war jetzt möglich, sich, wenigstens in Gedanken, zu rächen. Ich kann mich noch an das erinnern, was vielleicht der genaue Augenblick dieses Übergangs war. Ein Präfekt namens Glubb oder Blugg oder so ähnlich stand mir gegenüber, rülpste mir ins Gesicht, während er mir einen Befehl gab. Das Rülpsen sollte keine Beleidigung sein. Man kann einen »Fuchs« ebensowenig beleidigen wie ein Tier. Wenn Blubb daran gedacht hätte, daß ich reagieren könnte, hätte er erwartet, daß ich sein Rülpsen komisch fand. Was das Faß überlaufen und mich zum Snob werden ließ, war sein Gesicht – die aufgeblähten Backen, die dicke, feuchte herunterhängende Unterlippe, das Schläfrige und zugleich Listige darin. »Der Lümmel«, dachte ich. »Der Tölpel. Der stupide, alberne Clown. Trotz all seiner Macht und Privilegien möchte ich nicht mit ihm tauschen.« Ich war ein Snob, ich war blasiert geworden.

Das Interessante ist, daß das Public School-System so gerade das bewirkt hat, was es verhindern oder beseitigen will. Denn man muß verstehen (wenn man nicht diese Tradition am eigenen Leib kennengelernt hat), daß das Ganze dem Zweck diente, den kleineren Jungen den Unsinn auszutreiben und sie »an ihren Platz zu stellen«. »Wenn die jüngeren Jungen nicht den älteren hätten Dienste leisten müssen«, sagte mein Bruder einmal, »wären sie unerträglich geworden.« Darum war es mir peinlich zu gestehen, daß ich das ständige Dienen satt hatte. Wenn man das sagt, wird jeder wahre Verteidiger des Systems den Fall des Betreffenden sofort diagnostizieren, und sie werden ihn alle in der gleichen Art diagnostizieren. »Haha«, werden sie rufen, »das ist es also. Hältst dich für zu gut, einem älteren Kameraden die Schuhe zu putzen, was? Und das gerade zeigt, wie notwendig es für dich ist, solche Dienste zu verrichten. Das System ist eben dafür da, junge Snobs wie dich zu kurieren.« Daß noch eine andere Ursache als das »sich für etwas zu gut halten« einen Jungen mit diesem Los unzufrieden machen kann, wird nicht zugegeben. Man braucht das nur auf das Erwachsenenleben zu übertragen und wird klar und deutlich die Logik darin erkennen. Wenn jemand das unbestreitbare Recht hätte, jederzeit außerhalb des Büros einen Dienst von Ihnen zu verlangen — wenn an einem Sommerabend, an dem Sie müde von der Arbeit nach Hause kämen und sich noch eine Menge Arbeit mitgebracht hätten, die am gleichen Abend erledigt werden müßte, er Sie zum Golfplatz mitschleppen könnte, damit Sie ihm dort als Caddie dienten, bis es zu dämmern begänne; wenn er Sie schließlich ohne ein Wort des Dankes mit einem Koffer voller Kleidung entließe, die Sie bis zum Frühstück für ihn bürsten und säubern sollten, und einen Korb voll schmutziger Wäsche, die Ihre Frau waschen und flicken sollte; und wenn Sie dann nicht immer glücklich und zu frieden wären — was anderes als Ihre eigene Eitelkeit könnte der Grund dafür sein? Ja, was könnte es anderes sein? Denn es ist schon eine Beleidigung für den Älteren, wenn der Jüngere sich über die Arbeit, die man von ihm zu tun verlangt, nicht genügend begeistert zeigt.

Offenbar waren sich jene, die die Schöpfer der Hierarchie von Wyvern waren, immer einer ernsten Gefahr bewußt gewesen. Es schien ihnen ganz selbstverständlich, daß, wenn man die Dinge sich selbst überließ, neunzehnjährige Jungen, die für die Grafschaft Fußball spielten und für die Schule boxten, überall von dreizehnjährigen vernichtend geschlagen und verhöhnt würden. Und das würde ein sehr peinliches Schauspiel sein. Es mußten darum die Starken vor den Schwachen geschützt werden, und die alten Hasen mußten sich eng gegen die Neulinge zusammenschließen, die weder einander noch sonst jemanden dort kannten, die armen, zitternden Löwen gegen die wütenden, rasenden Schafe.

Es liegt natürlich eine gewisse Wahrheit darin. Kleine Jungen können frech sein, und eine halbe Stunde in der Gesellschaft eines dreizehnjährigen Franzosen bringt die meisten von uns zu der Erkenntnis, daß das den Älteren dienen müssen gar nicht so abwegig ist. Dennoch finde ich, die größeren Jungen hätten ihre Stellung ohne all die Zusicherungen und Ermutigungen durch die Schulleitung halten müssen. Denn natürlich schmeichelte die Schulleitung, der es nicht genügte, den Schafen den »Unsinn« auszutreiben, immer den Löwen und trichterte ihnen so die gleiche Menge »Unsinn« ein, indem sie sie mit Macht, Privilegien und applaudierenden Zuschauern bei den Spielen, in denen sie mitwirkten, verwöhnte. Hätten nicht die Jungen aus sich und ohne Beistand alles und vielleicht noch mehr als alles, was in dieser Richtung nötig war, geschafft? Aber wie überlegt auch der Plan war, ich behaupte, daß er sein Ziel nicht erreichte. In den letzten dreißig Jahren hat es in England eine bittere, widerspenstige, skeptische, alles entlarvende, zynische Intelligenz gegeben. Viele dieser Intellektuellen waren in Public Schools gewesen, und ich glaube, wenige liebten sie. Die Verteidiger der Schulen werden natürlich sagen, diese Snobs seien gerade die, denen gegenüber das System versagt habe, sie seien nicht genügend getreten, verspottet, verprügelt, geschunden und gedemütigt worden. Aber bestimmt ist es ebenso möglich, daß sie die Produkte des Systems sind, daß sie keine Snobs waren, als sie auf die Schulen kamen, sondern in den ersten

Jahren, so wie ich, zu Snobs gemacht wurden. Denn das wäre wirklich ein ganz natürliches Resultat. Wo Unterdrückung den Geist nicht völlig und für immer bricht, bewirkt sie da nicht in ihm rachsüchtigen Stolz und Verachtung? Wir entschädigen uns für Schläge und Plage durch eine doppelte Dosis Selbstachtung. Niemand wird so leicht arrogant wie ein vor kurzem befreiter Sklave.

Ich schreibe natürlich nur für neutrale Leser. Mit den überzeugten Anhängern des Systems läßt sich nicht streiten, denn sie haben, wie wir schon sahen, Maximen und eine Logik, die der »Laie« nicht verstehen kann. Ich habe sie sogar Zwangssport mit der Begründung verteidigen hören, daß alle Jungen, bis auf ein paar »Lumpen«, den Sport lieben; es muß Zwang sein, weil kein Zwang nötig ist. (Ich wünschte, ich hätte nie gehört, wie Militärgeistliche mit einem ähnlichen Argument die üble Einrichtung des befohlenen Kirchgangs verteidigten.

Aber das entscheidende Übel des Lebens in einer Public School lag, wie ich es sehe, weder in den Leiden der Füchse noch in der privilegierten Arroganz der Bloods. Es waren Symptome von etwas viel Überzeugenderem, etwas, das auf die Dauer den Jungen am meisten schadete, die in der Schule am erfolgreichsten und glücklichsten waren. Geistig gesprochen: das Schlimmste war, daß das Schulleben fast völlig von dem sozialen Kampf beherrscht war. Weiterzukommen, zu arrivieren, oder wenn man den Gipfel erreicht hatte, dort zu bleiben, das war die Hauptbeschäftigung. Freilich ist das auch die Hauptbeschäftigung der Erwachsenen, aber ich habe noch keine Erwachsenengesellschaft gesehen, in der die Kapitulation vor diesem Impuls so total war. Und das ist in der Schule, wie in der Welt, die Quelle aller Arten von Niedertracht; die Kriecherei vor den Höherstehenden, der Verkehr mit jenen, die zu kennen nützlich ist, das schnelle Fallenlassen von Freundschaften, die einem auf dem Weg aufwärts nichts nützen, die Bereitschaft, in den Chor gegen den Unbeliebten, einzustimmen, ist das geheime Motiv fast jeder Aktion. Die Wyverner Gesellschaft scheint mir im Rückblick die am wenigsten spontane, ich meine damit die am wenigsten

jungenhafte gewesen zu sein, die ich je gekannt habe. Es wäre vielleicht nicht allzu übertrieben zu sagen, daß im Leben mancher Jungen alles auf das Vorwärtskommen zielte. Dafür wurde Sport getrieben, dafür wurden Kleider, Freunde, Vergnügungen und Laster ausgesucht.

Und darum kann ich die Päderastie nicht als das Schlimmste unter den Übeln des Coll ansehen. Bei diesem Thema wird viel geheuchelt. Die Menschen sprechen gewöhnlich darüber, als wäre jedes andere Laster erträglicher. Aber warum? Weil jene von uns, die dem Laster nicht frönen, fast den gleichen Ekel vor ihm empfinden wie vor, sagen wir Nekrophilie? Ich glaube, das ist für eine moralische Verurteilung sehr unerheblich. Weil es eine dauernde Perversion bewirkt? Aber dafür gibt es kaum einen Beweis. Die Bloods hätten Mädchen Jungen vorgezogen, wenn sie an sie hätten herankommen können; als ihnen später Mädchen erreichbar waren, haben sie sie wahrscheinlich genommen. Dann aus christlichen Gründen? Aber wie viele von denen, die dagegen wettern, sind wirkliche Christen? Und welcher Christ würde in einer so weltlichen und grausamen Gesellschaft wie der von Wyvern sich die fleischlichen Sünden herauspicken, um sie besonders zu verdammen? Grausamkeit ist bestimmt ein schlimmeres Übel als Lust, und die Welt ist mindestens so gefährlich wie das Fleisch. Der wirkliche Grund für all das Gezeter ist meiner Meinung nach weder christlich noch ethisch. Wir greifen dieses Laster an, nicht weil es das schlimmste ist, sondern weil es, nach Erwachsenenmaßstäben, das schimpflichste und außerdem nach dem englischen Gesetz ein Verbrechen ist. Die Welt wird uns nur in die Hölle führen, aber die Sodomie bringt einen vielleicht ins Gefängnis und erregt einen Skandal, und man verliert seine Stellung. Die Welt, um ihr gerecht zu sein, tut das selten.

Wenn jene von uns, die eine Schule wie Wyvern gekannt haben, die Wahrheit zu sagen wagten, würden wir sagen müssen, daß die Päderastie, was für ein großes Übel sie an sich auch sein mag, damals das einzige war, das noch manches Gute bewirkte. Es war das einzige Gegengift gegen den sozialen Kampf, die einzige Oase (obwohl auch in ihr nur Unkraut

wucherte) in der heißen Wüste des wetteifernden Ehrgeizes. In seinen unnatürlichen Liebesaffären, und vielleicht nur dort, trat der Blood ein wenig aus sich heraus, vergaß für ein paar Stunden, daß er einer der Bedeutendsten dort war. Das mildert das Bild. Eine Perversion war die einzige Ritze, durch die das Spontane und Nichtberechnende eindringen konnten. Plato hatte im Grunde doch recht. Auch der auf den Kopf gestellte, angeschwärzte, verzerrte und unflätige Eros trug noch Spuren seiner Göttlichkeit.

Was für eine Antwort übrigens für all jene, die alle Krankheiten der Gesellschaft aus der Wirtschaft ableiten, war Wyvern! Denn Geld hatte nichts mit jenem Klassensystem zu tun. Weder wurden die Jungen mit den fadenscheinigen Jakken Punts noch die mit dem vielen Taschengeld Bloods. Nach der Ansicht mancher Theoretiker hätte es darum dort keinerlei bourgeoise Unsitten und Laster geben dürfen. Aber ich habe nie eine Gemeinschaft gesehen, in der es so viel Konkurrenzneid, so viel Snobismus, so viel Speichelleckerei gab, eine so egoistische und klassenbewußte herrschende Klasse und ein Proletariat, das so katzbuckelte, so gar kein Solidaritätsgefühl und Sinn für kollektive Ehre hatte. Aber vielleicht braucht man kaum für eine a priori so offenkundige Wahrheit Beweise anzuführen. Wie Aristoteles bemerkte, werden Männer nicht Diktatoren, um ein angenehmes Leben zu haben. Wenn eine herrschende Klasse eine andere Kraftquelle hat, warum soll sie dann auf Geld aus sein? Das meiste, was sie begehrt, wird ihr von wetteifernden Schmeichlern aufgedrängt; das übrige kann sie sich gewaltsam nehmen.

Es gab zwei ausgesprochene Glücksfälle in Wyvern. Der eine war mein Klassenlehrer, Smewgy, wie wir ihn nannten. Außer bei Oldie hatte ich von Anfang an immer Glück mit meinen Lehrern gehabt; aber Smewgy war mehr, als man erwarten und erhoffen konnte. Er war ein Graukopf mit großer Brille und einem breiten Mund, was zusammen ihm einen froschähnlichen Ausdruck gab. Aber nichts ähnelte weniger dem Quaken eines Frosches als seine Stimme. Sie war melodisch. Jeder Vers, den er vorlas, verwandelte sich in seinem Mund in Musik: etwas, das halb Sprache, halb Gesang war.

Es ist nicht die einzige gekonnte Art, Verse vorzulesen, aber es ist die, mit der man Jungen begeistert. Er lehrte mich als erstes das richtige Gefühl für Dichtung, wie man sie für sich allein genießen und sprechen sollte. Von Miltons »Thrones, Dominations, Princedoms, Virtues, Powers« sagte er: »Diese Zeile hat mich für eine Woche glücklich gemacht.« So etwas hatte ich noch nie jemand sagen hören. Noch nie war ich auch einem Lehrer von so vollkommener Höflichkeit begegnet. Sie hatte nichts mit Weichheit zu tun; Smewgy konnte sehr streng sein, aber es war die ernste und gemessene Strenge eines Richters, ohne Spott und Hohn. Er hatte eine schwierige Klasse, denn sie bestand zum Teil aus Neuen mit Stipendien, die dort anfingen, wie ich selber, und zum Teil aus »Veteranen«, die am Ende ihrer langsamen Reise durch die Schule dort angelangt waren. Durch seine guten Manieren wurden wir zu einer Einheit. Er redete uns immer mit »Herr« an, und damit war es von Anfang für uns ausgeschlossen, uns anders als dem entsprechend zu benehmen. Und jedenfalls im Unterricht machte er nie einen Unterschied zwischen Füchsen und Bloods. Als er uns an einem heißen Tag erlaubt hatte, unsere Jacken auszuziehen, bat er uns um die Erlaubnis, ehe er seinen Talar ablegte. Einmal wurde ich einer schlechten Arbeit wegen von ihm zum Direktor geschickt, damit der mir die Leviten las. Der Direktor mißverstand Smewgys Bericht und glaubte, er habe sich über mein Benehmen beschwert. Als Smewgy von den Worten des Direktors Wind bekam und sofort den Irrtum berichtigt hatte, zog er mich beiseite und sagte: »Es ist da zu einem kuriosen Mißverständnis gekommen. Ich habe nichts derartiges über Sie gesagt. Sie werden jedoch eine Tracht Prügel bekommen müssen, wenn Sie in der nächsten Woche in griechischer Grammatik nicht mehr leisten; aber natürlich hat das mit Ihrem oder meinem Benehmen nichts zu tun.« Der Gedanke, daß der Konversationston zwischen zwei Gentlemen sich durch eine Tracht Prügel (ebensowenig wie durch ein Duell) ändern könnte, war lächerlich. Sein Benehmen war vollkommen: keine Vertraulichkeit, keine Feindseligkeit, kein billiger Humor; Respekt vor dem anderen, Dekorum. »Wir wollen nie mit *amousia*

leben«, war eine seiner Lieblingsmaximen; *amousia*, die Abwesenheit der Musen. Und er wußte, wie Spencer es wußte, daß zu den Musen die Höflichkeit gehörte.

So bedeutete es gewissermaßen eine Erhebung in den Adelsstand, wenn man in Smewgys Klasse war, selbst wenn er uns nichts anderes gelehrt hätte. In all dem banalen Ehrgeiz und glitzernden Gepränge des Schullebens war er einer, der uns stets daran erinnerte, daß es Schöneres, Menschlicheres, Größeres und Erhabeneres gab. Sein Unterricht war genauso gut. Er konnte begeistern, aber er konnte auch analysieren. Ein Idiom oder eine schwierige Textstelle wurde von ihm erläutert, klar wie der Tag. Er machte uns verständlich, daß das Verlangen des Lehrers nach Genauigkeit nicht nur pedantisch und noch weniger eine willkürliche geistige Disziplin, sondern vielmehr Feingefühl ist, und daß sein Fehlen eine grobe und derbe Veranlagung beweist. Ich begann zu erkennen, daß dem Leser, dem das Syntaktische in einem Gedicht entgeht, auch das Ästhetische entgeht.

Damals beschäftigte sich ein Junge im humanistischen Zweig fast nur mit alten Sprachen. Das war, glaube ich, klug. Der größte Dienst, den wir der heutigen Erziehung erweisen können, ist eine Beschränkung der Lehrgegenstände. Niemand hat, ehe er zwanzig ist, die Zeit, sich in mehr als ein paar Fächern gründliche Kenntnisse zu erwerben, und wenn wir einen Jungen zwingen, in einem Dutzend Fächer mittelmäßig zu sein, nehmen wir ihm vielleicht fürs Leben die Maßstäbe. Smewgy lehrte uns Latein und Griechisch, aber vieles andere ergab sich daraus. Die Bücher, die ich durch seinen Unterricht am meisten liebte, waren die Oden des Horaz, Vergils Aeneïs IV und Euripides' Bacchae. Ich hatte Griechisch und Latein immer gern gelernt, aber bisher war es nur das Vergnügen gewesen, das jeder empfindet, wenn er eine Fertigkeit beherrscht. Jetzt lernte ich die Klassiker als Dichter schätzen. Hier war etwas sehr anderes als das Nordische. Pan und Dionysos fehlte das Kalte, Durchdringende Odins und Freyas. Meine Phantasie wurde von etwas Neuem bereichert: etwas Mittelmeerischem und Vulkanischem, dem orgiastischen Trommelschlag. Orgiastisch, aber nicht erotisch,

oder jedenfalls nicht stark erotisch. Vielleicht hing es unbewußt mit meinem wachsenden Haß auf die Orthodoxien und Konventionen der Public Schools zusammen und meinem Wunsch, das alles zu zerbrechen und zu zerreißen.

Der andere Glücksfall des Coll war die Schulbücherei; nicht nur, weil es eine Bibliothek, sondern weil es ein Heiligtum war. So wie die Neger frei wurden, sobald sie englischen Boden betraten, so konnte der geringste Junge, sobald er in der Bibliothek war, zu keinem Dienst gezwungen werden. Es war natürlich nicht leicht, dort hineinzugelangen. Im Wintertertials mußte man, wenn man nicht auf der Liste der Klubs stand, einen Dauerlauf machen. Im Sommer kam man nachmittags nur unter günstigen Bedingungen in das Heiligtum. Wenn man als Klubmitglied vermerkt war, hatte man keine Zeit dafür. Oder es fand ein Haus-Match oder ein Coll-Match statt, bei dem man zusehen mußte. Drittens, und das war das Wahrscheinlichste, konnte man auf dem Wege zur Bibliothek abgefangen werden und mußte dann den ganzen Nachmittag alle möglichen Dienstleistungen verrichten. Aber manchmal gelang es einem, all diesen Gefahren zu entrinnen; und dann — Bücher, Schweigen, Muße, in der Ferne der Lärm des Spiels, Bienen summten an den offenen Fenstern, und man war frei. Hier fand ich das »*Corpus Poeticum Boreale*« und versuchte vergeblich, aber glücklich, mir aus der Übersetzung unten auf der Seite eine Vorstellung von dem Original zu machen. Dort fand ich auch Milton und Yeats und ein Buch über keltische Mythologie, die zwar keine Rivalin, aber bald eine bescheidene Gefährtin der nordischen wurde. Das tat mir gut: zwei Mythologien (oder drei jetzt, da ich das Griechische zu lieben begann) zu genießen und sich dabei ihrer verschiedenen Qualitäten bewußt zu sein, hat etwas Ausgleichendes und macht tolerant. Ich spürte deutlich den Unterschied zwischen der steinernen und stolzen Erhabenheit Asgards, der grünen, belaubten, verliebten, schwer bestimmbaren Welt Cruschans und der härteren, trotzigeren, besonnten Schönheit des Olymp. Ich begann (vor allem in den Ferien) ein Epos über Cuchalain und ein anderes über Finn in englischen Hexametern zu schreiben. Zum Glück

gab ich es wieder auf, ehe dieses vulgäre Versmaß mir das Gehör verderben konnte.

Aber das Nordische stand immer noch an erster Stelle, und die einzige schriftstellerische Arbeit, die ich damals vollendete, war eine Tragödie, nordisch im Thema und griechisch in der Form. Sie hieß »Der Gebundene Loki« und war so klassisch, wie ein Humanist sie sich nur wünschen konnte mit Proloos, Parodos, Epeisodie, Stasimon, Exodos, Stichomythie und (natürlich) einer Stelle in trochäischen Septenarii – mit Reim. Nie hat mir etwas mehr Freude gemacht. Der Inhalt ist bezeichnend. Mein Loki war nicht nur boshaft. Er war gegen Odin, weil Odin eine Welt geschaffen, obwohl Loki ihn deutlich gewarnt hatte, daß das eine unmenschliche Grausamkeit wäre. Warum sollten Menschen die Last des Lebens tragen müssen ohne ihre Einwilligung? Der Hauptgegensatz in meinem Stück war der zwischen der traurigen Weisheit Lokis und der brutalen Orthodoxie Thors. Odin war teils sympathisch; er verstand zumindest, was Loki meinte, und es hatte zwischen den beiden eine lange Freundschaft bestanden, ehe die kosmische Politik sie auseinanderbrachte. Thor war der wirklich Böse, Thor mit seinem Hammer und seinen Drohungen, der Odin immer gegen Loki aufhetzte und immer darüber klagte, daß Loki die größeren Götter nicht genügend respektiere. Worauf Loki antwortete:

»Ich respektiere Weisheit, nicht die Kraft.«

Thor symbolisierte in Wirklichkeit die Bloods; obwohl ich das jetzt klarer sehe als damals. Loki war ein Ebenbild von mir, er gab dem Gefühl snobistischer Überlegenheit Ausdruck, durch die ich mich leider für mein Unglück zu entschädigen begann.

Noch etwas anderes ist vielleicht an dem Stück bemerkenswert: sein Pessimismus. Ich lebte damals wie so viele Atheisten oder Antitheisten in einem Wirbel von Widersprüchen. Ich behauptete, Gott existiere nicht. Ich war aber auch sehr zornig auf Gott, weil er nicht existierte. Und ebenso weil er eine Welt geschaffen hatte. Wieweit war dieser Pessimismus, dieses Verlangen, gar nicht geboren zu sein, ehrlich? Nun, ich muß bekennen, daß dieses Verlangen in

den Stunden verging, als der wilde Earl mich mit seinem Revolver bedrohte. Nach dem Chesterton-Test war der Pessimismus nicht ehrlich. Aber ich bin bis heute von Chestertons Argument nicht überzeugt. Es stimmt, daß ein Pessimist, wenn er sein Leben bedroht fühlt, sich wie andere Menschen verhält. Sein Lebenstrieb ist stärker als sein Urteil, daß das Leben nicht erhaltenswert sei. Aber wieso beweist das, daß sein Urteil unehrlich oder sogar irrig war? Eines Mannes Urteil, daß Whisky schlecht für ihn sei, wird nicht dadurch entkräftet, daß, wenn er eine Flasche zur Hand hat, das Verlangen über die Vernunft siegt und er der Versuchung erliegt. Wenn wir einmal das Leben gekostet haben, sind wir dem Selbsterhaltungstrieb unterworfen. Mit anderen Worten, das Leben kann so zu einer Gewohnheit werden wie das Kokain. Was dann? Wenn ich die Schöpfung weiter für eine große Ungerechtigkeit hielte, müßte ich behaupten, daß dieser Selbsterhaltungstrieb die Ungerechtigkeit verschlimmert. Wenn es schlecht ist, gezwungen zu werden, den Trank zu trinken, was nützt es dann, daß der Trank sich als ein Rauschgift erweist? Bei dem Pessimismus ist es anders. Wenn man über die Welt so denkt, wie ich es damals tat, ist es vernünftig, sie zu verdammen. Aber jetzt erkenne ich, daß meine damaligen Aussichten mit meinem unausgeglichenen Temperament zusammenhingen. Ich war immer in meinen negativen Forderungen heftiger gewesen als in meinen positiven. So konnte ich in persönlichen Beziehungen eine Vernachlässigung leichter vergeben als die geringste Einmischung. Bei Tisch konnte ich es leichter verzeihen, daß ein Gericht fade schmeckte, als daß es meinem Gefühl nach zu stark gewürzt war. Im Lauf des Lebens konnte ich mich mit jeder Monotonie viel geduldiger abfinden als mit der kleinsten Störung, Belästigung, jeglichem Getriebe oder dem, was die Schotten *karfuffle* nennen. Zu keiner Zeit habe ich je den Anspruch erhoben, amüsiert zu werden; immer und in jedem Lebensalter habe ich dagegen energisch verlangt (wo ich es wagte), nicht gestört zu werden. Der Pessimismus oder die Feigheit, die das Nicht-sein dem kleinsten Unglück vorziehen, war so nur ein Sammelbegriff für all diese Marotten. Und so bleibt wahr, daß

ich sehr lange das Entsetzen vor dem Nichts und vor der Auslöschung nicht zu spüren vermochte, das zum Beispiel Dr. Johnson so stark spürte. Erst 1947 habe ich es zum erstenmal empfunden. Aber da war ich längst wiederbekehrt und begann so zu wissen, was das Leben wirklich ist, und was einem entgangen wäre, wenn man nie gelebt hätte.

8. Erlösung

In einem früheren Kapitel habe ich den Leser darauf aufmerksam gemacht, daß die Wiederkehr der Freude in mein Leben einen Dualismus gebracht habe, der das Erzählen schwer mache. Als ich noch einmal durchlas, was ich über Wyvern geschrieben habe, rief ich: »Lügen, Lügen! Es war in Wirklichkeit eine Periode der Ekstase. Sie bestand hauptsächlich aus Augenblicken, da man zu glücklich war, um ein Wort herauszubringen, da die Götter und Helden einen innerlich aufwühlten, da Satyre tanzten und Mänaden auf den Bergen rasten, da Brunhilde und Sieglinde, Deirdre, Maeve und Helena um einen waren, bis man manchmal das Gefühl hatte, es sei eine solche Fülle, daß man davon zerspringe.« Und all das ist wahr. Es waren mehr Kobolde als »Füchse« im Haus. Ich habe öfter die Siege Cuchulains erlebt als die der Elfermannschaft. War Boradge der Leiter des Coll, oder war es Conachar MacNessa? Und die Welt selber — kann ich, der ich im Paradies lebte, unglücklich gewesen sein? Wie die Sonne dort leuchtete! Und schon die Gerüche genügten, um einen zu berauschen — frisch gemähtes Gras, von Tau benetztes Moos, Wicken, Herbstwälder, Holzfeuer, Torf und Salzwasser. Die Sinne stöhnten. Ich war krank vor Sehnsucht, eine Krankheit, die besser als Gesundheit ist. All das ist wahr, aber es macht die andere Version nicht zur Lüge. Ich erzähle eine Geschichte von zwei Leben. Sie haben nichts miteinander zu tun: Öl und Essig, ein Fluß, der neben einem Kanal fließt, Jekyll und Hyde. Blickt man auf das eine oder das andere, beansprucht jedes, die ganze Wahrheit zu sein. Wenn

ich mich an mein äußeres Leben erinnere, sehe ich deutlich, daß das andere nur ein kurzes Aufblitzen ist, auf trübe Monate verteilte goldene Sekunden, jede sofort von dem alten vertrauten hoffnungslosen Stumpfsinn verschluckt. Wenn ich mich an mein inneres Leben erinnere, sehe ich, daß alles, was ich in den beiden letzten Kapiteln erwähnt habe, nur ein großer Vorhang war, der jeden Augenblick beiseite gezogen werden kann, so daß alle Himmel, die ich damals kannte, sichtbar werden. Der gleiche Dualismus verwirrt die Geschichte meines Lebens zu Hause, zu der ich jetzt zurückkehren muß.

Als mein Bruder Wyvern verlassen hatte und ich dorthin kam, war die klassische Periode unserer Knabenzeit zu Ende. Etwas weniger Gutes folgte ihr, aber es war durch die langsame Entwicklung dieser klassischen Periode längst vorbereitet worden. Alles begann, wie ich schon gesagt habe, damit, daß unser Vater von neun Uhr morgens bis sechs Uhr abends außer Hause war. Von Anfang an bauten wir uns ein Leben auf, von dem er ausgeschlossen war. Er seinerseits verlangte ein noch viel grenzenloseres Vertrauen, als ein Vater es gewöhnlich klugerweise verlangt. Eins meiner frühen Erlebnisse hat weitreichende Wirkungen gehabt. Damals, als ich bei Oldie war und gerade begonnen hatte, zu versuchen, als Christ zu leben, schrieb ich mir eine Reihe Vorsätze auf und steckte die Liste in meine Tasche. Am ersten Ferientag, als mein Vater bemerkte, daß meine Taschen von allen Arten von Papieren ausgebeutelt waren und meine Jacke ihre ganze Form verloren hatte, zog er all das Zeug heraus und begann es durchzusehen. Ich wäre in dem Augenblick lieber gestorben, als ihn meine Liste guter Vorsätze sehen zu lassen. Es gelang mir, sie davor zu bewahren, ihm in die Hände zu fallen, und sie ins Feuer zu werfen. Ich glaube, man konnte weder ihm noch mir einen Vorwurf machen; aber von dem Augenblick an bis zur Stunde seines Todes bin ich nie in sein Haus gekommen, ohne daß ich vorher den Inhalt meiner Taschen geprüft und alles herausgenommen hatte, was nicht für fremde Augen bestimmt war.

So entstand die Gewohnheit des Versteckens, ehe ich etwas zu verstecken hatte, das eine Schuld bewies. Inzwischen

habe ich viel gesündigt. Und selbst das, was ich nicht verbergen wollte, konnte ich nicht erzählen. Hätte ich ihm erzählt, wie es in Wyvern oder sogar in Chartres wirklich war, hätte ich riskiert, daß er vielleicht dem Schulleiter schrieb und ich dadurch in eine sehr peinliche Lage kam. Aber es wäre sowieso unmöglich gewesen, und ich muß hier von einem seiner seltsamsten Charakterzüge sprechen.

Mein Vater – diese Worte am Anfang eines Absatzes werden die Gedanken unvermeidlich auf Tristram Shandy lenken. Und wenn ich's mir überlege, ist mir das gar nicht unlieb. Nur im Shandyschen Geist kann von diesem Thema gesprochen werden. Ich muß alles so seltsam und wunderlich schildern, wie es Sterne geschildert hat; und ich wäre froh, wenn ich im Leser die gleiche Zuneigung zu meinem Vater wecken könnte, die er für Tristram empfindet. Doch nun zur Sache. Man wird schon gemerkt haben, daß mein Vater kein Dummkopf war. Er hatte sogar etwas Geniales. Zugleich aber vermochte er – wenn er nach einem opulenten Mittagessen an einem Augustnachmittag bei geschlossenen Fenstern in seinem Sessel saß – alles mehr zu verwirren oder falsch zu deuten als irgend jemand, den ich je gekannt habe. Die Folge davon war, daß man ihm keine der Realitäten unseres Schullebens verständlich machen konnte, auch wenn er sich immer wieder nach allem erkundigte. Die erste und einfachste Barriere war, daß er, nachdem er einem mit ernster Miene eine Frage gestellt hatte, die Antwort gar nicht erst abwartete oder sie sofort wieder vergaß. Einmal in der Woche erkundigte er sich immer nach dem gleichen und bekam eine vorsichtige Antwort, die für ihn jedesmal ganz neu zu sein schien. Aber viel öfter behielt er etwas, was man kaum gesagt haben konnte. Er hatte so viel Humor und Gefühl und war zugleich so leicht entrüstet, daß lange, ehe er verstanden oder auch nur gehört hatte, was man sagte, etwas ganz Nebensächliches seine Phantasie angekurbelt hatte und er zu einer eigenen Version der Tatsachen kam, in dem festen Glauben, man habe sie ihm so berichtet. Da er immer wieder Namen verwechselte, war sein *textus receptus* oft kaum zu erkennen.

Wenn man ihm sagte, ein Junge namens Churchwood habe eine Feldmaus gefangen und sie als Haustier behalten, fragte er ein oder zehn Jahre später: »Hast du mal gehört, was aus dem armen Chickweed geworden ist, der solche Angst vor Ratten hatte?« An seiner eigenen Version gab es ein für allemal nichts zu rütteln, und ein Versuch, sie zu berichtigen, bewirkte bei ihm nur ein ungläubiges »Hm. Das ist nicht die Geschichte, die du sonst immer erzählt hast.«

Manchmal freilich hörte er einem tatsächlich zu; aber die Wahrheit blieb darum nicht weniger auf der Strecke. Was sind Tatsachen ohne Interpretation? Es stand für meinen Vater (theoretisch) fest, daß nichts aus einem einleuchtenden Grund gesagt oder getan wurde. Darum wurde er, der im wirklichen Leben der anständigste und impulsivste Mensch war und am leichtesten das Opfer eines Schufts oder Schwindlers wurde, ein echter Machiavellist, wenn er die Brauen runzelte und sich über das Verhalten von Menschen, die er nie gesehen hatte, auf jene Art äußerte, die er »zwischen den Zeilen lesen« nannte. Und wenn er einmal solch ein Urteil gefällt hatte, konnte ihn nichts in der Welt davon abbringen. Er blieb immer unerschütterlich davon überzeugt. »Ich verstehe das alles. Es ist mir sonnenklar«, sagte er, und wie wir bald merkten, glaubte er bis zu seinem Tod an irgendeinen furchtbaren Streit, eine Kränkung, einen heimlichen Kummer oder an eine ungeheuerliche Intrige, was alles nicht nur unwahrscheinlich, sondern unmöglich war. Wenn wir widersprachen, lächelte er über unsere Unschuld, Einfalt und mangelnde Lebenskenntnis. Und neben all diesen Verwirrungen waren da die reinen *non sequiturs*, wenn sich einem unter den Füßen der Boden auftat. »Hat Shakespeare seinen Namen mit einem e geschrieben?« fragte mein Bruder. »Ich glaube, ja«, sagte ich. Aber mein Vater unterbrach: »Ich bezweifle sehr, daß er überhaupt die italienische Kalligraphie benutzt hat.« An einer Kirche in Belfast war über der Tür eine griechische Inschrift, und sie hatte einen merkwürdigen Turm. »Diese Kirche ist ein wirkliches Wahrzeichen«, sagte ich. »Ich kann sie von überall sehen, selbst vom Gipfel des Cave Hills.« — »Solch ein Unsinn«, erwiderte mein Vater.

»Wie kannst du griechische Buchstaben aus einer Entfernung von drei bis vier Meilen erkennen?«

Von einem Gespräch, das er und mein Bruder mehrere Jahre später führten, soll hier als Beispiel für dieses ständige Frage- und Antwortspiel berichtet werden. Mein Bruder hatte von einem Wiedersehnsessen für die Offiziere der 9. Division, der er bis vor kurzem angehört hatte, erzählt. »Dein Freund Collins war doch gewiß auch dabei«, sagte mein Vater.

B.: »Collins? O nein. Er war nicht in der 9., weißt du.«

V.: (nach einer Pause): »Haben ihn seine Kameraden nicht gemocht?«

B.: »Ich verstehe nicht ganz. Welche Kameraden?«

V.: »Die, die das Essen veranstaltet haben.«

B.: »Oh nein. Mit mögen oder nicht mögen hatte das nichts zu tun. Es war eine reine Divisionsangelegenheit, und darum kam es nicht in Frage, jemand einzuladen, der nicht in der 9. gewesen war.«

V.: (nach einer langen Pause) »Hm. Da ist der arme Collins bestimmt sehr gekränkt gewesen.«

Es gab Situationen, in denen selbst die Ehrfurcht des Sohns einen nur schwer davor bewahrte, gegen ihn aufzubrausen.

Ich wollte die Sünde Hams nicht begehen. Ich möchte aber auch als Historiker nicht aus einem komplizierten Charakter einen simplen machen, der er nicht war. Er, der manchmal, in seinem Sessel sitzend, nicht so sehr des Verstehens unfähig war, wie entschlossen zu sein schien, alles mißzuverstehen, war vor Gericht und, wie ich annehme, auch in seinem Büro, ganz auf Draht. Er hatte Humor und war manchmal sogar schlagfertig. Als er im Sterben lag, sagte seine hübsche Pflegerin, ihn frozzelnd: »Was für ein alter Pessimist Sie sind! Genau wie mein Vater.« — »Der hat wahrscheinlich mehrere Töchter«, antwortete der Patient.

Die Stunden, die mein Vater zu Hause verbrachte, waren darum schwierige Stunden für uns Jungen. Wenn man sich einen Abend lang unterhalten hatte, so wie ich es beschrieben habe, drehte sich einem der Kopf wie ein Kreisel. Seine Anwesenheit machte allen unseren harmlosen und ebenso den uns verbotenen Beschäftigungen ein Ende. Es ist schwer, als

Mann das Gefühl zu haben, ein Eindringling in seinem eigenen Haus zu sein. Und doch — »Gefühl ist Gefühl«. Ich bin sicher, es war nicht seine Schuld. Ich glaube stark, es war unsere. Aber ich fand es immer bedrückender, mit ihm zusammen zu sein. Eine seiner liebenswertesten Eigenschaften trug dazu bei. Ich habe schon gesagt, er war nie herablassend. Außer wenn er uns eine Philippika hielt, behandelte er uns als seinesgleichen. Wir lebten theoretisch mehr wie drei Brüder zusammen als wie ein Vater mit zwei Söhnen. Theoretisch. Natürlich war es nicht so und konnte und durfte es auch nicht sein. Eine solche Beziehung kann es zwischen Schuljungen und einem Mann reiferen Alters mit einer überwältigenden Persönlichkeit und Gewohnheiten, die den ihren ganz entgegengesetzt sind, einfach nicht geben. Und so zu tun, als sei es so, wird für die Jüngeren schließlich eine Qual. Chesterton hat seinen Finger auf den schwachen Punkt solcher künstlichen Gleichheit gelegt: »Wenn die Tanten eines Jungen seine Kameraden sind, folgt dann nicht schnell daraus, daß ein Junge keine Kameraden, sondern Tanten braucht?« So war es bei uns natürlich nicht. Wir wollten keine Kameraden, sondern Freiheit, und sei es nur die Freiheit, im Haus herumzugehen. Und meines Vaters Theorie, daß wir drei zusammen lebende Jungen waren, bedeutete, daß, wenn er zu Hause war, wir so sehr an seine Gegenwart gefesselt waren, als ob wir drei aneinandergekettet wären; wir waren dann in allem gehemmt.

So fand mein Vater uns im Sommer, wenn er unerwartet mittags nach Hause kam, weil er sich selber einen halben Tag Urlaub gegeben hatte, vielleicht mit Stühlen und Büchern im Garten vor. Ein strenger Vater von der alten Schule wäre zu seinen Erwachsenenbeschäftigungen hineingegangen. Aber nicht mein Vater. Im Garten sitzen? Eine ausgezeichnete Idee. Aber säßen wir alle drei nicht besser auf der Bank in der Sonne? Und nachdem er einen seiner leichten Frühjahrsmäntel angezogen hatte, begaben wir uns dorthin. (Ich weiß nicht, wieviele Mäntel er besessen hat; noch heute trage ich zwei davon.) Nachdem wir ein paar Minuten in der grellen Mittagssonne, die die Farbe auf der Bank Blasen bil-

den ließ, gesessen hatten, begann er mächtig zu schwitzen. »Ich weiß nicht, wie es euch geht«, sagte er. »Aber mir ist es fast zu heiß. Wie wär's, wenn wir hineingingen?« Das bedeutete »Umzug« in das Arbeitszimmer, wo höchstens unter Murren das Fenster einen winzigen Spalt breit geöffnet werden durfte. Ich sage: durfte, aber von Autorität konnte keine Rede sein. In der Theorie wurde alles nach allgemeinem Wunsch entschieden. »Ein Haus, in dem man alles tun kann, was man will, Jungen, ein Haus, in dem man alles tun kann, was man will«, zitierte er gern. »Wann möchtet ihr zu Mittag essen?« Aber wir wußten nur allzu gut, daß die Mahlzeit, die sonst um eins eingenommen wurde, bereits, weil er das sein Leben lang bevorzugte, auf zwei oder sogar halb drei verschoben worden und daß das kalte Fleisch, das wir so gern aßen, schon aus dem Menü gestrichen war zugunsten des einzigen Gerichts, das unser Vater je freiwillig aß, gekochtes oder gebratenes warmes Fleisch . . . und es mußte obendrein am frühen Nachmittag im nach Süden liegenden Eßzimmer gegessen werden. Den ganzen übrigen Tag waren wir, ob wir saßen oder gingen, unzertrennlich, und das Gespräch (als Unterhaltung ließ es sich wirklich kaum bezeichnen), das Gespräch mit seinem Frage- und Antwortspiel, mit dem (unvermeidlich) immer von ihm angestimmten Ton ging ununterbrochen weiter, bis es Zeit war, zu Bett zu gehen. Es wäre sehr häßlich von mir, wenn ich meinem einsamen Vater dieses Verlangen nach der Freundschaft seiner Söhne verdächte und wenn es nicht heute noch mein Gewissen belastete, daß ich ihm seine Liebe so schlecht vergolten habe. Aber Gefühl ist Gefühl. Es war äußerst ermüdend. Und was meinen eigenen Beitrag zu diesen endlosen Gesprächen betrifft – die für mich zu »erwachsen«, zu anekdotisch, zu heiter waren –, so wurde ich mir immer mehr bewußt, wie künstlich alles war, was ich sagte. Die Anekdoten waren in ihrer Art köstliche Geschichten aus seiner Praxis, Geschichten von genialen Schwindlern, gesellschaftlichen Schnitzern, vor Gericht stehenden Trunkenbolden. Aber wenn ich auf sie einging, heuchelte ich nur. Drolerie, Wunderlichkeit, die Art von Humor, die ans Phantastische grenzt, das war das, was mir lag. Ich

mußte einfach heucheln. Ich konnte nicht ich selber sein, wenn er zu Hause war. Gott verzeih mir, der Montag, wenn er wieder zu seiner Arbeit mußte, war für mich der schönste Tag der Woche.

Das war die Situation, die sich in der klassischen Periode entwickelte. Als ich dann nach Wyvern gegangen war und mein Bruder zu einem Lehrer, der ihn auf Sandhurst vorbereitete, trat eine Veränderung ein. Mein Bruder hatte Wyvern so geliebt, wie ich es haßte. Es gab viele Gründe dafür: seine größere Anpassungsfähigkeit, sein Gesicht, das nicht so zu einer Ohrfeige herausforderte wie meins, und vor allem, daß er unmittelbar von Oldies Schule dorthin gekommen war, während ich von einer Vorbereitungsschule kam, auf der ich mich sehr wohl gefühlt hatte. Nach Oldies Schule hätte man freilich jede Schule als Himmel auf Erden empfunden. So berichtete mein Bruder in einem seiner ersten Briefe die sensationelle Tatsache, daß man wirklich bei Tisch so viel (oder so wenig) essen konnte, wie man wollte. Für einen Jungen, der aus der Schule in Belsen kam, hätte dies allein fast alles andere ausgestochen. Aber als ich nach Wyvern kam, hatte ich gelernt, anständiges Essen als etwas Selbstverständliches zu betrachten. Und nun geschah etwas Furchtbares. Meine Reaktion auf Wyvern war vielleicht die erste große Enttäuschung, die mein Bruder erlebte. Da er die Schule so liebte, hatte er sich auf die Tage gefreut, da wir auch dies teilen konnten — ein *idem sentire* hinsichtlich Wyverns. Stattdessen mußte er von mir hören, wie ich seine Götter schmähte, und fürchten, daß sein Bruder am Ende gar ein Coll Punt würde. Das uns seit eh und je verbindende Band war zum Zerreißen gespannt.

All das wurde dadurch noch schlimmer, daß die Beziehungen zwischen meinem Vater und meinem Bruder nie zuvor oder nie danach so schlecht waren wie damals; auch daran trug Wyvern die Schuld. Meines Bruders Noten waren immer miserabler geworden; der Lehrer, zu dem man ihn jetzt geschickt hatte, bestätigte seine mangelhaften Leistungen mit den Worten, daß er fast nichts in der Schule gelernt habe. Aber das war noch nicht alles. Dick unterstrichene Sätze in

dem Exemplar von »*The Lanchester Tradition*«, das mein Vater besaß, verrieten, was er dachte. Es war darin von einer verschleierten Frechheit, einem herzlosen, schnippischen Wesen die Rede, dem der zu Reformen geneigte Verfasser des Buches bei den »Bloods« gerade der Schule, deren Leiter er war, begegnete. Und so sah mein Vater meinen Bruder zu jener Zeit: frech, träge, bar aller geistigen Interessen, die er früher gehabt hatte, stur, gleichgültig gegen jeden wirklichen Wert und nur auf eins versessen: ein Motorrad.

Damit wir Public-School-Schüler wurden, hatte mein Vater uns nach Wyvern geschickt. Was dabei herausgekommen war, entsetzte ihn. Es ist eine bekannte Tragikomödie, und man kann sie bei Lockhart studieren; Scott wollte durchaus aus seinem Sohn einen Husaren machen, aber als ihm der fertige Husar präsentiert wurde, vergaß Scott vorübergehend die Illusion, ein Aristokrat zu sein, und wurde wieder ein respektabler Edinburgher Anwalt mit strengen Ansichten über Geckentum. Und so war es auch in unserer Familie. Falsche Aussprache war eine der rhetorischen Lieblingswaffen unseres Vaters. Er sprach jetzt immer die erste Silbe von Wyvern falsch aus. Ich höre ihn heute noch knurren »wyvernsche Affektiertheit«. Je blasierter mein Bruder sprach, desto satter und irischer wurde meines Vaters Stimme, und die ganze seltsame Musik aus seiner Knabenzeit in Cork und Dublin klang durch die neuere Belfast-Kruste hindurch.

Bei diesen schrecklichen Auseinandersetzungen war ich in einer unseligen Lage. Wenn ich mich auf meines Vaters Seite und gegen meinen Bruder gestellt hätte, wäre ich mir absurd vorgekommen. Solch ein Parteinehmen ließ sich mit meiner Vorstellung von häuslicher Politik nicht vereinen. Es war alles sehr unangenehm. Aus dieser »Unstimmigkeit« (ein Lieblingswort meines Vaters) entsprang, was ich noch heute für das Glücklichste halte, das mir je geschehen ist. Der Lehrer (in Surrey), zu dem mein Bruder geschickt worden war, war einer der ältesten Freunde meines Vaters. Als mein Vater als Junge in Lurgan war, war er der Leiter der Schule gewesen. In überraschend kurzer Zeit hatte er die Lücken in meines Bruders Wissen so gefüllt, daß er nicht nur in Sandhurst auf-

genommen wurde, sondern zu den ganz wenigen gehörte, die ein Stipendium bekamen. Ich glaube nicht, daß mein Vater meines Bruders Leistung je gerecht geworden ist. Denn das war zu einer Zeit, da die Kluft zwischen ihnen zu tief war, und als sie wieder Freunde wurden, war es schon eine alte Geschichte. Aber er sah ein, daß das ein Beweis für die ungewöhnlichen Fähigkeiten des Lehrers war. Zu der Zeit wurde ihm, wenn er nur den Namen Wyvern hörte, fast so übel wie mir. Und ich bettelte unaufhörlich, schriftlich und mündlich, mich von dort fortzunehmen. Alle diese Faktoren drängten ihn zu dem Entschluß, den er jetzt fällte. War es nicht im Grunde das Beste, mir meinen Wunsch zu erfüllen: mich von der Schule zu nehmen und mich auch nach Surrey zu schicken, wo mich Mr. Kirkpatrick auf die Universität vorbereiten sollte? Nicht ohne viele Zweifel und langes Zögern entschied er sich dafür. Er legte mir alle damit verbundenen Risiken dar: die Gefahr der Einsamkeit, der plötzliche Abschied vom Leben und Betrieb in einer großen Schule (ein Abschied, der mir vielleicht nicht so lieb war, wie ich glaubte), die mögliche lähmende Wirkung eines Zusammenlebens mit einem alten Mann und einer alten Frau. Würde ich wirklich ohne Altersgenossen glücklich sein? Ich bemühte mich so zu tun, als ob ich über diese Fragen ernstlich nachdächte. Aber es war nur Schwindel. Glücklich ohne andere Jungen? Glücklich ohne Zahnschmerzen, ohne Frostbeulen? Glücklich ohne Kieselsteine in meinen Schuhen? Und so wurde es also abgemacht. Wenn nicht etwas anderes dafür gesprochen hätte, der Gedanke allein: »Nie, nie, nie wieder werde ich am Sport teilnehmen müssen« versetzte mich in freudige Erregung. Wenn man wissen möchte, was ich empfand, stelle man sich die eigenen Gefühle vor, wenn man eines Morgens beim Erwachen entdecken würde, daß die Einkommensteuer oder eine nicht erwünschte Liebe aus der Welt verschwunden sind.

Es täte mir leid, wenn man daraus schlösse, oder wenn ich den Leser ermutigte, dies daraus zu schließen, daß diese unüberwindliche Abneigung gegen das Hantieren mit einem Schlagholz oder einem Ball etwas anderes als ein Mißgeschick

sei. Nicht daß ich dem Sport die Moral und die fast mystischen Tugenden beimesse, die Lehrer für ihn in Anspruch nehmen; er scheint mir eher zu Ehrgeiz, Eifersucht, einem erbitterten Parteigängertum zu führen als zu etwas anderem. Aber ihn nicht zu mögen, ist ein Mißgeschick, weil man dadurch von der Kameradschaft mit vielen ausgezeichneten Menschen ausgeschlossen wird, an die man anders nicht herankommen kann. Ein Mißgeschick, kein Laster; denn es ist ungewollt. Ich hatte versucht, den Sport zu mögen, hatte es aber nicht vermocht. Er lag mir einfach nicht. Ich wirkte auf dem Sportplatz wie der Esel im Orchester.

Es ist eine merkwürdige Wahrheit, die viele Schriftsteller erfahren, daß Glück immer Glück anzieht und Pech immer Pech. Etwa zu der gleichen Zeit, da mein Vater beschloß, mich zu Mr. Kirkpatrick zu schicken, erlebte ich noch ein anderes großes Glück. Ich habe in einem früheren Kapitel einen Jungen erwähnt, der in unserer Nähe wohnte und der ganz erfolglos versucht hatte, sich mit meinem Bruder und mir zu befreunden. Er hieß Arthur und war genauso alt wie mein Bruder. Er und ich waren zusammen in Campbell gewesen, waren uns dort aber nie begegnet. Ich glaube, kurz vor Beginn meines letzten Tertials in Wyvern bekam ich einen Brief, daß Arthur krank zu Bett liege, aber schon in der Rekonvaleszenz sei und daß er sich über meinen Besuch freuen würde. Ich kann mich nicht erinnern, was mich dazu veranlaßte, die Einladung anzunehmen. Aber aus irgendeinem Grunde tat ich es.

Ich fand Arthur im Bett sitzend. Auf dem Nachttisch lag ein Exemplar »Nordische Sagen«.

»Magst du das Buch?« fragte ich.

»Magst du es?« entgegnete er.

Und schon im nächsten Augenblick beugten wir uns zusammen darüber, deuteten auf diese oder jene Stelle, zitierten, sprachen, schrien bald und entdeckten in einem Wirbel von Fragen, daß wir nicht nur das gleiche liebten, sondern die gleichen Teile daraus auf die gleiche Art. Daß wir beide den Schmerz der Wonne kannten und daß auf uns beide der Pfeil aus dem Norden abgeschossen worden war. Viele Tau-

sende von Menschen haben es erlebt, den ersten Freund zu finden, und es ist trotzdem ein Wunder wie die erste Liebe oder sogar ein noch größeres. Mir war der Gedanke, daß es solch einen Freund geben könnte, so fern gewesen, daß ich mich nie nach einem gesehnt hatte. So wenig, wie ich mich nach dem König von England sehnte. Wenn ich entdeckt hätte, daß Arthur ganz aus sich heraus das genaue Pendant meiner boxonischen Welt aufgebaut hätte, hätte mich das nicht stärker überrascht. Nichts, glaube ich, ist erstaunlicher im Leben eines Menschen als die Entdeckung, daß es Menschen gibt, die ihm sehr, sehr ähnlich sind.

Während meiner letzten Wochen in Wyvern begannen merkwürdige Berichte in den Zeitungen zu erscheinen, denn es war der Sommer 1914. Ich erinnere mich noch, wie ein Freund und ich aus einem Artikel nicht klug wurden, der die Überschrift trug: »Kann England sich heraushalten?« »Sich heraushalten?« sagte er. »Ich sehe nicht, wie es hineinkommen kann.« Die Erinnerung malt die letzten Stunden jenes Tertials in ein wenig apokalyptischen Farben, und vielleicht lügt die Erinnerung. Oder aber: Vielleicht war es für mich apokalyptisch genug zu wissen, daß ich Wyvern für immer verließ, daß ich all das Verhaßte dort zum letztenmal sah und es trotzdem (in diesem Augenblick) nicht haßte. Es hat etwas Seltsames, etwas geradezu Unheimliches, wenn auch nur ein Windsorstuhl sagt: »Du wirst mich nicht wiedersehen.« Zu Anfang der Ferien erklärten wir den Krieg. Mein Bruder, der damals auf Urlaub aus Sandhurst zu Hause war, wurde zurückgerufen. Ein paar Wochen später kam ich zu Mr. Kirkpatrick nach Great Bookham in Surrey.

9. Der grosse Knock

An einem Septembertag fuhr ich mit dem Schiff nach Liverpool, von dort mit der Bahn nach London und von Waterloo-Station nach Great Bookham. Man hatte mir gesagt, Surrey sei wie die Peripherie einer Stadt, und die Landschaft, die an den Fenstern vorüberglitt, erstaunte mich. Ich sah steile klei-

ne Berge, grüne Täler und Parks, die nach meinen wyvernschen und irischen Maßstäben richtige Wälder waren: überall Farnkraut, eine Welt von rotem, rötlichem und gelblichem Grün. Selbst die weit verstreuten Vorortvillen entzückten mich (es gab damals noch längst nicht so viele wie jetzt). Diese zwischen Bäumen versteckten Fachwerkhäuser mit den roten Ziegeldächern waren so ganz anders als die Stuckmonstrositäten in den Vororten von Belfast. Wo ich mit Kies bestreute Auffahrten, Eisengitter, viele Lorbeerbäume und Araukarien erwartet hatte, sah ich Holztore, von denen sich zwischen Obstbäumen und Birken Pfade bergauf oder bergab wanden. Jemand, dessen Geschmack ausgeprägter war als meiner, hätte sich wahrscheinlich über diese Häuser lustig gemacht. Aber ich finde, daß denen, die Häuser und Gärten entworfen haben, gelungen ist, was sie beabsichtigt hatten: einen denken zu lassen »Was für glückliche Menschen müssen dort wohnen!« Sie erfüllten mich mit Sehnsucht nach jener Gemütlichkeit, die ich nie richtig erlebt hatte. Man mußte unwillkürlich an einen Teetisch denken.

In Bookham wurde ich von meinem neuen Lehrer – »Kirk« oder »Knock« oder der große Knock, wie mein Vater, mein Bruder und ich ihn nannten – abgeholt. Wir hatten von ihm unser Leben lang gehört, und ich hatte eine sehr deutliche Vorstellung von dem, was mich erwartete. Ich war darauf vorbereitet, eine ständige lauwarme Dusche von Sentimentalität ertragen zu müssen. Das war der Preis, den ich für das unendliche Glück, der Schule für immer entronnen zu sein, zu zahlen bereit war. Aber es war ein hoher Preis. Vor allem eine Geschichte meines Vaters ließ mich allerlei Schlimmes ahnen. Er hatte gern erzählt, wie einmal in Lurgan, als er Kummer oder Schwierigkeiten hatte, der alte Knock – der liebe alte Knock – ihn beiseite gezogen, dann »ruhig und ganz natürlich« seinen Arm um ihn gelegt und seinen lieben stachligen Bart an meines Vaters zarter Knabenwange gerieben und ein paar tröstende Worte geflüstert hatte . . . Und nun war ich in Bookham, und der Erzsentimentale erwartete mich selber am Bahnhof.

Er war über einsachtzig groß, sehr schäbig gekleidet (wie

ein Gärtner, fand ich), dürr wie eine Bohnenstange und ungeheuer muskulös. Sein faltiges Gesicht schien ganz aus Muskeln zu bestehen, soweit man es sehen konnte, denn er trug einen Schnurrbart und einen Backenbart, nur das Kinn war wie das Kaiser Franz Josephs glatt rasiert. Der Backenbart beunruhigte mich in dem Augenblick, wie man verstehen wird, sehr, und meine Backe juckte schon im voraus. Würde er sofort beginnen? Es würden ihm bestimmt Tränen in die Augen treten, und vielleicht würde noch Schlimmeres geschehen. Es ist eine meiner Schwächen, daß ich es nicht ertragen kann, von einem Geschlechtsgenossen umarmt oder geküßt zu werden (eine unmännliche Schwäche: Aeneas, Beowulf, Roland, Lancelot, Johnson und Nelson wußten nichts davon). Offenbar hielt der alte Mann aber seine Leidenschaft zurück. Wir schüttelten uns die Hand; und wenn auch sein Händedruck so war, als schlösse sich eine Eisenzange um meine Hand, er war nur kurz. Ein paar Minuten später verließen wir zusammen den Bahnhof.

»Du gehst jetzt«, sagte Kirk, »durch die Hauptstraße zwischen Great Bookham und Little Bookham.«

Ich warf ihm einen verstohlenen Blick zu. War diese geographische Einleitung ein plumper Scherz, oder versuchte er seine Gefühle zu verbergen? Sein Gesicht zeigte aber einen unerschütterlichen Ernst. Ich begann auf die klägliche Art, die ich mir auf Abendgesellschaften erworben hatte und im Umgang mit meinem Vater für immer notwendiger hielt, »Konversation zu machen«. Ich sagte, ich sei überrascht über die »Szenerie von Surrey«, sie sei viel wilder, als ich es erwartet hätte.

»Halt!« brüllte Kirk so plötzlich, daß ich zusammenfuhr. »Was meinst du mit wild, und aus welchem Grunde hast du das nicht erwartet?«

Weiter Konversation machend, antwortete ich irgendetwas darauf. Als Antwort um Antwort in Fetzen zerrissen wurde, dämmerte es mir schließlich, daß er es wirklich wissen wollte. Er machte keine Konversation, scherzte nicht, er putzte mich nicht herunter; er wollte es wissen. Mir blieb nichts anderes übrig, als zu versuchen, ihm eine richtige Antwort

zu geben. Ein paar Sätze genügten, um zu zeigen, daß ich keine klar Vorstellung von dem Begriff wild hatte und daß, soweit ich überhaupt eine Vorstellung hatte, das Wort wild hier völlig fehl am Platze war.

»Siehst du also ein«, schloß der große Knock, »daß deine Bemerkung sinnlos war?«

Ich hatte vor, ein bißchen zu schmollen, in der Annahme, daß das Thema dann fallen gelassen würde. Aber nie in meinem Leben habe ich mich mehr geirrt. Nachdem er meine Worte analysiert hatte, befaßte sich Kirk mit meiner Behauptung als Ganzem. Auf was beruhten meine Erwartungen hinsichtlich der Flora und Geologie Surreys? Auf Karten, Fotografien oder Büchern? Ich hatte nichts vorzuweisen. Ich hatte noch nie, der Himmel steh mir bei, meine Gedanken begründen müssen. Kirk zog einen weiteren Schluß — ohne die leiseste Andeutung eines Gefühls, aber auch ohne die kleinste Konzession an das, was ich für gute Manieren hielt:

»Siehst du nun wenigstens ein, daß du kein Recht hattest, darüber eine Meinung zu äußern?«

Unsere Bekanntschaft dauerte mittlerweile dreieinhalb Minuten. Aber der Ton, in dem dieses erste Gespräch geführt wurde, blieb all die Jahre hindurch, die ich in Bookham verbrachte, ununterbrochen der gleiche.

Mr. Kirkpatrick war geradezu grotesk anders als der liebe alte Knock, an den sich mein Vater erinnerte. Da ich wußte, daß mein Vater immer darauf bedacht war, wahrhaftig zu sein, und ebenso wußte, welche seltsame Verwandlung jede Wahrheit in seinem Inneren durchmachte, bin ich sicher, daß er uns nicht täuschen wollte. Aber wenn Kirk jemals in seinem Leben einen Jungen beiseite genommen und dann ruhig und natürlich seinen Bart an dessen Wange gerieben hatte, dann möchte ich ebenso glauben, daß er sich manchmal ruhig und natürlich auf seinen verehrungswürdigen kahlen Eierkopf stellte.

Wenn je jemand ein rein logischer Mensch war, dann Kirk. Wäre er ein wenig später geboren worden, wäre er ein logischer Positivist geworden. Der Gedanke, daß Menschen ihr Stimmorgan für etwas anderes benutzen sollten als für das

Mitteilen oder Entdecken der Wahrheit, war für ihn lächerlich. Die beiläufigste Bemerkung nahm er als Aufforderung zu einem Streitgespräch auf. Schon bald kannte ich die differierenden Bedeutungen seiner drei Einleitungen: 1. der laute Ruf »Halt!«, der erschallte, wenn er einem Wortschwall Einhalt gebieten wollte, der nicht auch nur eine Sekunde länger zu ertragen war; nicht weil ihm die Geduld durchging, sondern weil er Zeitverschwendung war und den Sinn verdunkelte. 2. das hastigere und leisere »Verzeihung«, mit dem er ein Wort korrigierte oder es nur verdeutlichen wollte, um damit zu betonen, daß die Bemerkung, die man gemacht hatte, auf diese Weise einen Sinn bekommen konnte; 3. die ermutigendste »Ich bin ganz Ohr«. Das bedeutete, daß das, was man sagte, wichtig war und nur eine Widerlegung verlangte; es war zu der Würde des Irrtums aufgestiegen. Die Wiederlegung folgte immer (wenn wir so weit kamen) dem gleichen Ritus: Hatte ich dies gelesen? Hatte ich jenes studiert? Hatte ich einen statistischen Beweis? Hatte ich einen Beweis in meiner eigenen Erfahrung? Und so weiter bis zu dem unvermeidlichen Schluß: »Siehst du ein, daß du nicht recht hattest? etc.

Manche Jungen hätten das nicht gemocht; für mich war es Nektar und Ambrosia. Ich hatte es als selbstverständlich angenommen, daß meine Mußestunden in Bookham mit Erwachsenengesprächen verbracht werden würden. Und die, wie man bereits weiß, schätzte ich gar nicht. Nach meiner Erfahrung sind es Gespräche über Politik, Geld, Todesfälle und Verdauung. Ich nahm an, daß ich mit zunehmendem Alter daran wie an Mostrich oder Zeitunglesen Geschmack finden würde (bis jetzt sind alle drei Erwartungen enttäuscht worden). Die beiden einzigen Arten des Gesprächs, die ich mochte, waren das fast rein intuitive und das fast rein rationale; solche Gespräche, wie ich sie mit meinem Bruder über Boxen und mit Arthur über Walhalla einerseits oder mit meinem Onkel Gussy über Astronomie andrerseits geführt hatte. Ich habe es nie in irgendeiner Wissenschaft weit gebracht, weil auf dem Wege jeder Wissenschaft der Löwe Mathematik auf der Lauer liegt und einen erwartet. Selbst in Mathe-

matik, soweit es dabei nur auf Überlegung ankam (wie in einfacher Geometrie) machte mir das Freude, aber sobald Berechnungen hinzukamen, war ich hilflos. Ich begriff die Prinzipien zwar, aber meine Antworten waren immer falsch. Und dennoch hatte ich, obwohl ich nie ein Wissenschaftler hätte werden können, ebenso wissenschaftliche wie imaginative Impulse, und ich liebte das vernunftmäßige Folgern. Kirk reizte und befriedigte die eine Seite von mir. Hier wurde wirklich über etwas gesprochen. Hier war ein Mann, der nicht über einen nachdachte, sondern über das, was man sagte. Gewiß, ich murrte und war beleidigt, wenn er manches, was ich sagte, abtat; aber alles in allem liebte ich diese Behandlung. Nachdem ich ziemlich oft zu Boden geschlagen worden war, lernte ich, wie man sich vor den Schlägen schützen konnte, und legte mir geistige Muskeln zu. Und so wurde ich, ohne daß ich mir schmeicheln will, ein nicht zu verachtender Sparringspartner. Es war ein großer Tag, als der Mann, der sich so lange bemüht hatte, die Ungenauigkeit meines Denkens bloßzustellen, mich vor den Gefahren übertriebener Spitzfindigkeit warnte.

Wenn Kirks rücksichtslose Dialektik nur ein pädagogisches Werkzeug gewesen wäre, hätte ich sie vielleicht gehaßt. Aber er kannte keine andere Art des Gesprächs. Weder Alter noch Geschlecht wurden geschont, und er konnte nicht verstehen, daß jemand sich nicht wünschen konnte, daß man ihn verbesserte oder ihm erklärte, worin er sich irrte. Als ein sehr würdiger Nachbar bei einem sonntäglichen Besuch bemerkte: »Nun, Mr. Kirkpatrick, es gibt alle Sorten von Menschen in der Welt. Sie sind Liberaler, und ich bin Konservativer, und wir sehen natürlich die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln«, antwortete Kirk: »Was meinen Sie? Soll ich mir die Liberalen und Konservativen vorstellen, wie sie mit einem rechtwinkligen Faktum von den entgegengesetzten Ecken des Tisches aus Guckguck spielen?« Wenn ein Besucher in der Hoffnung, damit ein Thema ad acta zu legen, unvorsichtig bemerkte: »Natürlich weiß ich, es gibt verschiedene Meinungen«, dann hob Kirk beide Hände und rief: »Du lieber Himmel! Ich habe über kein Thema, welches es auch sei,

eine Meinung.« Eine Lieblingsmaxime war: »Man kann für neun Pence Aufklärung haben, aber man zieht Unwissenheit vor.« Die abgedroschensten Metaphern wurden diskutiert, bis eine bittere Wahrheit, die sich darin verbarg, ans Licht kam. »Diese unmenschlichen deutschen Grausamkeiten . . .« — »Aber sind Unmenschen nicht eine Erfindung der Phantasie?« — »Nun gut, dann diese bestialischen Scheußlichkeiten . . .« — »Aber keine Bestie tut so was.« — »Nun, wie soll ich sie dann nennen?« — »Ist es nicht klar, daß wir sie einfach menschlich nennen müssen?« Was ihn zu höchster Verachtung reizte, war die Unterhaltung anderer Schulleiter, die er manchmal auf Konferenzen hatte ertragen müssen, als er noch selber Leiter von Lurgan war. »Sie kamen und fragten mich: ›Welche Haltung würden Sie einem Jungen gegenüber einnehmen, der das und das tut? Lieber Himmel, als ob ich jemals jemandem oder etwas gegenüber eine Haltung einnähme!« Manchmal, aber selten wurde er ironisch. Bei solchen Gelegenheiten wurde seine Stimme sogar gewichtiger als sonst, und das Sichblähen seiner Nasenflügel verriet denen, die ihn kannten, das Geheimnis. Auf die Art sprach er sein *dictum:* »Der Gebieter von Balliol ist einer der bedeutendsten Männer der Welt.«

Man kann sich vorstellen, daß für Mrs. Kirkpatrick das Leben nicht ganz einfach war: man mußte dabei gewesen sein, als ihr Mann sich durch einen merkwürdigen Irrtum am Beginn dessen, was seine Frau als Bridgeparty geplant hatte, im Salon befand. Etwa eine halbe Stunde später sah man, wie sie das Zimmer mit einem vielsagenden Ausdruck im Gesicht verließ, und noch viele Stunden später wurde der große Knock, auf einem Hocker sitzend, inmitten von sieben älteren Damen gesehen, die er bat, ihm zu erklären, was sie unter diesem oder jenem verstanden.

Ich habe gesagt, er sei fast nur logisch gewesen. Fast, aber nicht ganz. Er war Presbyterianer gewesen und war Atheist geworden. An Sonntagen arbeitete er ebenso wie an Wochentagen viele Stunden im Garten. Doch etwas Kurioses aus seiner presbyterianischen Jugend war noch übrig geblieben; sonntags nämlich gärtnerte er immer in einem anderen, et-

was ansehnlicheren Anzug. Ein Schotte aus Ulster mag dazu kommen, nicht mehr an Gott zu glauben, aber nie und nimmer wird er am Sonntag seine Werktagskleidung tragen.

Ich habe gesagt, er war Atheist, aber ich beeile mich hinzuzufügen, daß er ein Rationalist von der alten erhabenen Art des 19. Jahrhunderts war. Denn mit dem Atheismus ist es in der Welt bergab gegangen. Er hat sich mit Politik vermischt und gelernt, im Schmutz zu wühlen. Der anonyme Geber, der mir jetzt Anti-Gott-Zeitschriften schickt, hofft sicherlich, den Christen in mir zu verletzen. In Wirklichkeit verletzt er den Ex-Atheisten. Ich schäme mich, daß meine alten Genossen und (was noch schwerer wiegt) Kirks alte Genossen so tief herabgesunken sind. Damals war es anders. Zu der Zeit, da ich ihn kannte, nährte sich Kirks Atheismus hauptsächlich vom Anthropologischen und Pessimistischen. Er kannte sich in »The Golden Bough« und seinem Schopenhauer aus.

Der Leser wird sich noch erinnern, daß mein eigener Atheismus und Pessimismus schon voll entwickelt waren, ehe ich nach Bookham kam. Dort erhielt ich nur frische Munition für die Verteidigung einer bereits bezogenen Stellung. Selbst die bekam ich nur indirekt von ihm oder vom Lesen seiner Bücher. In meiner Gegenwart griff er die Religion nie an. Es ist eine Tatsache, die jemand, der mich nur oberflächlich kennt, nie vermuten würde, aber es ist eine Tatsache.

Ich kam an einem Sonntag in Gastons (so wurde Knocks Haus genannt) an, und er verkündete mir, daß wir am Montag mit Homer beginnen würden. Ich sagte, ich hätte noch nie ein Wort in einem anderen als dem attischen Dialekt gelesen, da ich annahm, daß, wenn er das wußte, er mich in einigen Stunden über die epische Sprache auf Homer vorbereiten würde. Er antwortete nur mit einem Laut, der sehr oft in seinen Gesprächen vorkam und den ich nur mit »Hm« wiedergeben kann. Ich fand das recht beunruhigend, und als ich am Montag erwachte, sagte ich mir: »Nun also auf zu Homer! Menschenskind!«

Der Name erfüllte meine Seele mit Ehrfurcht. Um neun Uhr setzten wir uns oben in das kleine Arbeitszimmer, das mir bald so vertraut werden sollte. Es standen darin ein Sofa

(auf dem wir nebeneinander saßen, wenn er mit mir arbeitete), ein Tisch und ein Stuhl (den ich benutzte, wenn ich allein war), ein Bücherschrank und ein Gasofen, und an der Wand hing ein gerahmtes Foto von Gladstone. Wir schlugen jeder in unserer Ilias Buch eins auf. Ohne ein einführendes Wort las Knock die ersten zwanzig Zeilen in der »neuen« Aussprache vor, die ich noch nie gehört hatte. Wie Smewgy war er ein Sänger, nur mit einer weniger weichen Stimme. Seine, die guttural, voll rollender R's und stärker variierender Vokale war, schien zu der Bronzezeit-Epik genauso zu passen, wie Smewgys honigsüße Zunge zu Horaz gepaßt hatte. Denn obwohl er schon viele Jahre in England lebte, sprach Kirk das reinste Ulster-Englisch. Dann übersetzte er mit wenigen, sehr wenigen Erklärungen etwa hundert Zeilen. Ich hatte noch nie erlebt, daß jemand ein so langes Stück eines klassischen Autors in einem Zug übersetzte. Als er fertig war, reichte er mir Crusius' Lexikon und verließ das Zimmer, nachdem er mir gesagt hatte, ich solle so viel, wie ich könne, von dem, was er übersetzt hatte, noch einmal übersetzen. Mir erschien das als eine sonderbare Lehrmethode, aber sie funktionierte. Anfangs konnte ich nur ein sehr kleines Stück des Weges zurücklegen, den er gebahnt hatte, aber jeden Tag kam ich ein Stück weiter. Dann schaffte ich den ganzen Weg. Schließlich kam ich ein oder zwei Zeilen über Kirk hinaus. Und zuletzt wurde es eine Art Spiel zu sehen, wie weit ich ihn überholte. Er schien in diesem Stadium Schnelligkeit mehr zu schätzen als absolute Genauigkeit. Der große Gewinn war, daß ich sehr bald vieles verstehen konnte, ohne es auch nur im Geist zu übersetzen; ich begann griechisch zu denken. Das ist der große Rubikon, den man beim Lernen einer Sprache überschreiten muß. Jene, in denen die griechischen Wörter leben, nur solange sie im Lexikon nach ihnen jagen, und die dann das englische Wort dafür einsetzen, lesen das Griechische gar nicht. Sie lösen nur ein Rätsel. Schon allein der Ausdruck: »Naus bedeutet Schiff« ist falsch. Naus und Schiff bedeuten jedes etwas; sie bedeuten nicht einander. Hinter *naus* wie hinter *navis* oder *naca* soll ein Bild von einer dunklen schlanken Masse mit Segeln oder Ru-

dern auftauchen, die die Wellenkämme hinauffährt, ohne daß sich ein englisches Wort eindrängt.

Wir hatten jetzt eine Routine gefunden, die mir seitdem als Modell gedient hat, so daß, wenn ich von einem normalen Tag spreche (und jammere, daß normale Tage so selten sind), ich damit noch immer einen Tag nach Bookhamschem Muster meine. Denn es könnte mir gefallen, immer so zu leben, wie ich damals lebte. Ich würde immer Punkt acht frühstücken und um neun am Schreibtisch sitzen, um bis eins zu lesen oder zu schreiben. Wenn mir gegen elf eine Tasse guter Tee oder Kaffee gebracht werden könnte, wäre das nur um so besser. Hinauszugehen, um schnell ein Glas Bier zu trinken, wäre nicht so ganz das Richtige; denn ein Mann trinkt nicht gern allein, und wenn man einen Freund in der Wirtsstube trifft, dann dehnt sich die Pause nur allzu leicht auf mehr als zehn Minuten aus. Punkt eins sollte das Mittagessen auf dem Tisch stehen. Um zwei spätestens würde ich spazieren gehen. Nicht – außer in seltenen Fällen – mit einem Freund. Spazierengehen und Sich-unterhalten sind große Vergnügen, aber sie zu verbinden, ist verkehrt. Unser eigener Lärm übertönt die Geräusche und die Stille der Welt draußen, und Sich-Unterhalten führt fast unvermeidlich zum Rauchen, und dann leb wohl, Natur, soweit es einen unserer Sinne betrifft. Der einzige Freund, mit dem ich spazierengehe, ist (wie ich ihn in den Ferien in Arthur fand) der, der jede Stimmung der Landschaft so genießt wie ich, so daß ein Blick, ein Stehenbleiben oder auch nur ein Am-Ärmel-Zupfen genügen, um zu wissen, daß wir die Freude teilen. Die Rückkehr vom Spaziergang und die Teestunde sollten genau zusammenfallen und dürften nicht später als um Viertel nach vier sein. Man sollte den Tee allein trinken, so wie ich es in Bookham tat an jenen (glücklicherweise zahlreichen) Tagen, wenn Mr. Kirkpatrick ausgegangen war. Der Knock selber verschmähte diese Mahlzeit. Essen und Lesen sind zwei Vergnügen, die sich wunderbar miteinander verbinden lassen. Natürlich sind nicht alle Bücher dazu geeignet, während einer Mahlzeit gelesen zu werden. Es wäre geradezu Blasphemie, Lyrik bei Tisch zu lesen. Was man braucht, ist ein Wälzer, den man überall

aufschlagen kann. Die ich in Bookham zu benutzen lernte, waren Boswell und eine Herodot-Übersetzung, Langs »*Geschichte der englischen Literatur*«, »*Tristram Shandy*«, »*Elia*« und »*The Anatomy of Melancholy*«. Sie sind alle für diesen Zweck sehr geeignet. Um fünf sollte man wieder am Schreibtisch sitzen, und zwar bis sieben. Beim Abendessen kommt dann die Zeit für Unterhaltung oder leichtere Lektüre, und wenn man nicht mit seinen Freunden ausgeht (und in Bookham hatte ich keine), gibt es keinen Grund, warum man später als elf im Bett liegen sollte. Aber wann schreibt man seine Briefe? Man darf nicht vergessen, daß ich das glückliche Leben schildere, das ich bei Kirk führte, oder das ideale Leben, das ich jetzt führen würde, wenn ich es könnte. Und ein wesentliches Merkmal des glücklichen Lebens ist, daß man fast nie Post bekommt, nie das Anklopfen des Briefträgers zu befürchten braucht. In jener gesegneten Zeit bekam und beantworttee ich wöchentlich zwei Briefe. Der eine war von meinem Vater, ein Pflichtbrief, und der andere von Arthur, der die ganze Woche erhellte. Denn wir teilten einander alle die Freuden mit, die uns beide berauschten. Briefe von meinem Bruder, der jetzt im aktiven Dienst war, waren länger und seltener und ebenso meine Antworten.

Dies ist mein Ideal, und damals war es (fast) die Wirklichkeit eines friedlichen, ruhigen, epikureischen Lebens. Zweifellos ist es nur zu meinem Besten gewesen, daß ich im allgemeinen davor bewahrt geblieben bin, es zu führen, es ist nämlich ein fast völlig egoistisches Leben. Egoistisch, nicht egozentrisch: denn in solch einem Leben würde mich tausenderlei interessieren, mein Ich aber ganz und gar nicht. Der Unterschied ist nicht unwichtig. Einer der glücklichsten Menschen und angenehmsten Gefährten, die ich je gekannt habe, war ungeheuer egoistisch; andrerseits habe ich Menschen gekannt, die eines wirklichen Opfers fähig waren und deren Leben dennoch für sie und andere eine Qual war, weil ihr Ich und das Selbstmitleid all ihre Gedanken erfüllten. Beides wird schließlich die Seele zerstören. Aber bis dahin gebt mir lieber den Menschen, der das Beste aus allem macht (und sei es selbst auf meine Kosten) und dann von anderen Din-

gen spricht, als einen Menschen, der mir dient und nur von sich spricht und dessen Freundlichkeit gerade ein ständiger Vorwurf, ein ständiges Verlangen nach Mitleid, Dankbarkeit und Bewunderung ist.

Kirk ließ mich natürlich nicht nur Homer lesen. Die beiden großen Langweiler (Demosthenes und Cicero) ließen sich nicht umgehen. Aber da waren noch (o Glück!) Lucrez, Catull, Tacitus, Herodot. Da war Vergil, mit dem ich aber noch nichts Rechtes anfangen konnte. Da waren griechische und lateinische Aufsätze. (Es ist seltsam, daß ich Ende Fünfzig habe werden müssen, ohne ein Wort von Cäsar gelesen zu haben.) Da waren Euripides, Sophokles, Aischylos. Abends trieb ich mit Mrs. Kirkpatrick Französisch, das sie ungefähr so lehrte wie ihr Mann Homer. Wir lasen auf diese Art eine große Anzahl guter Romane, und ich kaufte mir bald selber französische Bücher. Ich hatte gehofft, ich würde englische Aufsätze schreiben müssen, aber entweder hatte er das Gefühl, er könne meine nicht ertragen, oder er kam bald dahinter, daß ich in dieser Kunst bereits zu bewandert war (und das verachtete er geradezu), jedenfalls er ließ mich nie einen schreiben. In der ersten Woche gab er mir für meine englische Lektüre Hinweise, aber als er merkte, daß ich, mir selbst überlassen, meine Zeit nicht vergeudete, ließ er mir volle Freiheit. Später wandten wir uns dem Deutschen und Italienischen zu. Seine Methoden waren hier die gleichen. Nach kürzesten Einführungen in die Grammatik und einigen Übungen mußte ich »*Faust*« und die »*Göttliche Komödie*« lesen. Im Italienischen gelang es. Im Deutschen wäre es sicher auch gelungen, wenn ich länger bei ihm geblieben wäre. Aber ich ging schon zu bald, und mein Deutsch ist immer das eines Schuljungen geblieben. Jedesmal, wenn ich diese Scharte auszuwetzen versuchte, kam mir eine andere und dringendere Aufgabe dazwischen.

Homer jedoch ging allem anderen voran. Tag für Tag und Monat für Monat ging es glorreich vorwärts. Wir rissen die ganze Achilleis aus der Ilias heraus, warfen auch das übrige über Bord und lasen die ganze Odyssee, bis die Musik des Werks und die klare, strenge Leuchtkraft jeder Formulierung

tief in mich eingedrungen waren. Natürlich war es eine sehr romantische Liebe — die Liebe eines Jungen, der von William Morris berauscht ist. Aber dieser kleine Irrtum bewahrte mich vor dem viel größeren Irrtum des Klassizismus, mit dem die Humanisten die halbe Welt geblendet haben. Ich kann darum die Zeit nicht bereuen, da ich Circe eine Hexe und die Ehe einen »Gipfel« nannte. Das hat sich alles von selber ausgebrannt und keine Spur hinterlassen, und ich kann jetzt die Odyssee auf reifere Weise genießen. Die Irrfahrten bedeuten so viel, wie sie immer bedeutet haben. Der große Augenblick der »Eukatastrophe« (wie Professor Tolkien es nennen würde), da Odysseus seine Lumpen abwirft und den Bogen spannt, bedeutet mehr; und vielleicht sind das, was mir jetzt am besten von allem gefällt, die Charlotte M. Yonge-Familien in Pylos und anderswo. Wie richtig sagt Sir Maurice Powicke: »Es hat in jedem Zeitalter zivilisierte Menschen gegeben«, und wir wollen hinzufügen: in jedem Zeitalter ist rings um sie Barbarei gewesen.

An Nachmittagen und Sonntagen konnte ich in Surrey umherschweifen. County Down in den Ferien und Surrey in der Schulzeit. Es war ein ausgezeichneter Kontrast. Vielleicht kurierten mich beide, da ihre Schönheiten so waren, daß selbst ein Narr sie nicht zu einem Wettbewerb zwingen konnte, ein für allemal von der verderblichen Neigung, zu vergleichen und das eine dem anderen vorzuziehen, — etwas, das nichts nützt, selbst wenn man es bei Kunstwerken tut, und viel Böses anrichtet, wenn man es bei der Natur tut. Totale Kapitulation ist der erste Schritt zum Genuß des einen oder anderen. Man muß den Mund zumachen und Augen und Ohren öffnen, nehmen, was da ist, und keinen Gedanken daran verschwenden, was dort hätte sein können oder was anderswo ist. Das kann später kommen, wenn es überhaupt kommen muß. (Und man beachte, das Training in irgend etwas, das gut ist, ist immer eine Vorübung für das Training im christlichen Leben und kann uns dabei nur helfen. Das ist eine Schule, in der man immer die vorhergehende Arbeit, in welchem Fach es auch sei, nutzen kann.) In Surrey entzückte mich, daß es das genaue Gegenteil von Irland war. Dort gab es

weite Horizonte, und man konnte mit einem Blick Land und Wasser umfassen. Ich werde versuchen, später davon zu sprechen. In Surrey dagegen waren die Konturen so gewunden, die kleinen Täler so eng, gab es so viele in Wäldern oder Senken versteckte Dörfer, so viele Feldwege, so viele Schluchten, so viele Gehölze, solch eine Vielfalt von Landhäusern, Bauernhäusern, Villen, Landsitzen, daß ich mir von dem Ganzen nie ein richtiges Bild machen konnte. Täglich darin spazierenzugehen, bereitete einem das gleiche Vergnügen wie Malorys labyrinthisches Werk. Selbst wo die Aussicht relativ weit war, zum Beispiel wenn ich vom Poledan Lacey auf Leatherhead und ins Dorkingtal hinunterblickte, immer fehlte das klassisch Klare der Landschaft von Wyvern, sogar an einem Sommermorgen. Noch lieber erinnere ich mich an Herbstnachmittage in stillen Winkeln unter alten grünen Bäumen und besonders daran, wie wir (ich war da nicht allein) plötzlich an einem alten seltsam geformten Baumstamm erkannten, daß wir uns in der letzten halben Stunde im Kreis bewegt hatten. Oder an einen Sonnenuntergang über Hog's Back in Guildford; an einen Sonntagnachmittag im Winter, als Nase und Finger schon so klamm waren, daß man sich im voraus auf den Tee und die Wärme des Kamins freute und darauf, das ganze Wochenende mit Lesen zu verbringen. Da war ich wohl so glücklich, wie man es überhaupt auf Erden sein kann. Und besonders wenn ein paar neue, lang begehrte Bücher auf mich warteten.

Als ich von der Post sprach, habe ich vergessen zu sagen, daß sie mir ebenso Pakete wie Briefe brachte. Jeder meines Alters hat in seiner Jugend etwas besessen, um das ihn die jüngere Generation gewiß beneidet: wir wuchsen auf in einer Welt, in der es unendlich viele billige Bücher gab. *Everyman* kostete damals einen Shilling und war immer auf Lager. *World's Classic, Muses' Library, Home University Library, Temple Classic,* Nelsons French Series, Bohn und Longmans-Taschenbücher zu angemessenen Preisen. Von dem Geld, das ich erübrigen konnte, bestellte ich mir Bücher bei Denny am Strand. Die schönsten Tage waren, selbst in Bookham, die, an denen mir die Nachmittagspost ein dunkel-

graues Päckchen brachte. Milton, Spencer, Malory, die *Geschichte des heiligen Gral*, die *Laxdale Saga*, Ronsard, Chénier, Voltaire, *Beowulf* und *Gawein und der grüne Ritter* (beide in Übersetzungen), Apulejus, das *Kalewala*, Herrick, Walton, Sir John Mandeville, Sidneys *Arkadien* und fast alles von Morris kamen, Buch für Buch, zu mir. Einige meiner Einkäufe enttäuschten mich, und manche waren prächtiger, als ich es erhofft hatte, aber das Öffnen des Päckchens war immer ein köstlicher Augenblick. Bei meinen seltenen Besuchen in London sah ich bei Denny am Strand mit einer Art Ehrfurcht hinein, soviel Freude war mir von dort zuteil geworden.

Smewgy und Kirk waren meine beiden größten Lehrer. Man könnte ungefähr sagen, bei Smewgy lernte ich Grammatik und Rhetorik und bei Kirk Dialektik. Jeder hatte und gab mir, was dem anderen fehlte. Kirk hatte nichts von Smewgys Anmut oder Eleganz, und Smewgy hatte weniger Humor als Kirk. Er war wirklich wie Saturn – nicht der enteignete König aus der italienischen Sage, sondern der grimmige alte Kronos, Vater Zeit persönlich mit Sense und Stundenglas. Die bittersten und komischsten Dinge sagte er, wenn er sich plötzlich von Tisch erhob (immer vor uns anderen) und in einem häßlichen alten Tabaktopf, der auf dem Kaminsims stand, nach den Tabakresten aus früher gerauchten Pfeifen suchte, die noch einmal zu benutzen seine frugale Gewohnheit war. Ich habe ihm sehr viel zu danken, und ich verehre ihn heute noch so wie damals.

10. Fortunas Lächeln

Zur gleichen Zeit, da ich Wyvern gegen Bookham tauschte, tauschte ich auch meinen Bruder gegen Arthur als meinen Hauptgefährten. Mein Bruder war, wie man weiß, als Soldat in Frankreich. Von 1914 bis 1916, der Bookham-Zeit, wird er eine Gestalt, die in langen Intervallen unangemeldet auf Urlaub kommt – mit all der Glorie eines jungen Offiziers,

der, wie es mir damals erschien, über einen unbegrenzten Reichtum verfügte – und mich nach Irland mitnimmt. Ein mir bis dahin unbekannter Luxus wie Reisen Erster Klasse und im Schlafwagen verklärt jene Bahnfahrten. Ich hatte seit meinem zehnten Lebensjahr die Irische See jährlich sechsmal überquert, und nun überquerte ich sie noch häufiger. Darum sehe ich in meiner Erinnerung so viele Bilder von Schiffen vor mir, wie es für einen alles andere als weitgereisten Mann ungewöhnlich ist. Ich brauche nur die Augen zuzumachen, dann sehe ich, wenn ich will – und manchmal auch, ohne daß ich es will – das phosphoreszierende Kielwasser eines Schiffes, den sich von den Sternen abhebenden unbeweglichen Mast, obwohl das Wasser an uns vorüberrauscht, die langen lachsfarbenen Streifen der Morgendämmerung oder des Sonnenuntergangs am Horizont des kalten graugrünen Meers oder das erstaunliche Verhalten des Landes, wenn man sich ihm nähert, die Ausläufer des Gebirges, die auf einen zukommen, die komplizierten Bewegungen und das schließliche Verschwinden der Berge weiter landeinwärts.

Diese Urlaube waren natürlich eine große Freude. Die Entfremdung zwischen meinem Bruder und mir durch Wyvern, ehe er nach Frankreich ging, war vergessen. Wir waren beide, ohne es einander einzugestehen, entschlossen, für die uns vergönnte kurze Zeit die klassische Periode unserer Knabenjahre wieder lebendig werden zu lassen. Da mein Bruder beim Royal Army Service Corps war, das damals als ziemlich sicher galt, ängstigten wir uns nicht so wie die meisten Familien, wenn sie jemanden in Frankreich hatten. Aber im Unbewußten ist vielleicht mehr Angst gewesen als im wachen Denken. Das jedenfalls würde ein Erlebnis erklären, das ich bestimmt einmal und vielleicht öfter hatte; kein Glaube, auch nicht eigentlich ein Traum, sondern ein Eindruck, ein Bild, das ich vor meinem inneren Auge sah, ein quälendes Bild: Ich sah meinen Bruder in einer bitterkalten Winternacht in Bookham im Garten umherstreifen und hörte ihn rufen – oder vielmehr, ich hörte, wie er zu rufen versuchte, aber wie in Vergils Hölle *inceptus clamor fru-*

stratur hiantem vernahm ich nur den Schrei einer Fledermaus. Über diesem Bild hing ein Dunst, den ich hasse, wie ich je nur etwas gehaßt habe, eine Mischung aus Makabrem und jämmerlich Trübem – das trostlose Miasma des heidnischen Hades.

Obwohl meine Freundschaft mit Arthur damit begonnen hatte, daß wir über etwas Bestimmtes gleicher Meinung waren oder es beide liebten, waren wir genügend verschieden, um einander zu helfen. Sein Leben zu Hause war fast das genaue Gegenteil von meinem. Seine Eltern waren Mitglieder der Plymouth Brethren, und er war der Benjamin einer großen Familie; trotzdem war es bei ihm zu Hause so still wie bei uns laut. Er arbeitete damals im Geschäft eines seiner Brüder, aber seine Gesundheit war zart, und nach einer oder zwei Krankheiten gab er die Stellung auf. Er hatte mehr als ein Talent. Er war Pianist und hoffte, Komponist zu werden und ebenso Maler. Einer unserer frühesten Pläne war, daß er die Musik für den »Gefesselten Loki« schriebe – ein Plan, der natürlich nach einem sehr kurzen und glücklichen Leben einen schmerzlosen Tod starb. In der Wahl der Literatur beeinflußte er mich mehr oder länger als ich ihn. Sein großer Mangel war, daß er sich nichts oder sehr wenig aus Versen machte. Ich versuchte diesem Mangel abzuhelfen, aber es gelang mir nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte. Er wiederum hatte neben seiner Liebe zu Mythen und Wundern, die ich voll und ganz teilte, etwas, das mir fehlte, bis ich ihm begegnete und mit dem er mich zu meinem Besten fürs Leben ansteckte. Es war die Freude an dem, was er die guten, soliden alten Bücher nannte, die Werke der klassischen englischen Romanautoren. Es ist erstaunlich, wie sehr ich ihnen bis dahin aus dem Wege gegangen war. Mein Vater hatte mich dazu überredet, *The Newcomes* zu lesen, aber da war ich noch zu jung dafür, und erst als ich in Oxford war, habe ich es wieder mit Thackeray versucht. Ich mag ihn immer noch nicht, nicht weil er predigt, sondern weil er schlecht predigt. Dickens betrachtete ich mit einem Gefühl des Entsetzens, das daher kam, daß ich mich in die Illustrationen vertieft hatte, noch ehe ich lesen konnte. Und ich halte sie noch immer für

scheußlich. Wie bei Walt Disney ist es nicht die Häßlichkeit der häßlichen Figuren, sondern es sind die einfältigen, um unsere Sympathie buhlenden Puppen, die an dem Geheimnis schnöde Verrat begehen (wenn auch Walt Disney den Illustratoren Dickens' weit überlegen ist). Von Scott kannte ich nur ein paar der mittelalterlichen, das heißt der schwächsten Romane. Unter Arthurs Einfluß las ich damals die besten Bücher von Waverley, der Brontë und Jane Austen. Sie waren eine wunderbare Ergänzung meiner sonstigen Lektüre, und ich genoß jedes um so mehr, weil es der genaue Kontrast zu den anderen Büchern war. Gerade die Eigenschaften, die mich früher von solchen Büchern abgeschreckt hatten, lehrte mich Arthur als ihren Zauber zu sehen. Was ich ihre »Fadheit« oder »Durchschnittlichkeit« genannt hatte, nannte er ihre anheimelnde Schlichtheit, ein Lieblingswort von ihm. Er meinte damit nicht nur Gemütlichkeit, obwohl sie mit im Spiel war. Er meinte das Verwurzelte, das sie mit all unseren einfachen Erlebnissen verbindet, Wetter, Essen, Familie, Nachbarschaft. Der erste Satz von Jane Eyre oder der erste Satz in einer von Hans Christian Andersens Märchen konnten ihn unendlich entzücken. Allein das Wort Bottich in den Büchern der Brontë war ein Schmaus für ihn, und ebenso waren es die Schulzimmer- und Küchenszenen. Diese Liebe zum Heimeligen war bei ihm nicht auf die Literatur beschränkt. Er suchte es auch in der Natur und lehrte mich, das gleiche zu tun.

Bis dahin waren meine Gefühle für die Natur allzu romantisch gewesen. Ich hatte mich nur dem ganz hingegeben, was ich für Ehrfurcht einflößend oder wild oder unheimlich hielt, und vor allem dem, was fern war. Daher waren Berge und Wolken mein besonderes Entzücken; der Himmel war und ist für mich immer noch eins der Hauptelemente jeder Landschaft, und lange ehe ich sie alle in *Modern Painters* mit Namen bezeichnet sah, achtete ich sehr aufmerksam auf die verschiedenen Arten und verschiedenen Höhen der Zirrus-, Kumuli- und Regenwolken. Was die Erde betraf, so hatte das Land, in dem ich aufwuchs, alles, um eine romantische Neigung zu ermutigen, und hatte das schon getan, als

ich zum erstenmal durch das Fenster des Kinderzimmers die unerreichbaren Grünen Berge sah.

Die Wälder bei uns zu Hause haben keine hohen Bäume, nur Birken, Tannen und Ebereschen. Die Felder sind klein und von Gräben durchzogen. Von der See angefressene Hecken trennen sie voneinander. Es gibt viel Ginster und viele Felsblöcke. Man sieht erstaunlich viele stillgelegte Steinbrüche, in denen kaltes, nur vom Wind bewegtes Wasser steht. Fast immer pfeift der Wind durchs Gras. Wo ein Mann pflügt, folgen ihm Möwen und picken in den Furchen. Es gibt keine Feldwege oder öffentlichen Wege, aber das spielt keine Rolle, denn jeder kennt einen — und selbst wenn er einen nicht kennt, sieht er einem an, daß man die Tore schließen und nicht über frisch bestellte Felder gehen wird. Pilze werden wie die Luft als Gemeineigentum betrachtet. Der Boden hat nicht die schokoladenbraune oder ockergelbe Farbe wie in manchen Gegenden Englands. Er ist blaß — was Dyson »die alte bittere Erde« nennt. Aber das Gras ist weich, üppig und süß, und die immer weißgekalkten einstöckigen Häuser mit blauem Schieferdach beleben die ganze Landschaft.

Obwohl die Berge dort nicht sehr hoch sind, wirken sie riesig und verschiedenartig. Wenn man am nordöstlichen Ende steht, wo die Hänge steil nach Holywood abfallen, sieht man unten den gesamten Lough. Die Antrimküste macht eine scharfe Biegung nach Norden und entschwindet den Blicken; grün, und im Vergleich bescheiden, schwingt Down nach Süden. Zwischen den beiden mündet der Lough ins Meer, und wenn man an einem kalten Tage genau hinblickt, kann man sogar wie ein Phantom am Horizont Schottland sehen. Und nun wollen wir weiter nach Süden und Westen gehen. Man stelle sich vor das einsame Landhaus, das von meines Vaters Haus aus sichtbar ist, und man sieht den ganzen Vorort und das, was jeder die Schafherdenhütte nennt, obwohl es bei uns kaum Schafherden gibt. Man sieht immer noch auf den Lough hinunter, aber seine Mündung und die See sind jetzt von dem Berg verdeckt, von dem man gerade kommt, und so wie er sich den Blicken darbietet, könnte er ein von Land umschlossener See sein. Und jetzt kommen

wir zu einem jener großen Kontraste, die sich mir tief eingeprägt haben – Niflheim und Asgard, Britannien und Logres, Handramit und Harandra, Luft und Äther, die Unter- und die Oberwelt. Am Horizont sieht man von hier aus die Antrim-Berge, wahrscheinlich eine einförmige Masse, obwohl man an einem sonnigen Tag auf dem Cave Hill den Unterschied zwischen den grünen Hängen, die dreiviertel des Weges zum Gipfel aufsteigen, und der senkrechten Felsenwand, die den Rest des Weges bildet, erkennen kann. Das ist eine Schönheit. Dort, wo man steht, ist eine ganz andere und sogar noch inniger geliebte – Sonne und Gras und Tau, krähende Hähne und schnatternde Enten, und dazwischen ragt auf dem flachen Boden des Tals zu unseren Füßen ein Wald von Schornsteinen und riesigen Kränen im Nebel auf: Belfast. Ständig hallen von dort Geräusche herüber: das Quietschen und Kreischen von Straßenbahnen, das Klappern von Pferdehufen auf holprigem Pflaster und, alles andere übertönend, das ständige Pochen und Stampfen der großen Werften. Und weil wir das alles unser Leben lang gehört haben, stört es nicht den Frieden des Berggipfels. Es betont ihn eher noch, bereichert den Kontrast, unterstreicht den Dualismus. Unten in jenem Rauch und Getriebe ist das verhaßte Büro, in das Arthur, der weniger glücklich dran ist als ich, morgen wieder muß; denn es ist nur einer seiner wenigen Urlaubstage, die es ihm erlauben, hier am Morgen eines Werktags mit mir zusammen zu stehen. Und unten sind auch die barfüßigen alten Frauen, die betrunkenen Männer, die in die Schnapsbudiken (Irlands häßlicher Ersatz für die hübschen englischen Pubs) hinein- oder aus ihnen heraustorkeln, die überanstrengten Pferde, die reichen Frauen mit den harten Gesichtern – jene ganze Welt, die Alberich schuf, als er die Liebe verfluchte und aus dem Gold einen Ring drehte.

Wir gehen noch ein Stückchen weiter – nur über zwei Felder und einen Weg und dann bis oben auf die Böschung auf der anderen Seite –, und wenn man von dort nach Süden und ein ganz klein wenig nach Osten blickt, sieht man wiederum eine andere Welt. Und wenn man sie gesehen hat,

dann schelte man mich, wenn man es kann, einen Romantiker. Denn dort ist er, der Weg zum Ende der Welt, zum Land der Sehnsucht, zu Herzeleid und Herzensfreude. Man blickt über das, was man die Ebene von Down nennen könnte, und dahinter ragen die Mourne-Berge auf.

K. – das heißt Vetter Quartus' zweite Tochter, die Walküre – erklärte mir als erste, was es mit dieser Ebene auf sich hat. Hier ist eine Anweisung, sie sich vorzustellen: Man nehme mehrere Kartoffeln mittlerer Größe und lege sie in einer Schicht in eine flache Blechschüssel, dann schütte man Erde darüber, bis die Kartoffeln selber verborgen sind, aber nicht ihre Form; und die Spalten zwischen ihnen sind natürlich die Erddepressionen. Jetzt betrachte man sich das Ganze durch ein Vergrößerungsglas, bis diese Spalten breit genug sind, um den Fluß und das Gewirr von Bäumen darin zu verstecken, und dann verwandle man, um das Ganze zu kolorieren, die braune Erde in das Schachbrettmuster der Felder, immer kleinere Felder (jedes nur ein paar Morgen groß), mit ihrer normalen Vielfalt von Getreide, Gras und Furchen. So hat man ein Bild der »Ebene« von Down, die eine Ebene nur in dem Sinn ist, daß man, wenn man ein sehr großer Riese wäre, sie als eben sehen würde, aber so holprig wie Kopfsteinpflaster. Und jetzt erinnere man sich daran, daß jedes Haus weiß ist: das Ganze lacht von diesen kleinen weißen Punkten; es erinnert an nichts so sehr wie an die Schaumkronen auf dem Meer, wenn im Sommer eine frische Brise darüber hinweht. Und die Straßen sind auch weiß. Teerzementbelag gab es damals noch nicht. Und weil das ganze Land eine turbulente Demokratie kleiner Berge ist, schießen diese Straßen in alle Richtungen, verschwinden und erscheinen wieder. Aber man darf über dieser Landschaft nicht die harte englische Sonne scheinen lassen; man muß sie blasser, weicher machen, muß die Konturen der weißen Kumuliwolken verwischen, sie mit einem feuchten Glanz bedecken, mehr Tiefe geben und alles schwerelos, körperlos machen. Und die Berge dahinter muß man sich so fern vorstellen, daß sie unmittelbar an der Grenze unseres Gesichtsfelds aufragen. Es sind keine Einzelgänger. Sie sind steil und kompakt und spitz

und gezähnt und gezackt. Sie scheinen nichts mit den Hügeln und Häusern, die einen von ihnen trennen, zu tun zu haben, und manchmal sind sie blau, manchmal violett, aber ziemlich oft wirken sie durchsichtig – als ob riesige Laken aus Gaze in der Form der Berge dort aufgehängt wären, so daß man durch sie hindurch das Licht der unsichtbaren See jenseits von ihnen sehen kann.

Zu den Glücksfällen meiner Jugend zähle ich es, daß mein Vater kein Auto besaß, während die meisten meiner Freunde eins hatten und mich manchmal auf eine Fahrt mitnahmen. So konnten all diese fernen Orte besichtigt werden, nur um sie in Erinnerungen zu hüllen und nicht in unmögliche Wünsche, während sie doch für gewöhnlich so unerreichbar blieben wie der Mond. Die tödliche Fähigkeit, überallhin zu rasen, wohin es mir gefiel, war mir nicht gegeben. Ich maß Entfernungen mit dem Maßstab des Menschen, des auf seinen zwei Beinen gehenden Menschen, nicht mit dem Maßstab des Verbrennungsmotors. Mir war es nicht erlaubt, die Vorstellung der Entfernung zu schänden; dafür besaß ich unendliche Reichtümer in dem, was für Autofahrer ein kleiner Raum gewesen wäre. Bestimmt der schrecklichste Anspruch, den der moderne Transport erhebt, ist die Vernichtung des Raums. Und er tut es. Er vernichtet eine der herrlichsten Gaben, die uns gegeben sind. Es ist eine scheußliche Inflation, die den Wert der Entfernung vermindert, so daß ein Junge von heute hundert Meilen ohne das Gefühl der Befreiung und des Abenteuers zurücklegt, das sein Großvater empfand, wenn er zehn zurücklegte. Natürlich, wenn ein Mensch den Raum haßt und ihn vernichtet sehen möchte, ist das etwas anderes. Warum dann nicht sofort in sein Grab kriechen? In ihm ist wenig genug Raum.

Das waren meine Freuden draußen, ehe ich Arthur begegnete, und er teilte und bestätigte sie alle. Und in seiner Suche nach dem Anheimelnden lehrte er mich auch noch andere Dinge zu sehen. Wenn er nicht gewesen wäre, hätte ich nie die Schönheit des gewöhnlichen Gemüses, das für den Topf bestimmt ist, beachtet. »Reihen«, pflegte er zu sagen, »gewöhnliche Reihen Kohl, was kann es Besseres geben?« Und

er hatte recht. Oft lenkte er meine Augen vom Horizont ab, nur damit ich durch ein Loch in einer Hecke blickte und nichts weiter sah als einen Bauernhof in seiner vormittäglichen Einsamkeit und vielleicht eine graue Katze, die sich mühsam unter einem Scheunentor hindurchzwängte, oder eine gebeugte alte Frau mit einem verwitterten mütterlichen Gesicht, die mit einem leeren Eimer aus dem Schweinestall kam. Aber am liebsten hatten wir es, wenn das Anheimelnde und das nicht Anheimelnde zusammenprallten. Wenn ein kleiner Küchengarten, eine schmale Enklave fruchtbaren Bodens, inmitten von Ginster und Unkraut steil bergan führte oder wir zu unserer Linken einen Steinbruchteich bei Mondaufgang sahen und zur Rechten den rauchenden Schornstein und das erleuchtete Fenster eines Hauses, das sich gerade für die Nacht rüstete.

Unterdessen ging auf dem Kontinent das nicht gelernte Schlachten des ersten Weltkriegs weiter. Und da das so war und ich vorauszusehen begann, daß der Krieg wahrscheinlich so lange dauern würde, bis ich das »militärpflichtige« Alter erreicht hatte, mußte ich eine Entscheidung fällen, die das Gesetz englischen Jungen meines Alters aus den Händen genommen hatte; denn in Irland gab es keine Wehrpflicht. Selbst damals bildete ich mir auf meinen Entschluß, zu dienen, nicht viel ein, aber ich spürte, daß der Entschluß mich davon befreite, weiter vom Krieg Notiz zu nehmen. Für Arthur, dessen krankes Herz ihn dienstuntauglich machte, gab es dieses Problem nicht. Und so schob ich den Krieg so sehr beiseite, daß manche es schamlos und manche unglaublich finden werden. Andere werden es eine Flucht vor der Wirklichkeit nennen. Ich bleibe dabei, es war mehr ein Vertrag mit der Wirklichkeit, die Festsetzung einer Grenze. Ich sagte nämlich zu meinem Lande: »Du bekommst mich zu einem bestimmten Datum, nicht eher. Ich werde in deinen Kriegen sterben, wenn es sein muß, aber bis dahin werde ich mein eigenes Leben leben. Du kannst meinen Körper haben, aber nicht meine Seele. Ich werde an Schlachten teilnehmen, aber nicht über sie lesen.«

Wenn diese Haltung einer Entschuldigung bedarf, dann

muß ich sagen, daß ein Junge, der in der Schule unglücklich ist, sich unvermeidlich angewöhnt, die Zukunft fernzuhalten; wenn er erst einmal zuließe, daß das kommende Tertial in die augenblicklichen Ferien einsickerte, würde er verzweifeln. Auch war der Hamilton in mir immer auf der Hut vor dem Lewis. Ich hatte zur Genüge erlebt, wie furchtbar es ist, wenn jemand ein selbstquälerisches Gemüt hat.

Selbst wenn die Haltung richtig war, das in mir, was es mir so leicht machte, sie einzunehmen, war zweifellos abstoßend. Dennoch kann ich kaum bedauern, daß ich der entsetzlichen Zeit- und Geistvergeudung entgangen bin, die das Lesen von Kriegsberichten oder eine mehr als künstliche und förmliche Beteiligung an Gesprächen über den Krieg bedeutet hätten. Ohne militärische Kenntnisse oder gute Karten Berichte von Kämpfen zu lesen, die verzerrt waren, ehe sie den Divisionsgeneral erreichten, und noch verzerrter, wenn sie ihn verließen und dann von ahnungslosen Journalisten frisiert wurden; danach zu streben, darüber Bescheid zu wissen, was am nächsten Tage schon dementiert wurde; intensiv einen vagen Beweis zu fürchten oder zu erhoffen, ist bestimmt eine schlechte Nutzung des Geistes. Und ich glaube, es irrt selbst der, der in Friedenszeiten Schuljungen ermuntern zu müssen meint, Zeitung zu lesen. Fast alles, was ein Junge zwischen seinem vierzehnten und neunzehnten Lebensjahr liest, wird, ehe er zwanzig ist, als falsch interpretiert und als faktisch falsch erkannt sein, und das meiste davon wird dann jede Bedeutung verloren haben. Fast alles, was er behalten hat, wird er vergessen müssen. Und er wird wahrscheinlich so sehr am Vulgären und Sensationellen Gefallen gefunden haben, daß er sich die falsche Gewohnheit zugelegt hat, von einem Artikel zum anderen zu springen, um zu erfahren, daß eine Schauspielerin in Kalifornien geschieden worden, ein Zug in Frankreich entgleist ist und in Neuseeland Vierlinge geboren worden sind.

Ich war jetzt glücklicher, als ich es je gewesen. Ich fürchtete mich nicht mehr wie früher vor dem Anfang des Tertials, aber das Nachhausekommen an seinem Ende war fast die gleiche Freude wie einst. Die Ferien wurden besser und bes-

ser. Unsere erwachsenen Freunde und vor allem meine Kusinen in Mountbracken wirkten auf mich jetzt weniger erwachsen, denn der Altersunterschied zwischen denen, die nur einige Jahre älter sind als man selber, verwischt sich, je erwachsener man selber wird. Es gab viele fröhliche Zusammenkünfte, viele gute Gespräche. Ich entdeckte, daß auch noch andere als Arthur Bücher liebten, die ich liebte. Die gräßlichen gesellschaftlichen »Verpflichtungen« von einst, wie Bälle, gab es jetzt für mich nicht mehr, denn mein Vater erlaubte mir, die Einladungen abzulehnen. Ich bewegte mich in einem kleinen Kreis von Menschen, die entweder untereinander verheiratet oder sehr alte Nachbarn oder, die Frauen jedenfalls, ehemalige Schulkameraden waren. Ich spreche nicht gern über sie. Von Mountbracken habe ich berichten müssen, weil die Geschichte meines Lebens ohne das nicht erzählt werden konnte; aber darüber hinauszugehen, zögere ich. Seine Freunde loben, kommt der Impertinenz nahe. Ich kann hier nicht von Janie M., noch von ihrer Mutter, noch von Bill oder Mrs. Bill berichten. In Romanen wird die provinziell-vorstädtische Gesellschaft meist grau in grau gemalt. Ich habe sie nicht so empfunden. Ich glaube, bei uns in Strandtown und Belmont gab es ebenso viel Freundlichkeit, Klugheit, Schönheit und Geschmack wie in jedem gleich großen Kreis, den ich je gekannt habe.

Zu Hause währten die wirkliche Entfremdung und die scheinbare Herzlichkeit zwischen mir und meinem Vater weiter. Jedesmal, wenn ich in den Ferien nach Hause kam, waren durch Kirk meine Gedanken und meine Ausdrucksweise noch klarer geworden, und das machte es immer weniger möglich, mit meinem Vater ein wirkliches Gespräch zu führen. Ich war viel zu jung und unfertig, um die andere Seite zu würdigen, um die reiche, wenn auch vage geistige Fruchtbarkeit, innere Großzügigkeit und den Humor meines Vaters gegen die Kühle, die eisige Klarheit Kirks abzuwägen. Mit der Grausamkeit der Jugend ließ ich mich von Wesenszügen meines Vaters reizen, die ich bei anderen älteren Männern später als liebenswürdige Schwächen empfunden habe. Es waren da so viele unüberbrückbare Mißverständnisse. Ein-

mal bekam ich in seiner Gegenwart einen Brief von meinem Bruder, den er sofort zu lesen verlangte. Er machte Einwände gegen die darin geübte Kritik an einer dritten Person. Ich verteidigte meinen Bruder und erwiderte, der Brief sei nicht für ihn bestimmt. »Was für ein Unsinn«, sagte mein Vater. »Er wußte, du würdest mir den Brief zeigen, und wollte, daß du ihn mir zeigtest.« In Wirklichkeit, wie ich genau wußte, hatte mein Bruder töricht gehofft, der Brief werde eintreffen, wenn mein Vater nicht zu Hause war. Aber das konnte sich mein Vater nicht vorstellen. Er setzte sich nicht mit Autorität über den Anspruch auf das Private hinweg, das er mißbilligte; er konnte sich nicht vorstellen, daß jemand solch einen Anspruch überhaupt erhob.

Meine Beziehungen zu meinem Vater helfen eine der schlimmsten Taten meines Lebens erklären (was nicht heißen soll, daß ich sie entschuldigen will). Ich willigte ein, mich auf die Konfirmation vorzubereiten, wurde konfirmiert und ging völlig ungläubig zu meinem ersten Abendmahl, spielte nur Theater, aß und trank meine eigene Verdammnis. Wie Johnson sagt: »Wo der Mut fehlt, kann eine andere Tugend nur durch Zufall bestehen.« Feigheit trieb mich zur Heuchelei und die Heuchelei zur Blasphemie. Es stimmt, ich wußte nicht und konnte nicht wissen, was ich da tat. Aber ich wußte sehr wohl, daß ich mit der größtmöglichen Feierlichkeit etwas vorgaukelte, was ich nicht empfand. Es schien mir unmöglich, meinem Vater zu sagen, was ich wirklich glaubte. Nicht daß er dann wie der traditionelle orthodoxe Vater gewütet und gedonnert hätte. Im Gegenteil, er hätte (zunächst) mit der größten Freundlichkeit reagiert. »Sprechen wir in Ruhe über das alles«, hätte er gesagt. Aber ich hätte ihm nie meine wirkliche Einstellung klar zu machen vermocht. Wir wären sofort von dem Thema abgekommen, und die Antwort mitsamt all den Zitaten, Anekdoten und Reminiszenzen, die sich über mich ergossen hätten, wäre so gewesen, daß ich auf sie gepfiffen hätte – die Schönheit der autorisierten Bibelübersetzung, die Schönheit der christlichen Tradition, des christlichen Gefühls und Charakters. Und später, wenn dies versagte, wenn ich weiter versuchte, meinen

Standpunkt darzulegen, hätte es eine Szene gegeben. Donner von ihm und ein leises Murren von mir. Und wenn wir erst einmal über dieses Thema gesprochen hatten, hätte er es nie wieder fallen lassen. All das hätte natürlich eher gewagt werden müssen als das, was ich tat. Aber zu der Zeit schien mir das unmöglich. Dem syrischen Hauptmann war vergeben worden, daß er sich im Hause Rimmons verbeugt hatte. Ich bin einer von den vielen, die sich im Hause des wahren Gottes verbeugt haben, als ich glaubte, er sei nicht mehr als Rimmon.

Abends und am Wochenende war ich an meinen Vater gefesselt und empfand das als ziemlich hart, da gerade dann Arthur meistens erreichbar war. Meine Wochentage lieferten mir weiter ein volles Maß an Einsamkeit. Ich hatte natürlich die Gesellschaft Tims, den ich schon längst hätte erwähnen müssen. Tim war unser Hund. Er hielt den Rekord der Langlebigkeit unter den irischen Terriern, denn er war schon bei uns, als ich in Oldies Schule war, und starb erst 1922. Aber Tims Gesellschaft erstreckte sich auf über kurze Zeit. Es war längst zwischen ihm und mir abgemacht worden, daß er nicht erwarten durfte, mich auf Spaziergängen zu begleiten. Ich ging sehr viel weiter, als er es liebte, denn er hatte bereits ein dikkes Polster, glich einem Faß auf vier Beinen. Außerdem ging ich dorthin, wo andere Hunde sein konnten, und wenn Tim auch nicht feige war (ich habe ihn wie einen Teufel auf seinem heimischen Boden kämpfen sehen), er haßte Hunde. Als er noch Spaziergänge machte, war er dafür bekannt gewesen, daß er, wenn er einen Hund in der Ferne sah, sofort hinter der Hecke verschwand und erst hundert Meter weiter wieder herauskam. Sein Geist war während unserer Schulzeit gebildet worden, und er hatte vielleicht seine Haltung anderen Hunden gegenüber unserer Haltung anderen Jungen gegenüber abgesehen. Jetzt waren er und ich weniger wie Herr und Hund als wie zwei befreundete Gäste im gleichen Hotel. Wir trafen uns beständig, waren einige Zeit zusammen und trennten uns dann höflich, um jeder seiner Wege zu gehen. Ich glaube, er hatte einen Freund seiner eigenen Spezies, einen roten Setter in der Nachbarschaft, einen sehr respektablen,

schon älteren Hund. Vielleicht hatte der einen guten Einfluß auf ihn, denn der arme Tim, so sehr ich ihn liebte, war der undisziplinierteste, unvollkommenste, am struppigsten aussehende Vierbeiner, den es gegeben hat. Er gehorchte einem nie richtig, aber manchmal war er gleicher Meinung mit einem.

Die langen Stunden in dem leeren Haus gingen mit Lesen und Schreiben angenehm vorüber. Ich war jetzt bei den Romantikern. Damals war ich so bescheiden (als Leser), wie ich es nie wieder sein werde. Manche Gedichte liebte ich nicht so wie andere. Nie aber kam mir der Gedanke, daß es vielleicht die minderwertigeren seien; ich glaubte nur, ich sei meines Autors müde oder nicht in der richtigen Stimmung. Endymions *longeurs* schrieb ich mir selber zu. Das Element der Ohnmacht in Keats' Sinnlichkeit (so wenn Porphyro ohnmächtig wird) bemühte ich mich krampfhaft zu mögen, aber es gelang mir nicht. Ich fand – obwohl ich vergessen habe, warum –, daß Shelley besser war als Keats, und war traurig, daß ich ihn weniger liebte. Aber mein großer Autor in jener Periode war William Morris. Ich war ihm zum erstenmal in Büchern über die nordische Mythologie begegnet, in denen er zitiert wurde. Das führte mich zu Sigurd, dem Wälsungen. Ich liebte das Buch nicht so, wie ich es gern geliebt hätte, und ich glaube, ich weiß jetzt, warum: das Versmaß befriedigt mein Ohr nicht. Aber dann entdeckte ich in Arthurs Bücherschrank *The Well at the Worlds End.* Ich blickte hinein, las Kapitelüberschriften, blätterte darin – und am nächsten Tag fuhr ich in die Stadt und kaufte mir das Buch. Wie so vieles Neue schien es zum Teil eine Wiederkehr zu sein – kehrten aus meiner frühen Kindheit die Ritter zurück. Danach las ich alles von Morris, dessen ich habhaft werden konnte, *Jason, The Earthly Paradise,* die Romanzen in Prosa. Ein Zeichen dafür, daß ich mich immer mehr für ihn begeisterte, war die plötzliche Erkenntnis, die ich fast als Untreue empfand, daß die Buchstaben WILLIAM MORRIS zumindest so zaubermächtig waren wie die des Namens Wagner.

Noch etwas anderes lehrte mich Arthur lieben: die Bücher als Bücher. Ich hatte sie immer respektiert. Mein Bru-

der und ich zerhackten zwar Leitern ohne Skrupel; aber ein Buch mit Eselsohren oder Fingerabdrücken hätte uns mit Scham erfüllt. Arthur jedoch respektierte sie nicht nur, er war in sie geradezu vernarrt, und bald war ich es auch. Die Aufteilung einer Seite, der Geruch des Papiers und wie es sich anfühlte, das verschiedene Knistern verschiedenen Papiers, wenn man die Blätter umdreht, wurden sinnliche Genüsse. Mir enthüllte es einen Makel an Kirk. Wie oft war es mir kalt den Rücken heruntergelaufen, wenn er ein neues klassisches Buch von mir in seine Gärtnerhände nahm, die Deckel so weit auseinanderbog, bis sie knirschten, und auf jeder Seite sein Zeichen hinterließ.

»Ja, ich erinnere mich«, sagte mein Vater. »Das war der einzige Fehler des alten Knock.«

»Ein schlimmer«, sagte ich.

»Ein sehr verzeihlicher«, sagte mein Vater.

II. Schach

Die Geschichte der Freude, die vor mehreren Kapiteln auf den hohen Wellen der Wagnerschen Musik und der nordischen und keltischen Mythologie zu mir zurückwogte, muß jetzt fortgesetzt werden.

Ich habe bereits angedeutet, wie mein erstes Entzücken an Walhalla und Walküren sich unmerklich in wissenschaftliches Interesse verwandelte. Ich kam dabei so weit wie jemand, der keine germanischen Sprachen gelernt hat, kommen kann. Ich hätte ein ziemlich strenges Examen in diesem Fach bestehen können. Ich hätte über populäre Stümper gelacht, die die neuesten mythologischen Sagen mit den klassischen Sagen oder die Edda in Prosa mit der in Versen oder sogar, noch skandalöser, die Edda mit der Saga verwechselt hätten. Ich kannte mich im eddischen Kosmos aus, konnte jede Wurzel der Esche bestimmen und wußte, wer an ihnen hinauf- und hinunterlief. Nur sehr allmählich wurde mir klar, das dies etwas ganz anderes als die ursprüngliche Glückseligkeit war,

und ich fügte weiter Einzelheit zu Einzelheit und schritt dem Augenblick entgegen, da ich das meiste wußte und mich am wenigsten daran freute. Schließlich erwachte ich vom Bau des Tempels und entdeckte, daß der Gott nicht mehr dort war. Natürlich drückte ich es nicht so aus. Ich hätte höchstens gesagt, daß es mich nicht mehr so erregte wie einst. Mir ging es wie Wordsworth, der beklagte, daß ein Glanz dahin sei.

Daher kam die fatale Entschlossenheit, die alte Erregung neu zu entfachen, und schließlich der Augenblick, da ich einsehen mußte, daß all diese Bemühungen zum Scheitern verurteilt waren. Ich hatte keinen Köder, zu dem der Vogel kommen würde. Und ich war mit Blindheit geschlagen. Genau in dem Augenblick stieg in mir die Erinnerung an einen Ort und eine Zeit auf, da ich die verlorene Freude in einer ungewöhnlichen Fülle erlebt hatte. Es war auf einer Bergwanderung an einem Morgen im weißen Nebel gewesen. Die Texte der anderen Teile des Rings (»Das Rheingold« und »Die Walküre«) waren gerade als Weihnachtsgeschenk von meinem Vater gekommen, und der Gedanke an die Lektüre, die auf mich wartete, und die Kälte und Einsamkeit des Berghangs, die Tropfen auf jedem Zweig und das ferne Murmeln der verborgenen Stadt hatten eine Sehnsucht geweckt (aber es war auch eine Erfüllung), die aus der Seele strömte und den ganzen Körper zu überfluten schien. An jene Wanderung erinnerte ich mich jetzt. Es schien mir, daß ich damals den Himmel geschmeckt hatte. Wenn doch ein solcher Augenblick wiederkommen könnte! Aber mir wurde nicht bewußt, daß er wiedergekehrt, daß die Erinnerung an jene Wanderung selber ein neues Erlebnis der gleichen Art war. Freilich, es war Sehnsucht, nicht Erfüllung. Schließlich war das, was ich auf dem Berg empfunden hatte, auch Sehnsucht gewesen und Erfüllung nur insofern, als jene Art von Sehnsucht begehrenswert und die größte Erfüllung ist, die uns auf Erden zuteil werden kann; oder vielmehr, weil die hohe Freude unser gewöhnliches Unterscheiden zwischen Haben und Begehren hinfällig macht. Haben ist Begehren, und Begehren ist Haben. Und so war der Augenblick, da ich mich danach sehnte,

wieder jenen Schmerz zu empfinden, selbst wieder dieser Schmerz. Der Begehrenswerte, der sich einst in Walhalla niedergelassen hatte, ließ sich jetzt in einem besonderen Augenblick meiner Vergangenheit nieder, und ich erkannte ihn dort nicht, weil ich als Götzenanbeter und Formalist darauf bestand, daß er in dem Tempel erschien, den ich ihm gebaut hatte; ohne zu wissen, daß ihm nur an Tempeln liegt, die erst gebaut werden, und nicht an Tempeln, die schon gebaut sind. Wordsworth hat, glaube ich, diesen Fehler sein Leben lang gemacht. Ich bin sicher, daß das Gefühl des Verlustes der Vision, das das *Prélude* erfüllt, selber eine Vision der gleichen Art war, wenn er es nur hätte glauben können.

In der Art meines Denkens ist es nicht blasphemisch, den Fehler, den ich machte, mit dem Fehler zu vergleichen, den der Engel an dem Grabe tadelte, als er zu den Frauen sagte: »Was suchet ihr den Lebendigen unter den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden.« Der Vergleich bezieht sich natürlich auf etwas sehr Großes und etwas sehr Kleines, so wie der Vergleich zwischen der Sonne und ihrem Sich-in-einem-Tautropfen-Spiegeln. Von meinem Standort aus ist beides gleich, denn ich glaube nicht, daß die Ähnlichkeit zwischen dem Christlichen und dem nur imaginativen Erlebnis zufällig ist. Ich glaube, daß alles auf seine Art die himmlische Wahrheit reflektiert, die Phantasie nicht zuletzt. »Reflektieren« ist das wichtige Wort. Dieses niedere Leben ist nicht ein Beginn (nicht unbedingt und aus seiner eigenen Natur, Gott kann es zu solch einem Beginn machen), noch ein Schritt auf das höhere Leben des Geistes zu, sondern nur ein Bild. Bei mir jedenfalls war weder Glaube noch Ethik darin; wie weit ich es auch verfolgte, es hätte mich weder weiser noch besser gemacht. Aber es hatte dennoch, in welchen Abstufungen auch immer, die Form der Wirklichkeit, die es spiegelte.

Wenn nichts anderes auf diese Ähnlichkeit hindeutet, dann zumindest die Tatsache, daß wir genau die gleichen Fehler in beiden Ebenen machen können. Man wird sich erinnern, wie ich als Schuljunge mein religiöses Leben durch einen abscheulichen Subjektivismus zerstört hatte, der »Verwirklichungen« zum Zweck des Gebets machte; wie ich mich

von Gott abwandte, um zu versuchen, diesen Erregungszustand zu bewirken. Mit unglaublicher Torheit machte ich jetzt in meinem Phantasieleben den gleichen Fehler, oder vielmehr die beiden gleichen Fehler. Den ersten machte ich in dem Augenblick, da ich der Klage Ausdruck gab, daß die »alte Erregung« seltener und immer seltener werde, denn durch diese Klage schmuggelte ich die Annahme ein, daß das, was ich begehrte, eine Erregung, ein Zustand meiner eigenen Seele sei. Und das ist der größte Fehler. Nur wenn man seine ganze Aufmerksamkeit und sein ganzes Verlangen auf etwas anderes richtet – sei es ein ferner Berg oder die Vergangenheit oder die Götter Asgards –, kommt die Erregung. Sie ist ein Nebenprodukt. Ihr Vorhandensein setzt voraus, daß man sie nicht begehrt, sondern etwas anderes, außerhalb von einem. Wenn sie durch eine perverse Askese oder den Gebrauch einer Droge von innen her bewirkt werden könnte, würde sich sofort zeigen, daß sie wertlos ist. Denn wenn man den Gegenstand fortnimmt – was würde dann bleiben? Ein Wirbel von Bildern, ein zuckendes Gefühl im Zwerchfell, eine vorübergehende Geistesabwesenheit. Und wer könnte das wollen? Die Klage, sage ich, ist der erste und größte Fehler, der auf jeder Lebensstufe erscheint, und er ist für jeden gleichermaßen tödlich, da er die Religion in einen sich selbst schmeichelnden Luxus und die Liebe in Autoerotik verwandelt. Und der zweite Fehler ist, zu versuchen, eine solche seelische Erregung hervorzurufen. Aus dem Verblassen des Nordischen hätte ich den Schluß ziehen müssen, daß das Objekt, das Begehrenswerte weiter weg, weniger subjektiv, mehr außerhalb war als sogar eine vergleichsweise öffentliche und äußere Sache wie ein Mythologiesystem, daß es in Wirklichkeit nur durch jenes System hindurchgeschimmert hatte. Stattdessen kam ich zu dem Schluß, daß es eine Stimmung, ein Zustand in mir war, der in jedem Zusammenhang auftauchen konnte. »Es-wieder-zu-erlangen« wurde mein ständiges Bemühen. Bei jedem Gedicht, das ich las, bei jeder Musik, die ich hörte, auf jedem Spaziergang stand ich angstvoll Wache neben meiner eigenen Seele, darauf lauernd, daß der glückliche Augenblick kam, und dann alles zu

tun, um ihn, wenn es so weit war, festzuhalten. Da ich noch jung war und mir die ganze Welt der Schönheit offenstand, wurden meine eigenen aufdringlichen Hemmungen oft beiseite gefegt. Ich schmeckte wieder die Freude. Aber viel öfter verscheuchte ich sie durch meine gierige Ungeduld, sie zu fangen, und selbst wenn sie kam, zerstörte ich sie sofort durch Selbstbeobachtung und vulgarisierte sie stets durch meine falsche Vorstellung von ihrer Natur.

Eins aber lernte ich, und das hat mich seitdem vor vielen weitverbreiteten seelischen Verwirrungen bewahrt. Durch Erfahrung erkannte ich, daß sie keine Verkleidung der sexuellen Begierde ist. Jene irren sich bestimmt, die glauben, wir würden bald nichts mehr von unsterblicher Sehnsucht hören, wenn man jungen Männern die passenden Geliebten lieferte. Ich habe diesen Fehler durch das einfache, wenn auch schändliche Verfahren, ihn immer wieder zu machen, als Fehler erkennen gelernt. Vom Nordischen konnte man nicht leicht in erotische Phantasien hineingleiten, ohne den Unterschied zu merken. Aber als die Welt Morris' für mich die häufigste Vermittlerin der anderen Freude geworden war, wurde dieser Übergang möglich. Es war leicht zu denken, daß man jene Wälder um ihrer weiblichen Bewohner willen, den Garten des Hesperus um seiner Töchter willen und Hylas Fluß um der Flußnymphen willen begehrte. Ich ging diesen Weg immer wieder – bis zum Ende. Und am Ende fand man Lust, die unmittelbar aus der Entdeckung kam, daß Lust (diese Lust oder eine andere) nicht das war, was man gesucht hatte. Moral hatte nichts damit zu tun. Ich war in jener Zeit darin fast so unmoralisch, wie ein Mensch es sein kann. Die Enttäuschung bestand nicht darin, eine niedere Lust statt einer höheren zu finden. Es war die Irrelevanz des Schlusses, die sie verdarb. Die Hunde verfolgten eine andere Spur. Man hatte die falsche Beute gefangen. Man konnte ebensogut einen Mann, der vor Durst starb, ein Lammkotelett anbieten, wie sexuelle Lust dem Begehren, von dem ich spreche. Ich wich nicht vor dem erotischen Schluß mit keuschem Entsetzen zurück, rief nicht: »Das nicht!« Meine Gefühle hätten sich eher mit den Worten ausdrücken lassen:

»Richtig. Ich verstehe. Aber sind wir nicht vom eigentlichen Thema abgekommen?« Freude ist kein Ersatz für Sex; Sex ist sehr oft ein Ersatz für Freude. Manchmal frage ich mich, ob nicht jede Lust ein Ersatz für Freude ist.

So stand es damals mit meinem imaginativen Leben, und dagegen stand das Leben meines Intellekts. Die beiden Hemisphären meines Geistes standen zueinander in schärfstem Gegensatz. Auf der einen Seite ein inselreiches Meer der Dichtung und Mythen, auf der anderen ein oberflächlicher hohler Rationalismus. Alles, was ich liebte, glaubte ich, sei imaginär; fast alles, was ich für wirklich hielt, erschien mir schrecklich und sinnlos. Eine Ausnahme bildeten manche Menschen (die ich liebte und die ich für wirklich hielt) und die Natur. Das heißt, die Natur, wie sie den Sinnen erschien. Ich brütete endlos über dem Problem: Wie kann sie so schön und zugleich so grausam sein, so verschwenderisch und so nutzlos? Damals hätte ich mit Santayana sagen können: »Alles, was gut ist, ist imaginär; alles, was wirklich ist, ist böse.« In gewissem Sinn konnte man sich nichts weniger als eine Flucht aus der Wirklichkeit vorstellen. Ich war dem Wunschdenken so fern, daß ich fast nur das für wahr hielt, was meinen Wünschen widersprach. Fast, aber nicht ganz. Denn es gab da eins, in dem die Welt, wie Kirks Rationalismus sie mich zu sehen gelehrt hatte, meine Wünsche erfüllte. Sie mochte düster und mörderisch sein, aber sie war wenigstens frei von dem christlichen Gott. Manchen Menschen (nicht allen) wird es schwer fallen, zu verstehen, warum mir das als ein so überwältigender Vorteil erschien. Aber man muß meine Geschichte und mein Temperament berücksichtigen. Die Periode des Glaubens, die ich bei Oldie erlebt hatte, enthielt viel Angst. Und wenn ich jetzt auf jene Angst zurückblickte, aufgehetzt von Shaw, Voltaire, Lucrez und seinem *Tantum religio*, übertrieb ich jenes Element in meiner Erinnerung stark und vergaß die anderen Elemente, die damit verbunden gewesen waren. Auf keinen Fall wollte ich, daß jene Vollmondnächte im Schlafsaal wiederkehrten. Ich war auch, wie man sich vielleicht erinnert, jemand, dessen negative Bitten leidenschaftlicher waren als seine positiven, der

sehr viel mehr darauf aus war, dem Schmerz zu entgehen, als das Glück zu erreichen, der es empörend fand, daß man ihn ohne seine Erlaubnis geschaffen hatte.

Für solch einen Feigling hatte die Welt des Materialisten die enorme Anziehung, daß sie ihm eine begrenzte Verantwortung bot. Kein unendliches Unglück konnte einem in ihr geschehen. Mit dem Tod endete alles. Und wenn je endliche Katastrophen sich als größer erwiesen, als man zu tragen bereit war, dann blieb einem immer noch der Selbstmord. Das Entsetzliche der christlichen Welt war, daß es dort keine Tür mit dem Schild »Ausgang« gab. Es war vielleicht auch nicht unwichtig, daß das Äußere des Christentums nicht meinem Schönheitssinn entsprach. Orientalische Bilder und der orientalische Stil stießen mich sehr ab, und im übrigen war das Christentum für mich hauptsächlich mit häßlicher Architektur, häßlicher Musik und schlechten Gedichten verbunden. Die Priorei in Wyvern und Miltons Verse waren fast das einzige, in dem Christentum und Schönheit für mich eins waren. Aber natürlich am schwersten von allem wog mein tief eingewurzelter Haß gegen die Autorität, mein monströser Individualismus, meine Zügellosigkeit. Kein Wort in meinem Vokabular drückte stärker Haß aus als das Wort Einmischung. Aber das im Mittelpunkt stehende Christentum schien mir damals ein transzendentaler Einmischer zu sein. Wenn sein Bild wahr war, dann war keine Art von »Vertrag mit der Wirklichkeit« möglich. Selbst im Innersten einer Seele war keine Region, die mit einem Stacheldraht umgeben und von einer Tafel »Kein Zutritt« bewacht werden konnte. Und gerade das wollte ich. Ein noch so kleines Fleckchen, von dem ich zu allen anderen Menschen sagen konnte: »Dies geht nur mich etwas an.«

In dieser Hinsicht, und nur anfangs, habe ich mich vielleicht des Wunschdenkens schuldig gemacht. Ja, fast sicher. Das materialistische Weltbild wäre mir nicht so unendlich einleuchtend erschienen, wenn es nicht zumindest einem meiner Wünsche entgegengekommen wäre. Aber es ist darum schwierig, selbst das Denken eines Jungen lediglich mit seinen Wünschen zu erklären, weil er in so wichtigen

Fragen wie diesen immer Wünsche auf beiden Seiten hat. Jede Vorstellung der Wirklichkeit, die ein gesunder Geist gelten lassen kann, muß einigen seiner Wünsche willfahren und andere enttäuschen. Die materialistische Welt hatte mir eine große negative Anziehung zu bieten. Eine andere hatte sie nicht. Und das mußte hingenommen werden; man mußte auf einen sinnlosen Tanz von Atomen blicken (man erinnere sich, daß ich Lucrez las), um zu erkennen, daß die ganze scheinbare Schönheit eine subjektive Phosphoreszenz war, und alles, was einem wert war, mußte man in die Welt des Wahns verweisen. Diesen Preis versuchte ich ehrlich zu zahlen. Denn ich hatte hinsichtlich der Ehre des Intellekts und der Schande freiwilligen Wankelmuts etwas von Kirk gelernt. Und natürlich jauchzte ich mit jugendlichem und vulgärem Stolz über meine Erleuchtung. Im Gespräch mit Arthur war ich ein großer Schwadroneur. Das meiste, was ich sagte, war, wie ich jetzt sehe, unglaublich grob und dumm. Ich war in jenem Geisteszustand, in dem ein Junge es für äußerst wirkungsvoll hält, Gott Jahve und Jesus Yeshua zu nennen.

Wenn ich jetzt auf mein Leben zurückblicke, bin ich erstaunt, daß ich nicht in die entgegengesetzte Orthodoxie gelangt bin – daß ich nicht ein Linker, ein Atheist, ein satirischer Intellektueller von dem Typ wurde, wie wir ihn alle so gut kennen. Alle Voraussetzungen dazu schienen gegeben. Ich hatte meine Public School gehaßt, ich haßte alles, was ich von dem britischen Empire wußte oder zu wissen glaubte. Und wenn ich auch von Morris' Sozialismus sehr wenig Notiz nahm (es war zu viel an ihm, das mich mehr interessierte), die beständige Lektüre von Shaw hatte es fertig gebracht, daß solche embryonischen politischen Meinungen, wie ich sie hatte, sozialistisch gefärbt waren. Ruskin hatte mir in der gleichen Richtung geholfen. Meine lebenslange Angst vor Sentimentalität hätte mich befähigen müssen, ein unerbittlicher Entlarver zu werden. Es stimmt, ich haßte das Kollektiv so, wie es ein Mensch nur hassen kann. Aber mir gingen damals bestimmt nicht seine Beziehungen zum Sozialismus auf. Ich nehme an, daß meine romantische Veranlagung da-

zu bestimmt war, mich von den orthodoxen Intellektuellen in dem Augenblick zu trennen, da ich ihnen begegnete; und ebenso, daß jemand, der hinsichtlich der Zukunft und der gemeinsamen Aktion so wenig zuversichtlich war wie ich, nur mit großer Mühe zum Revolutionär hätte gemacht werden können.

Dies also war meine Einstellung: mich für nichts zu interessieren als die Götter und Helden, den Garten der Hesperiden, Lancelot und den Gral und an nichts zu glauben außer an Atome, Evolution und Militärdienst. Manchmal war es hart, aber es war wohl eine heilsame Härte. Ich glaube auch nicht, daß ich das gelegentliche Schwanken in meinem »materialistischen Glauben« (um es so zu nennen), das gegen Ende meiner Bookham-Zeit begann, je herbeigewünscht habe. Es war durch etwas anderes bedingt.

Unter allen Dichtern, die ich damals las (ich las *The Faerie Queene* und *The Earthly Paradise* ganz) war einer, der ganz anders war als die anderen: Yeats. Ich hatte ihn schon lange gelesen, ehe ich den Unterschied entdeckte, und vielleicht hätte ich ihn nicht entdeckt, wenn ich nicht auch seine Prosa gelesen hätte; Dinge wie *Rosa Alchemica* und *Per Amica Silencia Lunae*. Der Unterschied war, daß Yeats glaubte. Seine »Ewiglebenden« waren nicht nur vorgetäuscht oder Wunschbilder. Er glaubte wirklich, daß es eine Welt gab, in der ihnen mehr oder weniger ähnliche Menschen lebten, und daß eine Verbindung zwischen jener Welt und unserer Welt möglich war. Um es ganz deutlich zu sagen, er glaubte ernstlich an Magie. Seine spätere Laufbahn als Dichter hat jene Phase im Urteil des Publikums etwas verdunkelt, aber es besteht kein Zweifel daran, wie ich erfuhr, als ich ihn einige Jahre später kennenlernte. Das war eine schöne Bescherung. Man wird verstehen, daß mein Rationalismus unvermeidlich auf dem beruhte, was ich für die Erkenntnisse der Wissenschaft hielt, und diese Erkenntnisse mußte ich, da ich kein Wissenschaftler war, auf Treu und Glauben hinnehmen, ja, als Autorität. Nun, hier war eine entgegengesetzte Autorität. Wäre er Christ gewesen, hätte ich seine Aussage nicht geglaubt, denn ich dachte, ich hätte die Christen für immer

abgetan. Jetzt erfuhr ich, daß es Menschen gab, nicht traditionell Orthodoxe, die trotzdem die ganze materialistische Philosophie rundweg verwarfen. Und ich war immer noch sehr naiv. Ich hatte keine Ahnung, wieviel Unsinn in der Welt geschrieben und gedruckt wurde. Für mich war Yeats ein erfahrener, verantwortlicher Schriftsteller; was er sagte, mußte des Bedenkens wert sein. Und nach Yeats versenkte ich mich in Maeterlinck, ganz unschuldig und natürlich, da ihn damals jedermann las und ich es mir zur Pflicht gemacht hatte, hin und wieder auch Französisch zu lesen. Bei Maeterlinck begegnete ich Theosophie, Pantheismus, Spiritismus. Da war wieder ein verantwortlicher Erwachsener (und kein Christ), der an eine Welt hinter der materiellen Welt oder um sie herum glaubte. Ich muß freilich zu meiner Entschuldigung sagen, daß ich nicht kategorisch zustimmte. Aber ein Tropfen verwirrenden Zweifels fiel in meinen Materialismus. Es war ein »Vielleicht«. Vielleicht (o Freude!) gab es doch noch »etwas anderes«, und (ach, wie beruhigend!) vielleicht hatte es nichts mit christlicher Theologie zu tun. Sobald ich über dieses Vielleicht nachdachte, stiegen unvermeidlich all die alten okkultistischen Geschichten und die alte Erregung, die die Hausmutter in Chartres unschuldig in mir geweckt hatte, aus der Vergangenheit auf.

Und jetzt rächte sich der Teufel. Zweierlei, das bis dahin in meinem Inneren weit voneinander getrennt war, drängte zueinander: die Sehnsucht nach der Freude, oder vielmehr die Sehnsucht, die Freude war, und das gierige Verlangen nach dem Okkulten, dem Übernatürlichen als solchem. Und mit ihnen kam (weniger willkommen) ein Unbehagen, etwas von der uralten Angst, die wir alle als kleine Kinder gekannt haben und (wenn wir ehrlich sind) auch noch viel später. Es ist eine Art Gravitation im Inneren, durch die das Gute zum Guten und das Böse zum Bösen eilt. Dieses Gemisch aus Abscheu und Begehren zog alles andere in mir, was schlecht war, zu sich hin. Der Gedanke, daß, wenn es ein okkultes Wissen gab, es nur sehr wenigen bekannt war und daß es von den vielen verspottet wurde, hatte etwas zusätzlich Anziehendes; »Wir wenigen« hatte, wie man sich erin-

nern wird, eine beschwörende Kraft für mich. Daß die Mittel Magie waren – das wunderbarste Unorthodoxe in der Welt, unorthodox nach christlichen Maßstäben –, sprach natürlich den Rebellen in mir an. Ich war bereits mit der Entartung des Romantischen vertraut, hatte *Anactoria* gelesen und Wilde und Beardsley eifrig studiert, bis dahin noch nicht von ihnen angezogen, ohne aber ein moralisches Urteil zu fällen. Jetzt glaubte ich den Sinn darin zu erkennen. Mit einem Wort, in dieser Geschichte sind schon die Welt und das Fleisch vorgekommen, und jetzt kam der Teufel. Wenn es in der Nachbarschaft einen älteren Menschen gegeben hätte, der in einer Art magischen Schmutzes wühlte (solche haben eine gute Nase für potentielle Jünger), wäre ich jetzt vielleicht ein Satanist oder ein Irrer.

In Wirklichkeit jedoch war ich wunderbar geschützt, und diese geistige Orgie hatte schließlich ein gutes Resultat. Ich war erstens durch Unwissen und Unfähigkeit geschützt. Ob Magie möglich war oder nicht, ich hatte jedenfalls keinen Lehrer, der mich auf den Weg führte. Ich war auch durch Feigheit geschützt: Die wiedererwachten Schrecken der Kindheit fügten vielleicht, solange es heller Tag war, meiner Gier und Neugier eine gewisse Würze hinzu. Allein und im Dunkeln tat ich alles, um wieder ein strikter Materialist zu werden. Nicht immer mit Erfolg. Ein »Vielleicht« genügt, um einen nervös zu machen. Aber mein bester Schutz war das bekannte Wesen der Freude. Dieses brennende Verlangen, die Fesseln zu sprengen, den Vorhang zu zerreißen, in das Geheimnis zu sein, offenbarte sich eingeweiht immer deutlicher, je länger ich ihm frönte, als etwas ganz anderes als das Sehnen, das Wonne ist. Seine derbe Kraft verrät es. Langsam, und mit vielen Rückfällen, kam ich zu der Erkenntnis, daß der magische Schluß für die Freude so unerheblich war, wie es der erotische Schluß gewesen. Wieder einmal hatte man die Spur gewechselt. Wenn man mit Kreisen und Fünfecken und dem Viereck Versuche angestellt und einen Geist beschworen oder scheinbar beschworen hätte – sofern eines Menschen Nerven das aushalten können –, wäre es tatsächlich äußerst interessant gewesen; aber der wirklich Begehrte wäre einem

entwichen, und das wirkliche Begehren wäre geblieben und hätte gesagt: »Was soll mir das?«

Ich liebe an der Erfahrung, daß sie etwas so Ehrliches ist. Man mag noch so oft einen falschen Weg einschlagen; wenn man die Augen aufhält, wird man nicht sehr weit kommen, und schon erscheinen Warnschilder. Man hat sich vielleicht selber getäuscht, aber die Erfahrung versucht nicht, einen zu täuschen. Das Universum bleibt wahr, wo immer man es richtig testet.

Die anderen Resultate meines Blicks in den dunklen Raum waren folgende: Erstens, ich hatte jetzt ein neues Motiv, zu wünschen, daß der Materialismus wahr sei, und zugleich glaubte ich es nicht mehr so fest. Das neue Motiv kam, wie man erraten haben wird, aus den Ängsten, die ich so leichtfertig aus ihrer Schlafstätte in den Kindheitserinnerungen aufgestört hatte; ganz ein echter Lewis, der nichts in Ruhe lassen kann. Jeder Mensch, der sich vor Spuk fürchtet, wird einen Grund haben, zu wünschen, ein Materialist zu sein. Dieser Glaube verspricht, die Gespenster zu verscheuchen. Was meinen erschütterten Glauben betraf, so blieb er in der Form eines »Vielleicht« — das seines direkt derb magischen Affekts beraubt ist — eine angenehme Möglichkeit, daß das Universum vielleicht hier und dort die Behaglichkeit des Materialismus mit, ich weiß nicht was, verbinden könnte. Das war sehr schlimm. Ich begann zu versuchen, beides zu haben: das Behagen eines Materialisten und die Wohltat einer spiritistischen Philosophie, ohne beider Unerbittlichkeit. Aber das zweite Resultat war besser. Ich hatte eine gesunde Antipathie gegen alles Okkulte und Magische erworben, die mir sehr von Nutzen war, als ich in Oxford mit Magiern und Spiritisten und dergleichen in Berührung kam. Nicht, daß die gierige Lust mich nie mehr versuchte, aber ich wußte jetzt, daß es eine Versuchung war. Und vor allem wußte ich, daß die Freude nicht in diese Richtung wies.

Die Gewinne dieser ganzen Periode lassen sich daran ermessen, daß hinfort das Fleisch und der Teufel, obwohl sie mich immer noch versuchen konnten, mich nicht mehr ernstlich zu bestechen vermochten. Ich hatte gelernt, daß ihnen

das nicht gegeben war. Und die Welt hatte nie auch nur so getan, als vermöge sie es. Hinzu kam noch in einer Überfülle von Gnade das Ereignis, das in anderen Büchern zu schildern ich schon mehr als einmal versucht gewesen bin. Ich ging etwa einmal jede Woche nach Leatherhead und fuhr manchmal mit dem Zug zurück. Im Sommer tat ich es hauptsächlich, weil Leatherhead sich eines winzigen Schwimmbads rühmte, was für mich besser als nichts war, der schon vor einer Ewigkeit schwimmen gelernt hatte und bis in seine späteren Jahre, als er an Rheumatismus zu leiden begann, leidenschaftlich gern schwamm. Aber ich ging auch im Winter hin, um mir Bücher anzusehen und die Haare schneiden zu lassen. Der Abend, von dem ich jetzt spreche, war im Oktober. Ich und ein Bahnbeamter hatten den langen Holzbahnsteig in Leatherhead für uns allein. Es war schon so dunkel, daß der Rauch einer Lokomotive von unten rot glühte, weil sich in ihm die Glut des Kessels spiegelte. Die Berge hinter dem Dorking-Tal waren blau, fast violett, und der Himmel war grün vom Frost. Meine Ohren brannten von Kälte. Das herrliche Wochenende, an dem ich ungestört lesen konnte, lag vor mir. Ich wandte mich dem Bücherstand zu und wählte einen »Everyman«, George MacDonalds *Phantastes, a faerie Romance*. Dann fuhr der Zug ein. Ich höre noch den Bahnbeamten rufen: »Zug nach Bookham, Effingham, Horsley!« An jenem Abend begann ich mein neues Buch zu lesen.

Die Waldwanderungen in jener Geschichte, die Teufel, die guten und bösen Damen waren mir so vertraut, daß sie mich lockten, ohne daß ich eine Veränderung bemerkte. Es war, als würde ich schlafend über die Grenze getragen, oder als wäre ich in dem alten Land gestorben und könnte mich nie mehr erinnern, wie ich lebend in das neue gekommen war. Denn in einem war das neue Land genauso wie das alte. Ich traf dort alles, was mich bereits bei Malory, Spencer, Morris und Yeats entzückt hatte. Aber in anderer Hinsicht hatte sich alles verändert. Ich wußte noch nicht (und es dauerte lange, bis ich ihn erfuhr) den Namen des Neuen, des hellen Schattens, der über Anodos' Reisen lag. Jetzt weiß ich ihn: Heiligkeit. Zum erstenmal klang der Gesang der Sirenen wie die

Stimme meiner Mutter oder meiner Kinderfrau. Dies waren die Geschichten alter Frauen, und man konnte nicht stolz darauf sein, daß man sie genoß. Es war, als ob die Stimme, die mich vom Ende der Welt gerufen hatte, jetzt neben mir spräche. Es war bei mir im Zimmer oder in meinem Körper oder hinter mir. Wenn ich es einst seiner Ferne wegen nicht bemerkt hatte, jetzt entging es mir durch seine Nähe – es war so nah, daß man es nicht sah, so klar, daß man es nicht verstand, daß es mit dem gewöhnlichen Verstand nicht zu begreifen war. Es schien immer bei mir gewesen zu sein. Wenn ich den Kopf schnell genug hätte wenden können, hätte ich es wahrgenommen. Jetzt zum erstenmal spürte ich, daß es ungreifbar war, nicht darum, weil ich nichts tun konnte, sondern weil ich nicht aufhören konnte, etwas zu tun. Wenn ich mich nur ändern könnte, dann wäre es dort. Unterdessen waren in dieser neuen Region all die Irrungen, die bis dahin meine Suche nach der Freude kompliziert hatten, dahin. Ich war nicht versucht, die Szenen der Geschichte durch das Licht, das auf ihnen ruhte, zu verwirren, oder zu vermuten, daß sie als Realitäten dargestellt wären, oder auch nur zu träumen, daß ich, wenn es Realitäten wären und ich die Wälder erreichen könnte, durch die Anodos wanderte, um dem, was ich begehrte, einen Schritt näher zu kommen. Dennoch war der Wind der Freude, der in einer Geschichte wehte, weniger von der Geschichte zu trennen gewesen. Wo Gott und Idol fast eins waren, da bestand am wenigsten die Gefahr, sie zu verwechseln. Und als der große Augenblick kam, wandte ich mich nicht von den Wäldern und Häusern ab, von denen ich las, um ein körperliches Licht zu suchen, das hinter ihnen schimmerte, sondern allmählich mit zunehmender Kontinuität (wie die Sonne, die am Vormittag durch einen Nebel scheint) fand ich das Licht, das auf diese Wälder und Häuser und dann auf mein eigenes vergangenes Leben und in das stille Zimmer schien, in dem ich saß, und auf meinen alten Lehrer, der sich über seinen kleinen *Tacitus* beugte. Denn jetzt erkannte ich, daß, während die Luft der neuen Region alle meine erotischen und magischen Pervertierungen der Freude wie trüben Plunder erscheinen ließ, sie nicht die glei-

che entzaubernde Macht über das Brot auf dem Tisch oder die Kohlen im Ofen hatte. Das war das Wunder. Bis dahin hatte jeder Besuch der Freude die gewöhnliche Welt vorübergehend als eine Wüste erscheinen lassen. Selbst wenn wirkliche Wolken oder Bäume der Stoff der Vision gewesen waren, sie waren es nur gewesen, weil sie mich an eine andere Welt erinnerten, und ich kehrte nicht gern in unsere zurück. Aber jetzt sah ich den hellen Schatten aus dem Buch in die wirkliche Welt kommen und dort bleiben, alle gewöhnlichen Dinge verwandelnd und selber unverwandelt. Oder, noch genauer, ich sah die gewöhnlichen Dinge in den hellen Schatten gezogen. *Unde hoc mihi?* In der Tiefe meiner Schande, in der unbezwingbaren Ignoranz meines Intellekts wurde mir dies alles gegeben, ohne daß ich darum bat, ohne daß ich einwilligte. In jener Nacht wurde meine Phantasie gleichsam getauft. Das übrige von mir, wie es ganz natürlich ist, brauchte länger. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, in was ich mich eingelassen hatte, als ich *Phantastes* kaufte.

12. Gewehre und gute Kameradschaft

Das alte Muster begann sich zu wiederholen. Die Tage in Bookham gingen wie längere und schönere Ferien ihrem Ende entgegen. Eine Prüfung für ein Stipendium, und wenn sie vorüber war, drohte die finstere Zeit bei der Armee. Die gute Zeit war nie besser gewesen als in den letzten Monaten. Ich erinnere mich noch besonders an das herrliche Baden im Donegal. Es war ein Wellenbad, nicht das heutige Wellenreiten, sondern nur eine Rauferei, in der die Wellen, die monströsen, smaragdgrünen, ohrenzerreißenden Wellen immer die Gewinner sind, und es ist zugleich ein Spaß, eine Angst und eine Freude, über die Schulter zu blicken und (zu spät) einen Brecher von so riesigen Proportionen kommen zu sehen, daß man ihm aus dem Weg gegangen wäre, hätte man gewußt, daß er kam. Aber sie kommen so plötzlich und un-

vorhersehbar wie eine Revolution, und es werden immer mehr und immer größere.

Ende des Wintertertials 1916 kam ich nach Oxford, um mich der Prüfung für das Stipendium zu unterziehen. Wer diese Qual in Friedenszeiten erlebt hat, wird sich schwer die Gleichgültigkeit vorstellen können, mit der ich mich der Prüfung stellte. Das heißt nicht, daß ich die Bedeutung des Bestehens (in einer Hinsicht) unterschätzte. Ich wußte da schon sehr gut, daß es kaum einen Beruf in der Welt gab, außer dem eines Universitätslehrers, in dem ich meinen Lebensunterhalt verdienen konnte, und daß ich in einem Spiel, in dem wenige gewannen und Hunderte verloren, alles auf eine Karte setzte. Wie Kirk über mich in einem Brief an meinen Vater (ich sah ihn natürlich erst viele Jahre später) sagte: »Man kann einen Schriftsteller oder einen Gelehrten aus ihm machen, aber nichts anderes. Darüber mußt Du Dir klar sein.« Und ich wußte das selber. Und manchmal erschreckte es mich. Im Augenblick zwar war es nicht so wichtig, ob ich ein Stipendium bekam oder nicht, da ich im nächsten Jahr zur Armee einrücken mußte. Und selbst ein heitereres Gemüt als ich, war sich im Jahr 1916 darüber klar, daß es verrückt wäre, wenn ein einfacher Infanterist sich Sorgen um etwas so Hypothetisches wie sein Leben nach dem Kriege machte. Ich versuchte einmal, das meinem Vater zu erklären. Es war einer der oft von mir gemachten Versuche (wenn ich sie auch sicherlich öfter hätte machen müssen), die Mauer zwischen uns einzureißen und ihn in mein wirkliches Leben einzulassen. Aber der Versuch scheiterte vollkommen. Er kam mir sofort mit väterlichen Ratschlägen über die Notwendigkeit harter Arbeit und Konzentration, sprach von dem Geld, das er bereits für meine Ausbildung ausgegeben hatte und den sehr bescheidenen, ja äußerst geringfügigen Beihilfen, die er mir im späteren Leben würde geben können. Armer Mann! Er beurteilte mich traurig falsch, wenn er glaubte, daß Müßiggang zu meinen vielen Lastern gehörte. Und wie, fragte ich mich, konnte er erwarten, daß das Gewinnen oder Verlieren eines Stipendiums wichtig war, wenn der Tod vielleicht schon auf einen wartete. Ich glaube aber, daß, obwohl

der Tod (meiner, seiner, jedermanns) ihm oft als etwas Beängstigendes lebhaft gegenwärtig war, er in seinem Geist keinen Platz als nüchterne Möglichkeit hatte, aus der Konsequenzen gezogen werden mußten. Jedenfalls mißlang das Gespräch. Es zerschellte an dem alten Felsen. Sein starker Wunsch, mein volles Vertrauen zu gewinnen, paarte sich mit der Unfähigkeit, dem zuzuhören, was ich sagte.

Mein erster Eindruck von Oxford war recht komisch. Ich hatte keine Vereinbarung wegen einer Unterkunft getroffen, und da ich nicht mehr Gepäck hatte, als ich in der Hand tragen konnte, machte ich mich vom Bahnhof zu Fuß auf die Suche nach einer Pension oder einem billigen Hotel; ganz erpicht auf »träumende Türme« und »vergangenen Zauber«. Meine erste Enttäuschung über das, was ich sah, ließ sich noch ertragen. Städte zeigen der Eisenbahn immer ihr häßlichstes Gesicht. Aber je weiter ich ging, desto mehr stutzte ich. Konnte diese Reihe billiger Läden Oxford sein? Ich setzte meinen Weg trotzdem tapfer fort, immer in der Erwartung, daß sich an der nächsten Biegung die Schönheiten zeigen würden, und dachte darüber nach, daß es eine viel größere Stadt war, als ich hatte vermuten können. Erst als klar wurde, daß ich aufs freie Land hinaus kam, drehte ich mich um und schaute. Dort hinter mir in der Ferne war das seitdem nie schönere, das legendäre Gewirr von Türmen und Türmchen. Ich war auf der falschen Seite aus dem Bahnhof gekommen und war die ganze Zeit weiter in das hineingegangen, was schon damals der häßliche, sich weithin erstreckende Vorort Botley war. Ich ahnte da noch nicht, wie sehr dieses kleine Abenteuer eine Allegorie meines ganzen Lebens war. Ich ging ein wenig fußlahm zum Bahnhof zurück, bestieg eine Droschke und bat den Kutscher, mich irgendwohin zu fahren, wo ich ein Zimmer für eine Woche bekommen könnte. Die Methode, die mir heute gewagt erscheint, war ein voller Erfolg, und ich saß bald beim Tee in einer behaglichen Pension. Das Haus steht heute noch dort, das erste rechts, wenn man von Holywell kommend in die Mansfield Road einbiegt. Ich teilte das Wohnzimmer mit einem anderen Kandidaten, einem Mann vom Cardiff College, von dem er sagte, es sei architek-

tonisch allem anderen in Oxford überlegen. Sein Büffeln erschreckte mich, aber er war ein angenehmer Mensch. Ich habe ihn seit damals nie wiedergesehen.

Es war sehr kalt, und am nächsten Tag begann es zu schneien, und der Schnee verwandelte die Zinnen und Fialen in Hochzeitskuchendekorationen. Die Prüfung fand in der Orielhall statt, und wir schrieben alle in dicken Mänteln, hatten Schals umgebunden und mindestens den linken Handschuh an. Der Rektor, der alte Phelbs, verteilte die Aufgaben. Ich erinnere mich nur noch sehr wenig an sie, aber ich glaube, viele meiner Rivalen stellten mich in den alten Sprachen in den Schatten, und mir kamen nur mein Allgemeinwissen und meine Dialektik zugute. Ich hatte das Gefühl, es schlecht zu machen. Die langen Jahre (Jahre, die mir lang erschienen) bei Knock hatten mich von meinem Dünkel kuriert, mit dem ich mich in Wyvern verteidigt hatte. Ich nahm nicht mehr an, daß andere Jungen nicht wußten, was ich wußte. Das Thema des Aufsatzes war ein Zitat von Johnson. Ich hatte mehrmals das Boswellsche Gespräch gelesen, in dem es vorkam, und konnte die ganze Frage in diesen Zusammenhang stellen. Aber ich hätte nie gedacht, daß das (ebenso wie eine leidliche Kenntnis Schopenhauers) mir eines Tages etwas einbringen würde. Es war schön, dabei zu sein, aber im Augenblick deprimierend. Als ich den Raum nach dieser schriftlichen Arbeit verließ, hörte ich einen Kandidaten zu seinem Freund sagen: »Ich habe alles, was ich von Rousseau und dem *Social Contract* weiß, hineingepackt.« Das betrübte meine Seele, denn während ich mich, nicht zu meinem Nutzen, nur flüchtig mit den »Bekenntnissen« befaßt hatte, wußte ich vom Social Contract überhaupt nichts. Am Beginn des Morgens hatte ein netter Junge aus Harrow mir zugeflüstert: »Ich weiß nicht einmal, ob es Sam oder Ben ist.« In meiner Unschuld erklärte ich ihm, es sei Sam und könne nicht Ben sein, weil Ben ohne h geschrieben wird. Ich glaubte nicht, daß es etwas ausmachte, wenn ich ihm diese Information gab.

Als ich nach Hause kam, berichtete ich meinem Vater, ich sei fast sicher durchgefallen. Es war ein berechnetes Eingeständnis, um all seine Liebe und Ritterlichkeit hervorzulok-

ken. Der Mann, der nicht verstehen konnte, daß ein Junge seinen eigenen möglichen oder wahrscheinlichen Tod in Betracht zog, konnte sehr gut eines Kindes Enttäuschung verstehen. Er sagte kein Wort von Ausgaben und Schwierigkeiten, sondern tröstete und beruhigte mich nur liebevoll. Dann, fast am Weihnachtsabend, hörten wir, daß »Univ.« (das University College) mich gewählt hatte.

Obwohl ich nun Schüler meines Colleges war, mußte ich noch eine weitere Prüfung machen, zu der hauptsächlich Mathematik gehörte. Um mich darauf vorzubereiten, kehrte ich nach Weihnachten zum letztenmal zu Kirk zurück — eine sehr glückliche, goldene Zeit im nahenden Schatten. Zu Ostern fiel ich in der Mathematikprüfung ganz hübsch durch, da ich mich, wie gewöhnlich, verrechnete. »Sei achtsamer«, war der Rat, den alle mir gaben, aber ich fand ihn nutzlos. Je achtsamer ich war, desto mehr Fehler machte ich; genau so wie ich bis auf den heutigen Tag, je vorsichtiger ich etwas abschreibe, desto sicherer gleich in der ersten Zeile einen abscheulichen Schreibfehler mache.

Trotzdem bezog ich im Sommersemester 1917 das College, denn das eigentliche Ziel war jetzt, in das Offiziersausbildungskorps der Universität einzutreten, was für mich der am meisten verheißene Weg in die Armee war. Ehe ich aber mein eigentliches Studium begann, mußte ich mich noch einmal einer Mathematikprüfung unterziehen. Ich nahm Unterricht in Algebra (zum Teufel mit ihr!) bei dem alten Mr. Campbell in Hertford, der, wie sich herausstellte, ein Freund unserer lieben Freundin Janie M. war. Daß ich diese Prüfung nie bestand, ist sicher, aber ich kann mich nicht erinnern, ob ich sie wiederholte und noch einmal durchfiel. Nach dem Kriege wurde die Frage unwichtig, denn ein wohlwollendes Dekret nahm Studenten, die Soldat gewesen waren, davon aus. Andernfalls hätte ich bestimmt den Gedanken aufgeben müssen, nach Oxford zu gehen.

Ich war noch nicht ein Semester im College, als ich meine Einberufung zum Militärdienst bekam; und die Umstände machten es zu einem äußerst abnormen Semester. Das halbe College war in ein Hospital umgewandelt worden und unter-

stand dem Royal Army Medical Corps. In dem verbleibenden Teil lebte eine kleine Gemeinschaft von nicht examinierten Studenten – zwei von uns hatten das Militäralter noch nicht erreicht, zwei waren untauglich, einer, ein Sinn-Feiner, der nicht für England kämpfte – was mit den andern war, habe ich nie herausbekommen. Wir aßen in dem kleinen Vortragsraum, der jetzt ein Flur zwischen dem Common Room und der Mensa ist. So klein unsere Zahl auch war (etwa acht), wir waren eine recht distinguierte Gesellschaft, denn zu uns gehörten E. V. Gordon, später Professor für Englisch in Manchester, A. C. Ewing, der Cambridger Philosoph, und auch jener witzige und freundliche Theobald Butler, der die Fähigkeit besaß, fürchterliche Limericks in griechische Verse umzudichten. Ich fühlte mich sehr wohl, aber ich führte auch kaum ein normales Studentenleben, und es war für mich eine unruhige und im Grunde nutzlose Zeit. Dann griff die Armee nach mir. Durch eine bemerkenswerte Schicksalsfügung bedeutete das nicht Trennung von Oxford. Ich kam in ein Offiziersausbildungsbataillon, das in Keble stationiert war.

Ich machte die gewöhnliche Ausbildung durch (eine milde Angelegenheit damals im Vergleich zu der im letzten Krieg) und wurde als Leutnant zur Leichten Infanterie Somerset, dem ehemaligen XIII. Infanterieregiment versetzt. An meinem neunzehnten Geburtstag (November 1917) kam ich an die vorderste Front, tat vor allem in den Dörfern vor Arras – Fampoux und Monchy – Dienst und wurde im April 1918 am Mont Bernenchon, in der Nähe von Lillers verwundet.

Es überraschte mich, daß ich die Armee nicht stärker haßte. Sie war natürlich hassenswert. Aber das Wort »natürlich« nahm den Stachel. Darin war es anders als in Wyvern. Niemand verlangte, daß man sie liebte. Niemand tat so, als liebte er sie. Alle waren sich darin einig, daß das Ganze eine scheußliche Notwendigkeit, eine abscheuliche Unterbrechung eines vernünftigen Lebens war. Und darum war es eben so ganz anders. Etwas Widerwärtiges ist leichter zu ertragen, wenn es sich nicht als ein Vergnügen empfiehlt. Das eine läßt Kameradschaft entstehen und sogar eine Art Liebe zwischen den Leidensgenossen; das andere gegenseitiges Miß-

trauen, versteckten Zynismus und nagenden Groll. Außerdem fand ich meine militärischen Vorgesetzten unvergleichlich netter als die Bloods in Wyvern. Das kam bestimmt daher, daß ein Dreißigjähriger zu einem Neunzehnjährigen netter ist als ein Neunzehnjähriger zu einem Dreizehnjährigen. Denn der Dreißigjährige ist wirklich erwachsen und bedarf keiner Selbstbestätigung. Aber ich neige auch zu dem Gedanken, daß sich mein Gesichtsausdruck verändert hatte. Der, von dem man mir so oft gesagt hatte, ich solle ihn ablegen, hatte sich anscheinend selber abgelegt – vielleicht als ich *Phantastes* las. Es gibt sogar einen Beweis dafür, daß ihm ein Ausdruck gefolgt war, der entweder Mitleid oder freundliches Amüsement bewirkte. So nahmen sich in meiner allerersten Nacht in Frankreich in einem großen Zelt, in dem etwa hundert Offiziere auf Holzpritschen schliefen, zwei ältere Kanadier sofort meiner an und behandelten mich nicht wie einen Sohn (das hätte mich vielleicht beleidigt), sondern wie einen endlich wiedergefundenen Freund. Sie seien gesegnet! Einmal kamen im Offiziersklub in Arras, wo ich allein zu Abend aß, glücklich mit meinem Buch und meinem Wein (einer Flasche Heidsieck, die damals acht Francs kostete, und einer Flasche Perrier Jouet zu zwölf Francs) zwei sehr viel ältere Offiziere mit roten Streifen und Ordensbändern gegen Ende des Essens an meinen Tisch, begrüßten mich mit »Sonniger Jim« und baten mich an ihren Tisch zu Kognak und Zigarre. Sie waren nicht betrunken und machten mich auch nicht betrunken. Es war reiner guter Wille. Und obwohl außergewöhnlich, war es gar nicht so außergewöhnlich. Es gab gemeine Kerle in der Armee, aber wenn ich an jene Monate zurückdenke, erinnere ich mich nur an angenehme Begegnungen. Alle paar Tage traf man einen Studenten, ein Original, einen Dichter, einen Witzbold, einen Erzähler oder zumindest einen Menschen guten Willens. In der Mitte jenes Winters hatte ich das Glück, an dem zu erkranken, was bei der Truppe »Grabenfieber« und bei den Ärzten P. U. U. (Pyrexie unbekannten Ursprungs) hieß, und wurde für drei herrliche Wochen ins Hospital in Le Tréport geschickt. Vielleicht hätte ich vorher erwähnen sollen, daß ich seit meiner Kind-

heit schwach auf der Brust war und sehr früh gelernt hatte, eine kleine Krankheit (selbst in Ferienzeiten) zu einer der Freuden des Lebens zu machen. Jetzt waren ein Bett und ein Buch als Alternative zu den Gräben der wahre Himmel. Das Hospital war vorher ein Hotel gewesen, und wir lagen zu zweit in einem Zimmer. Meine erste Woche wurde dadurch verdorben, daß eine der Nachtschwestern eine stürmische Liebesaffäre mit meinem Zimmergenossen hatte. Ich hatte zu hohes Fieber, um das als peinlich zu empfinden, aber menschliches Flüstern ist ein sehr auf die Nerven gehendes unmusikalisches Geräusch, zumal nachts. Danach war mir das Schicksal holder. Der verliebte Mann wurde verlegt und durch einen musikalischen Weiberfeind aus Yorkshire ersetzt, der an dem zweiten Morgen, den wir zusammen waren, sagte: »He, Mann, wenn wir unsere Betten selber machen, werden die verdammten H . . . n nicht so lange im Zimmer bleiben.« Und so machten wir jeden Tag unsere Betten, und jeden Tag sagten die beiden Schwestern, wenn sie hereinsahen: »Ach, sie haben ihre Betten schon gemacht. Sind sie nicht reizend?« und belohnten uns mit ihrem strahlendsten Lächeln. Ich glaube, sie schrieben unser Tun der Galanterie zu.

Dort las ich zum erstenmal einen Band von Chestertons Essays. Ich hatte noch nie von ihm gehört und hatte keine Ahnung, was er verfocht, noch kann ich heute ganz verstehen, warum er mich sofort in seinen Bann zog. Man könnte annehmen, daß mein Pessimismus, mein Atheismus und mein Haß gegen das Gefühl ihn zu dem mir am wenigsten verwandten Autor gemacht hätten. Es scheint fast, als ob die Vorsehung oder eine zweitrangige Ursache sehr obskurer Art unseren bisherigen Geschmack völlig umstößt, wenn sie beschließt, zwei Seelen zusammenzubringen. Einen Autor lieben, ist vielleicht so unfreiwillig und unwahrscheinlich wie sich verlieben. Ich war inzwischen ein genügend erfahrener Leser geworden, um Liebe von Zustimmung unterscheiden zu können. Ich brauchte dem, was Chesterton sagte, nicht zuzustimmen, um mich daran zu freuen. Sein Humor war von der Art, die ich am meisten liebe – nicht in den Text wie Rosinen in einen Kuchen eingebettete Scherze und erst

recht nicht, was ich nicht vertragen kann, ein frivoler und witzelnder Ton, sondern der Humor, der in keiner Weise von dem Argument zu trennen, sondern, wie Aristoteles sagen würde, die Blüte der Dialektik selbst ist. Das Schwert funkelt nicht, weil der Schwertträger es herauszieht, um es funkeln zu lassen, sondern weil er um sein Leben kämpft und es darum sehr schnell bewegt. Für die Kritiker, die Chesterton für frivol und »paradox« halten, auch nur Mitleid zu empfinden, fällt mir schwer. Von Sympathie kann schon gar nicht die Rede sein. Außerdem, so seltsam das scheinen mag, liebte ich ihn seiner Güte wegen. Ich kann freimütig sagen, selbst in jenem Alter hatte ich viel dafür übrig, denn es war eine Liebe zur Güte, die nichts mit dem Versuch, selber gut zu sein, zu tun hatte. Ich habe nie eine Abneigung gegen Güte gespürt, die bei besseren Menschen, als ich es bin, ganz selbstverständlich zu sein scheint. Selbstgefällig und Selbstgefälligkeit waren Ausdrücke der Mißbilligung, die in meinem kritischen Vokabular nie einen Platz hatten. Mir fehlte die Nase des Zynikers, die *odora canum vis* oder der Spürsinn des Bluthundes für Heuchelei und Pharisäertum. Es war eine Frage des Geschmacks. Ich empfand den Charme der Güte, so wie ein Mann den Charme einer Frau empfindet, die er nicht zu heiraten beabsichtigt. Gerade in dieser Distanz tritt der Charme am meisten zutage.

Beim Lesen von Chesterton wie beim Lesen von MacDonald wußte ich nicht, in was ich mich eingelassen hatte. Ein junger Mann, der Atheist zu bleiben wünscht, kann nicht vorsichtig genug in seiner Lektüre sein. Es sind da überall Fallen — »geöffnete Bibeln, Millionen Überraschungen«, wie Herbert sagt, »feine Netze und Stratageme«. Gott ist, wenn ich es sagen darf, skrupellos.

Auch in meinem Bataillon wurde ich bestürmt. Ich lernte dort einen Johnson kennen (er ruhe in Frieden), der mein Freund fürs Leben geworden wäre, wäre er nicht gefallen. Er war wie ich bereits Student an einem College in Oxford (Queen) und hoffte nach dem Kriege weiterstudieren zu können, aber er war ein paar Jahre älter als ich und zu jener Zeit Chef einer Kompanie. In ihm fand ich eine dialektische Schär-

fe, wie ich sie bis dahin nur bei Kirk gekannt hatte, aber gekuppelt mit Jugend und Grillen und Lyrik. Er ging auf den Theismus zu, und wir hatten, als wir in Ruhestellung lagen, endlose Gespräche darüber und über alles mögliche andere. Aber nicht das war das Entscheidende. Das Entscheidende war, er war ein Mann mit Gewissen. Ich war bis dahin kaum jemand mir nach Alter und Schicksal so Nahem begegnet, der Prinzipien hatte. Beunruhigend war nur, daß er sie für selbstverständlich hielt. Zum erstenmal seit meiner Apostasie ging es mir durch den Kopf, daß die strengeren Tugenden für das eigene Leben wichtig sind. Ich sage, die strengeren Tugenden, weil ich bereits Freunden gegenüber freundlich und treu war und, was das Geld anging, großzügig – wie jemand, der noch nicht der Versuchung begegnet ist, die all den ihnen entgegengesetzten Lastern neue und zivilere Namen gibt. Aber ich war noch nie auf den Gedanken gekommen, daß Menschen wie wir oder Menschen wie Johnson und ich, die wissen wollten, ob Schönheit objektiv war oder wie Aischylos die Versöhnung von Zeus und Prometheus fertiggebracht hatte, versuchen sollten, strikt bei der Wahrheit zu bleiben, keusch zu sein oder ihre Pflicht zu erfüllen. Uns, fand ich, betraf das nicht. Es gab keine Diskussion zwischen uns darüber, und ich glaube nicht, daß er je die Wahrheit bei mir erriet. Mir lag auch nichts daran, sie zur Schau zu stellen. Wenn das Heuchelei ist, dann muß ich daraus schließen, daß Heuchelei einem Menschen nützen kann. Sich dessen schämen, was man fast gesagt hätte, so zu tun, als ob etwas, das man ernst gemeint hat, nur ein Scherz sei – das ist unanständig. Aber es ist besser, als sich überhaupt nicht zu schämen, und der Unterschied zwischen dem So-tun, als sei man besser, als man ist, und dem Besser-zu-werden-beginnen ist in Wirklichkeit feiner, als moralische Spürhunde glauben. Absichtlich verbarg ich nur einen Teil; ich nahm seine Prinzipien sofort an, versuchte nicht innerlich, mein eigenes »ungeprüftes Leben« zu verteidigen. Wenn ein Bauer zum erstenmal in die Gesellschaft höflicher Leute kommt, was kann er da eine Weile anderes tun, als sie nachahmen? Wie kann er etwas lernen, außer durch Nachahmung?

Man wird erraten haben, daß unser Bataillon ein sehr nettes war; eine Minorität von Berufsoffizieren führte eine angenehm gemischte Schar von Reserveoffizieren, Bauern aus Westengland, Anwälten, Studenten, Professoren und dergleichen. Man konnte dort so gute Gespräche führen wie irgendwo. Der beste von allen war vielleicht unser Dicker, Wallie. Wallie war Bauer, römischer Katholik, begeisterter Soldat, der einzige Mann, dem ich je begegnet bin, den es wirklich zu kämpfen verlangte und der sich von dem einfachsten Untergebenen unglaublich leicht auf den Arm nehmen ließ. So kritisierte man zum Beispiel vor ihm die freiwillige Kavallerietruppe. Der arme Wallie wußte, daß sie die tapferste, die härteste und sauberste Truppe war, die je zu Pferde gesessen hatte. Er wußte das alles aus erster Quelle, hatte es von einem Onkel erfahren, der bei der Truppe gedient hatte, als Wallie noch ein Kind war. Aber er brachte es nicht heraus. Er stammelte und widersprach sich und schloß immer mit seinem Trumpf: »Ich wünschte, mein Onkel Ben wäre hier, um es euch zu sagen. Onkel Ben würde mit euch sprechen. Er würde es euch sagen.« Sterbliche dürfen sich kein Urteil anmaßen, aber ich bezweifle, daß noch ein anderer Mann, der in Frankreich gekämpft hat, so geradenwegs in den Himmel gekommen ist, als er fiel, wie er. Ich hätte lieber seine Schuhe putzen als ihn auslachen sollen. Ich darf hinzufügen, daß ich die kurze Zeit, die ich in der von ihm befehligten Kompanie verbrachte, nicht als erfreulich empfunden habe. Wallie hatte eine echte Leidenschaft, Deutsche zu töten, und ihm war seine eigene Sicherheit oder die eines anderen völlig gleichgültig. Er äußerte immer verblüffende Gedanken, bei denen uns, seinen Untergebenen, die Haare zu Berge standen. Zum Glück ließ er sich durch ein plausibles Argument, das uns einfiel, leicht eines Besseren belehren. Seine Tapferkeit und seine Unschuld waren so groß, daß er nie auch nur für einen Augenblick bei uns ein anderes als ein militärisches Motiv argwöhnte. Er konnte nie die nachbarlich freundlichen Prinzipien verstehen, die durch schweigende Vereinbarung der sich gegenüberstehenden Truppen im Grabenkrieg eingehalten wurden und in die ich sofort durch meinen Unteroffizier ein-

geweiht worden war. Ich hatte vorgeschlagen, eine Gewehrgranate in einen deutschen Graben zu schießen, wo wir Köpfe sich hatten bewegen sehen. »Wie Sie wollen, Sir«, sagte der Sergeant, sich am Kopf kratzend, »aber wenn wir einmal anfangen, kriegen wir's kräftig wieder.«

Ich darf die Kriegszeit nicht allzu golden schildern. Ich begegnete dort beidem, der Welt und der großen Göttin Unsinn. Die Welt präsentierte sich in einer sehr lächerlichen Form an jenem Abend (dem meines neunzehnten Geburtstags) meiner Ankunft an der Front. Als ich aus dem Graben in den Unterstand kam und ins Kerzenlicht blinzelte, merkte ich, daß der Hauptmann, bei dem ich mich meldete, ein Lehrer war, den ich in einer meiner Schulen mehr geliebt als respektiert hatte. Ich deutete an, daß wir uns kannten. Mit leiser, schneller Stimme gab er zu, einmal Lehrer gewesen zu sein, und wir sprachen nie wieder darüber. Der Zusammenstoß mit der großen Göttin war noch komischer, und ich begegnete ihr schon, ehe ich mein eigenes Betaillon erreicht hatte. Der Militärzug von Rouen, dieser endlose Zug – der zwölf Meilen in der Stunde zurücklegte und in dem sich nicht zwei Wagen gleich waren – fuhr gegen zehn Uhr abends ab. Drei andere Offiziere und ich hatten ein Abteil für sich. Der Wagen war nicht geheizt. Wir beleuchteten das Abteil mit unseren eigenen Kerzen; für die menschlichen Bedürfnisse waren die Fenster da. Die Fahrt dauerte fast fünfzehn Stunden. Es herrschte starker Frost. In dem Tunnel gleich hinter Rouen (meine ganze Generation erinnert sich an ihn) vernahm man plötzlich ein ruckartiges kratzendes Geräusch, und die eine unserer Türen fiel ins Dunkel. Wir saßen mit klappernden Zähnen bis zur nächsten Station, wo der Offizier, der den Zug geleitete, angelaufen kam und fragte, was wir mit unserer Tür gemacht hätten. »Sie ist hinausgefallen, Sir«, sagten wir. »Reden Sie keinen Unsinn«, antwortete er, »sie wäre nicht hinausgefallen, wenn hier nicht jemand einen groben Unfug gemacht hätte.« – Als wäre nichts natürlicher, als daß vier Offiziere, die selbstverständlich mit Schraubenziehern ausgestattet waren, eine Nachtfahrt im Winter damit begannen, die Tür ihres Abteils zu entfernen.

Der Krieg ist so oft von jenen geschildert worden, die mehr von ihm gesehen haben als ich, daß ich mich sehr kurz fassen werde. Bis zu der großen deutschen Offensive im Frühling hatten wir eine ziemlich ruhige Zeit. Und selbst dann griffen sie nicht uns an, sondern die Kanadier zu unserer Rechten, hielten uns nur damit in Schach, daß sie den ganzen Tag jede Minute drei Granaten in unsere Linie schossen. Ich glaube, an jenem Tag erlebte ich, wie eine große Angst eine kleine überwindet: eine Maus, eine arme zitternde Maus machte keinen Versuch, vor mir, der ich ebenfalls zitterte, wegzulaufen. Ich habe beim Marschieren geschlafen, und als ich wieder aufwachte, marschierte ich immer noch. Man ging in dem Graben in hohen Gummistiefeln, und das Wasser reichte einem bis übers Knie; man erinnert sich noch an das eisige Wasser, das in den Stiefel drang, wenn man auf einen verborgenen Stacheldraht trat und der Stiefel ein Loch bekam. Die Vertrautheit mit den sehr alten und sehr neuen Toten bestätigte meine Ansicht von Leichen, die sich in dem Augenblick in mir geblidet hatte, da ich meine Mutter tot sah. Ich lernte den einfachen Mann kennen, bemitleiden und achten, zumal den lieben Unteroffizier Ayres, der, wie ich vermute, von der gleichen Granate getötet worden ist, die mich verwundet hat. Ich war ein nutzloser Offizier (sie beförderten damals zu leicht), eine Marionette in seiner Hand, und er verwandelte diese lächerliche und qualvolle Beziehung in etwas Schönes. Er wurde für mich fast so etwas wie ein Vater. Aber im übrigen taucht all das, die Ängste, die Kälte, der Geruch des hochexplosiven Sprengstoffs, die furchtbar zerfetzten Männer, die sich noch wie halb zertretene Käfer bewegten, die sitzenden und stehenden Leichen, die nackte Erde, auf der nicht ein Grashalm sproß, die Tag und Nacht getragenen Stiefel, die an die Füße angewachsen zu sein schienen, nur selten und blaß in der Erinnerung auf. Es ist zu abgesondert von allem anderen, das ich erlebt habe, und oft scheint es mir, als wäre es jemand anderem geschehen. Es ist sogar in gewisser Weise unwichtig. Ein imaginativer Augenblick scheint jetzt wichtiger zu sein als die Wirklichkeit, die folgte. Es war die erste Kugel, die ich hörte, sie war so weit weg von mir, daß sie

›pfiff‹ wie die eines Journalisten oder eines Dichters in Friedenszeiten. In jenem Augenblick empfand ich etwas, das nicht ganz Angst war, aber auch keine Gleichgültigkeit: ein kleines vibrierendes Signal, das sagte: dies ist der Krieg, dies ist das, worüber Homer geschrieben hat.

13. Der New Look

Meine übrigen Kriegserlebnisse haben wenig mit dieser Geschichte zu tun. Wie ich etwa sechzig Gefangene machte — das heißt, ich entdeckte zu meiner großen Erleichterung, daß die feldgrauen Gestalten, die plötzlich von nirgendwo auftauchten, alle die Hände hoch hielten —, ist nicht des Berichtens wert außer als Scherz. Hat nicht Falstaff Sir Colville of the Dale »gefangen genommen«? Es kann den Leser nicht interessieren, wie ich von einer englischen Granate einen tadellosen Heimatschuß bekam. Oder daß die prächtige Schwester N. im Feldlazarett seitdem für mich die Verkörperung von Artemis ist. Zweierlei ragt heraus. Das eine ist der Augenblick, kurz nachdem ich verwundet worden war, da ich merkte (oder zu merken glaubte), daß ich nicht atmete und daraus schloß, daß es der Tod war. Ich hatte keine Angst und bestimmt keinen Mut. Weder das eine noch das andere schien hier angebracht zu sein. Die Feststellung: »Hier stirbt einer« stand so trocken vor mir, so nüchtern, so sachlich wie etwas in einem Lehrbuch. Es war nicht einmal interessant. Die Frucht dieses Erlebnisses war, daß, als ich Jahre später auf Kants Unterscheidung zwischen Idee und Erscheinung stieß, das für mich mehr als eine Abstraktion war. Ich hatte es an mir erfahren. Ich hatte bewiesen, daß da ein vollbewußtes »Ich« war, dessen Verbindung mit dem Ich der Selbstbeobachtung locker und flüchtig war. Das andere Erlebnis war die Lektüre Bergsons in einem Genesendencamp in Salisbury Plain. Geistig lehrte sie mich, die Fallstricke zu vermeiden, die um das Wort »Nichts« herum lauern. Aber sie hatte auch eine revolutionierende Wirkung auf meine emotionelle Ein-

stellung. Bis dahin hatte ich blassen, fernen und winzigen Dingen zugeneigt, der Aquarellwelt Morris', den lauschigen Winkeln Malorys (das Eherne bei Malory, die Tragödie der Reue, nahm ich damals noch nicht wahr), der Dämmerung Yeats'. Das Wort Leben hatte für mich fast die gleichen Assoziationen, wie sie es für Shelley in *The Triumph of Life* gehabt hat. Ich hatte nicht verstanden, was Goethe mit »des Lebens goldener Baum« meinte. Bergson zeigte es mir. Er vernichtete meine alten Lieben nicht, sondern gab mir eine neue. Von ihm lernte ich zum erstenmal, an Energie, Fruchtbarkeit und Schaffensdrang Gefallen zu finden: die Quelle, die Triumphe und sogar die Anmaßung von Dingen, die wachsen. Ich vermochte jetzt Künstler zu schätzen, die, glaube ich, mir zuvor nichts bedeutet hatten ,all die weltberühmten dogmatischen, flammenden, unwiderlegbaren Männer wie Beethoven, Tizian (in seinen mythologischen Bildern), Goethe, Dunbar, Pindar, Christopher Wren — und die jauchzenden Psalmen.

Im Januar 1919 kehrte ich »demobilisiert« nach Oxford zurück. Aber ehe ich etwas von meinem Leben dort berichte, muß ich den Leser darauf aufmerksam machen, daß hier eine sehr große und komplizierte Episode ausgelassen wird. Mir bleibt nichts anderes als diese Zurückhaltung übrig. Ich kann oder muß nur sagen, daß meine frühere Feindseligkeit gegen Gefühle sich stark und verschieden rächte. Aber selbst wenn ich die Geschichte erzählen dürfte, ich bezweifle, daß sie viel mit dem Thema dieses Buches zu tun hat.

Der erste Freund fürs Leben, den ich in Oxford fand, war A. K. Hamilton Jenkin, der inzwischen durch seine Bücher über Cornwall bekannt geworden ist. Er setzte (was Arthur begonnen hatte) meine Erziehung als sehendes, hörendes, riechendes, rezeptives Geschöpf fort. Arthur hatte eine Vorliebe für das Anheimelnde gehabt. Aber Jenkin schien sich an allem freuen zu können, sogar am Häßlichen. Ich lernte von ihm, daß wir versuchen müssen, uns ganz dem hinzugeben, was der Augenblick uns bietet; in einer schmutzigen Stadt besonders jene Stellen zu suchen, wo ihr Schmutz grausam und geradezu großartig wird; an einem trüben Tag in den

dunkelsten Wald zu gehen, dorthin, wo er am meisten tropft; an einem stürmischen Tag einen Berg zu besteigen, wo der Wind am stärksten weht. Es war keine Ironie, es war eine heitere und zugleich ernste Entschlossenheit, sich die Nase gerade an dem Besonderen jedes Dings zu reiben, sich an dem zu freuen, was es war.

Der nächste, mit dem ich mich befreundete, war Owen Barfield. In gewissem Sinn sind Arthur und Barfield die Typen des ersten und zweiten Freundes jedes Mannes. Der erste ist das *alter ego*, der Mensch, der einem als erster klar macht, daß man nicht allein in der Welt ist, indem er (mehr, als man hoffen kann) die geheimsten Freuden mit einem teilt. Sich mit ihm zu befreunden, verlangt keinerlei Überwindung; er und man selber vereinigen sich wie zwei Regentropfen an einer Fensterscheibe. Aber der zweite Freund ist der, der in allem anderer Meinung ist als man selber. Er ist nicht so sehr das *alter ego* wie das Anti-Ich. Natürlich teilt er die Interessen, die man hat, sonst würde man sich nicht mit ihm befreunden, aber er geht an alles von einem anderen Standort heran. Er hat all die richtigen Bücher gelesen, aber er hat das Falsche aus jedem entnommen. Es ist, als ob er deine Sprache spräche, aber mit falschem Akzent. Wie kann er fast recht und dennoch stets nicht recht haben? Er ist faszinierend wie eine Frau, kann einen aber auch ebenso zur Raserei bringen. Wenn du seine Häresien zu berichtigen versuchst, entdeckst du, daß er doch tatsächlich schon beschlossen hat, deine zu berichtigen. Und dann geht man daran, mit Hammer und Zange, bis tief in die Nacht, Nacht um Nacht, oder man wandert durch eine schöne Landschaft, der man keinen Blick gönnt, und jeder lernt die Stärke der Schläge des anderen kennen, und oft respektiert man sich gegenseitig mehr wie Feinde als Freunde und, obwohl es im Augenblick nie so scheint, verändert der eine das Denken des anderen; und aus diesem ewigen Miteinanderraufen entsteht eine geistige Gemeinschaft und eine tiefe Zuneigung. Aber ich glaube, er hat mich noch viel mehr verändert als ich ihn. Viele von den Gedanken, die er später in *Poetic Diction* zu Papier gebracht hat, waren schon meine geworden, ehe das wichtige kleine

Buch erschien. Und es wäre seltsam, wenn es nicht so gewesen wäre. Er war natürlich damals noch nicht so gelehrt, wie er es inzwischen geworden ist; aber er war auch da schon genial.

Mit Barfield aus Wadham war sein Freund (und bald auch meiner) A. C. Harwood eng verbunden, später eine Säule der Michael Hall, der Steinerschule in Kidbrooke. Er war anders als wir alle; ein durch nichts zu erschütternder Mensch. Obwohl arm (wie die meisten von uns) und ganz ohne »Aussichten«, wirkte er wie ein nicht unvermögender Herr aus dem 19. Jahrhundert. Selbst auf einer Wanderung, als beim letzten Licht eines feuchten Abends ein scheußlicher Fehler beim Kartenlesen (wahrscheinlich sein eigener) herauskam und uns nichts übrig blieb, als zu dem fünf Meilen entfernten Mudham (wenn wir es finden konnten) zu wandern, wo wir vielleicht ein Bett bekamen, wirkte er genauso. Auch in der Hitze des Gefechts blieb er immer der Gentleman. Wenn überhaupt jemandem, dann hätte man ihm sagen müssen: »Mach doch mal ein anderes Gesicht«, aber ich glaube, das hat nie jemand getan. Er trug keine Maske, und es war auch keine Borniertheit. Inzwischen hat er all die üblichen Kümmernisse und Sorgen durchmachen müssen. Er ist der einzige Horatio, den ich in unserer »Hamlet«-Zeit kenne.

Es muß noch etwas über diese und andere Freunde, die ich in Oxford fand, gesagt werden. Sie waren alle nach anständigen heidnischen Maßstäben (und erst recht nach einem so niedrigen wie meinem) »gut«. Das heißt, sie glaubten alle wie mein Freund Johnson — und handelten danach —, daß Wahrheit, Gemeinsinn, Keuschheit und Mäßigkeit obligatorisch seien und, wie die Examinatoren sagen, von allen Kandidaten erstrebt werden sollten. Durch Johnson war ich darauf vorbereitet worden, von ihnen beeinflußt zu werden. Ich nahm ihre Maßstäbe im Prinzip an und versuchte vielleicht (wenn ich mich auch daran nicht sehr deutlich erinnere) dem entsprechend zu handeln.

In meinen beiden ersten Jahren in Oxford war ich eifrig damit beschäftigt, mir das zuzulegen, was man einen geistigen »New Look« nennen könnte. Es sollte bei mir keinen

Pessimismus, kein Selbstmitleid, kein Flirten mit einer Idee des Übernatürlichen, keinen romantischen Irrglauben mehr geben. Kurz gesagt, wie die Heldin von *Northanger Abbey* faßte ich den Entschluß, künftig immer mit kühler Vernunft zu urteilen und zu handeln. Und kühle Vernunft bedeutete für mich damals einen Rückzug, ja geradezu eine panische Flucht vor allem Romantischen, das bis dahin das Wichtigste meines Lebens gewesen war. Mehrere Gründe wirkten da zusammen.

Erstens, ich hatte vor kurzem einen alten, schmutzigen, geschwätzigen, tragischen Iren kennengelernt, der vor langer Zeit seinen Glauben verloren hatte, aber am Leben geblieben war. Als ich ihn kennenlernte, war das einzige, was ihn interessierte, die Suche nach einem Beweis für das Weiterleben des Menschen. Er las darüber und sprach unaufhörlich davon. Und da er einen sehr kritischen Geist hatte, konnte ihn nichts befriedigen. Besonders schockierte mich, daß das glühende Verlangen nach persönlicher Unsterblichkeit in ihm mit einer (scheinbar) völligen Gleichgültigkeit all dem gegenüber verbunden war, das auf vernünftige Weise die Unsterblichkeit wünschenswert machte. Er suchte nicht die beglückende Vision und glaubte nicht einmal an Gott. Er hoffte nicht, noch die Zeit gewährt zu bekommen, um sich zu läutern und zu bessern. Er träumte nicht von einer Wiedervereinigung mit toten Freunden oder Geliebten; nie hörte ich ihn von jemandem liebevoll sprechen. Er wollte nur die Zusicherung, daß etwas, das er sein Selbst nennen konnte, ganz gleich unter welchen Verhältnissen länger existierte als sein körperliches Leben. So vermutete ich es wenigstens. Ich war zu jung und hart, um zu ahnen, daß das, was ihn heimlich bewegte, ein Durst nach dem Glück war, das ihm auf Erden völlig versagt geblieben war. Und seine innere Einstellung schien mir die verächtlichste, die mir je begegnet war. Gedanken oder Träume, die einen zu jener verbissenen Monomanie führen könnten, mußte man, fand ich, streng meiden. Das ganze Problem der Unsterblichkeit wurde mir ziemlich widerlich. Ich schloß es aus. Alle Gedanken mußten sich auf die wahre Welt, die die Welt unser aller ist, die

Stätte, wo wir am Ende unser Glück finden oder gar nicht, beschränken.

Zweitens, es war mein Glück gewesen, daß ich vierzehn Tage und die meisten der vierzehn Nächte in engem Kontakt mit einem Menschen verbracht hatte, der verrückt wurde. Ich hatte ihn sehr geliebt, und er verdiente Liebe. Und jetzt half ich, ihn zu halten, wenn er um sich trat, sich auf dem Fußboden wälzte und schrie, die Teufel zerrten an ihm und er werde gleich in die Hölle fahren. Und dieser Mann war, wie ich wohl wußte, nicht den ausgetretenen Pfad gegangen. Er hatte mit Theosophie, Yoga, Spiritismus, Psychoanalyse und was sonst noch geliebäugelt. Wahrscheinlich stand das alles in keinerlei Zusammenhang mit seinem Wahnsinn, für den es (wie ich heute glaube) physische Gründe gab. Aber damals schien es mir nicht so zu sein. Ich glaubte ein Warnsignal gesehen zu haben; zu so etwas, zu diesem Sich-auf-dem-Boden-wälzen und Toben führten alle romantischen Sehnsüchte und überirdischen Spekulationen einen Menschen am Ende –

sei nicht so sehr in die Ferne verliebt,
noch locke deine Phantasie an ihre äußerste Grenze.

Sicherheit vor allem, dachte ich: der ausgetretene Pfad, die erprobte Straße, die Mitte der Straße, die brennenden Lampen. Einige Monate nach dem vierzehntägigen Alptraum faßten die Worte »gewöhnlich« und »langweilig« all das zusammen, was mir als das Begehrenswerteste erschien.

Drittens, wir befaßten uns alle damals mit der neuen Psychologie. Wir schluckten sie zwar nicht ganz (wenige taten es zu jener Zeit), aber wir waren alle von ihr beeinflußt. Am meisten beschäftigen uns Phantasie und Wunschdenken. Denn natürlich waren wir alle Dichter und Kritiker und legten sehr großen Wert auf »Imagination« im Sinne Coleridges, so daß es wichtig wurde, Imagination nicht nur (wie Coleridge es tat) von Einbildungskraft, sondern auch von Phantasie, wie die Psychologen diesen Ausdruck verstehen, zu unterscheiden. Ich fragte mich: Waren all meine herrlichen Berge und Gärten pure Phantasie? Hatten sie nicht ihre wahre Natur damit offenbart, daß sie mich immer wieder zu einer

unverhüllten erotischen Träumerei oder dem scheußlichen Alptraum der Magie verlockten? In Wirklichkeit hat mir natürlich die Erfahrung immer wieder gezeigt, daß diese romantischen Bilder nie mehr als ein durch die Freude bewirktes Aufblitzen oder eine von ihr hinterlassene Schlacke gewesen waren, daß diese Berge und Gärten nie gewesen waren, was ich mir wünschte, sondern Symbole, die selber bekannten, nicht mehr zu sein, und daß jedes Bemühen, sie als das wirklich Begehrenswerte zu behandeln, sich bald als Fehlschlag erwies. Aber jetzt, da ich auf meinen New Look aus war, gelang es mir, das zu vergessen. Statt meine Götzenanbetung zu bereuen, schmähte ich die unschuldigen Bilder, die ich so sehr angebetet hatte. Mit der Zuversicht eines jungen Mannes entschied ich, das alles sei für mich vorbei. Kein Avalon mehr, keine Hesperiden mehr. Ich hatte (das war das genaue Gegenteil der Wahrheit) sie durchschaut. Und ich würde ihnen nie wieder verfallen.

Schließlich war da natürlich Bergson. Irgendwie (denn wenn ich seine Bücher heute wieder aufschlage, scheint es nicht sehr klar) fand ich bei ihm eine Widerlegung der alten quälenden Idee Schopenhauers, daß das Universum vielleicht gar nicht existiere.

Mit anderen Worten, ein göttliches Attribut, das existieren mußte, stieg an meinem Horizont auf. Es war noch — und noch lange danach — an das falsche Subjekt gebunden, an das Universum, nicht an Gott. Aber schon das Attribut war von immenser Kraft. Wenn man einmal die absurde Vorstellung hat fallen lassen, daß die Wirklichkeit eine willkürliche Alternative zum »Nichts« sei, hört man auf, ein Pessimist zu sein (oder sogar ein Optimist). Es hat keinen Sinn, das Ganze zu tadeln oder zu preisen, noch überhaupt etwas darüber zu sagen. Selbst wenn man ihm weiter prometheische Herausforderungen entgegenschleudert, ist es, da man ein Teil davon ist, nur das gleiche Ganze, das durch einen »leise die Verfluchungen seiner selbst deklamiert« — etwas Sinnloses, das mir Lord Russels erregenden Essay »*The Worship of a Free Man*« zu verderben scheint. Verfluchungen sind so nichtig und unreif wie Träume von den Gärten der Hesperiden.

Man muß (wie Carlyles Lady) das Universum ganz, ohne Einschränkung redlich hinnehmen. Diese Art von stoischem Monismus war die Philosophie meines New Look, und sie gab mir ein starkes Gefühl inneren Friedens. Vielleicht war es etwas, das einem religiösen Erlebnis in meiner Schulzeit am nächsten kam. Es machte, wie ich hoffe, für immer jedem Gedanken an einen Vertrag oder einen Kompromiß mit der Wirklichkeit ein Ende. Soviel vermag sogar die Erkenntnis eines göttlichen Attributs.

Was die Freude betrifft, so gab ich ihr das Etikett »ästhetisches Erlebnis«, sprach unter dieser Bezeichnung viel über sie und sagte, sie sei wertvoll. Aber sie kam da sehr selten, und wenn sie kam, bedeutete sie nicht allzu viel.

Jene ersten Tage des New Look waren im ganzen glücklich. Nur sehr allmählich bewölkte sich der Himmel. Es kamen mehr Unglück und Angst in mein Leben, und Barfield erlebte »das ganze Jahr der Jugend, als das Leben schmerzte wie ein schmerzender Zahn«.

Unsere Generation, die Generation der heimgekehrten Soldaten, begann aus Oxford zu verschwinden. Man sah jetzt dort sehr viele neue Gesichter. Die Studenten des ersten Semesters nahmen nachsichtig unseren verschrobenen Standpunkt zur Kenntnis. Das Problem der beruflichen Laufbahn erhob sich immer drohender und grimmiger.

Und da geschah etwas wirklich Furchtbares, für mich Furchtbares. Erst Harwood (immer noch ohne seinen Gesichtsausdruck zu ändern) und dann Barfield machten sich die Lehren Steiners zu eigen und wurden Anthroposophen. Ich war entsetzt. Alles, was ich so mühsam aus meinem eigenen Leben verbannt hatte, schien wieder aufgelodert zu sein und mir in meinen besten Freunden zu begegnen. Nicht nur in meinen besten Freunden, sondern auch in jenen, die ich für dagegen gefeit gehalten hatte. Der eine so unerschütterlich, der andere in einer Freidenkerfamilie aufgewachsen und so immun gegen jeden »Aberglauben«, daß er, als er in die Schule kam, zum erstenmal vom Christentum hörte. (Barfield hörte zum erstenmal etwas vom Evangelium, als man ihm eine Liste von den für Matthäus typischen Gleichnissen

diktierte.) Nicht nur in den Freunden, die mir am gefeitesten schienen, sondern in einem Augenblick, da wir alle zusammenstehen mußten. Und als ich erfuhr (soweit ich mich je dafür interessierte), was Steiner glaubte, verwandelte sich mein Entsetzen in Ekel und Groll. Denn hier waren offenbar alle Greuel vereint; keiner abscheulicher als jene, die mich einst angezogen hatten. Hier waren Götter, Geister, Leben nach dem Tode, Präexistenz, Eingeweihte, okkultes Wissen, Meditation. »Verdammt, das ist doch mittelalterlich«, rief ich, denn ich hatte noch immer den chronologischen Snobismus meiner Zeit und benutzte die Namen früherer Perioden als Schimpfworte. Hier war alles, was der New Look hatte ausschließen sollen, alles, was einen von der Hauptstraße in jene dunklen Winkel führen konnte, wo Menschen sich auf dem Fußboden wälzen und schreien, daß sie in die Hölle hinuntergezogen werden. Natürlich war das alles barer Unsinn. Es bestand keine Gefahr, daß ich mich davon fangen ließ. Aber dann kam die Einsamkeit, das Gefühl, verlassen zu sein.

Natürlich schrieb ich meinen Freunden die gleichen Wünsche zu, die, wäre ich Anthroposoph geworden, in mir gewirkt hätten. Ich glaubte, sie erlägen der gierigen, salzigen Sucht nach dem Okkulten. Ich sehe jetzt, daß von Anfang an alles dagegen sprach. Sie waren nicht von dieser Art. Und auch die Anthroposophie, soweit ich sie verstehe, zieht diese Art nicht an. Es ist etwas Schwerfälliges und (für mich) eine beruhigende deutsche Langeweile an ihr, die sehr bald jene abschreckt, die auf Sensationen aus sind. Ich habe auch nie erlebt, daß sie sich verderblich auf den Charakter jener auswirkt, die sich ihr anschließen; einmal habe ich sogar erlebt, daß sie sich sehr gut auswirkte.

Ich sage das nicht, weil ich je auch nur von fern daran gedacht habe, sie anzuerkennen, sondern aus Fairneß und als späte Abbitte für die vielen harten, ungerechten und bitteren Dinge, die ich einst über sie zu meinen Freunden gesagt habe. Denn Barfields Bekehrung zur Anthroposophie kennzeichnet den Beginn dessen, was ich als den Großen Krieg zwischen ihm und mir bezeichnen kann. Es war nie, Gott sei Dank,

ein häßlicher Streit, obwohl es das jeden Augenblick hätte werden können, wenn er mir gegenüber ebenso heftig gewesen wäre, wie ich es ihm gegenüber war. Aber es war eine fast unaufhörliche Disputation, manchmal schriftlich und manchmal mündlich, die Jahre dauerte. Und dieser Große Krieg war einer der Wendepunkte meines Lebens.

Barfield hat mich nicht zum Anthroposophen gemacht, aber seine Gegenangriffe zerstörten für immer zwei Elemente in meinem Denken. Erstens machte er kurzen Prozeß mit dem, was ich meinen chronologischen Snobismus genannt habe – das unkritische Hinnehmen des geistigen Klimas einer Zeit und die Neigung, zu finden, daß alles, was nicht zeitgemäß ist, nichts taugt. Man muß herausbekommen, warum es unzeitgemäß geworden ist. Ist es je widerlegt worden (und wenn ja, durch wen, wo und wie überzeugend)? Oder ist es nur vergangen, wie Moden vergehen? Wenn es so ist, dann sagt uns das nichts darüber, ob es wahr oder falsch war. Von dieser Erkenntnis kommt man zu der anderen, daß unsere Zeit ebenso eine Periode ist und wie alle Perioden bestimmt ihre typischen Illusionen hat. Am wahrscheinlichsten lauern sie in jenen weitverbreiteten Postulaten, die so tief in unserer Zeit verwurzelt sind, daß niemand wagt, sie anzugreifen, oder es für notwendig hält, sie zu verteidigen. Zweitens überzeugte mich Barfield, daß die Positionen, die wir bis dahin eingenommen hatten, keinen Raum für eine befriedigende Erkenntnistheorie ließen. Wir waren im technischen Sinn des Wortes Realisten gewesen, das heißt, die allerniedrigste Wirklichkeit war für uns die von den Sinnen offenbarte Welt. Aber gleichzeitig erhoben wir auf gewisse Bewußtseinsphänomene all die Ansprüche, die eigentlich zu einer theistischen oder idealistischen Anschauung gehörten. Wir behaupteten, daß abstraktes Denken (wenn es logischen Gesetzen gehorchte) zu einer unbestreitbaren Wahrheit führte, daß unser moralisches Urteil wohlbegründet und unser ästhetisches Erleben nicht nur angenehm, sondern wertvoll war. Dies war damals, glaube ich, die übliche Anschau ung. Sie begegnet einem in Bridges *Testament of Beauty*, dem Werk Gilbert Murrays, und Lord Russels *Worship of a*

Free Man. Barfield überzeugte mich davon, daß sie widersprüchlich war. Wenn das Denken ein rein subjektiver Vorgang wäre, hätten diese Ansprüche darauf aufgegeben werden müssen. Wenn man an der Welt der Sinne (als niedrigster Wirklichkeit) festhielt, unterstützt von Instrumenten und so koordiniert, daß eine Wissenschaft daraus entstand, dann würde man noch viel weiter gehen, wie es viele seitdem getan haben, und eine behaviouristische Theorie der Logik, Ethik und Ästhetik übernehmen müssen. Aber solch eine Theorie war und ist für mich unglaublich. Ich benutzte das Wort unglaublich, mit dem viele unwahrscheinlich oder sogar unerwünscht in einem buchstäblichen Sinn meinen. Ich meine, mein Geist bringt es einfach nicht fertig, das zu glauben, was der Behaviourismus glaubt. Ich kann mein Denken so wenig in diese Form zwingen, wie ich mich mit dem großen Zeh am Ohr kratzen oder Wein aus einer Flasche in die Höhlung unter ihr gießen kann. Es ist einfach eine physische Unmöglichkeit. Ich mußte darum den Realismus aufgeben. Ich hatte versucht, ihn zu verteidigen, seit ich Philosophie studierte. Zum Teil war es gewiß »Sturheit«. Idealismus war damals die in Oxford herrschende Philosophie, und ich war von Natur gegen Herrschaft. Aber teils befriedigte der Realismus auch ein emotionelles Bedürfnis. Ich wollte, die Natur sollte ganz unabhängig von unserer Beobachtung sein, etwas anderes, Neutrales, aus sich selbst Bestehendes. Aber jetzt schien es mir, daß ich das aufgeben mußte. Wenn ich nicht eine unglaubhafte Alternative hinnahm, mußte ich zugeben, daß der Geist keine zu spät gekommene sekundäre Erscheinung war; daß das ganze Universum letztlich geistig war; daß unsere Logik an einem kosmischen Logos teilhatte.

Es ist (heute) erstaunlich, daß ich diese Einstellung als etwas vom Theismus völlig Verschiedenes betrachten konnte. Es war da wohl eine gewollte Blindheit im Spiel. Aber damals gab es alle möglichen Abschirmungen, Isolatoren und Versicherungen, die es einem ermöglichten, alle Annehmlichkeiten des Theismus zu haben, ohne an Gott zu glauben. Die englischen Hegelianer, Schriftsteller wie T. H. Green, Bradley und Bosanquet (damals große Namen) handelten mit

genau diesen Waren. Der absolute Geist – besser noch das Absolute – war unpersönlich oder kannte sich (aber nicht uns?) nur in uns. Und es war so absolut, daß es einem Geist kaum unähnlicher war als etwas anderem. Je mehr man dadurch verwirrt wurde, und je mehr man sich in widersprüchlichen Behauptungen erging, desto mehr bewies das, daß unser diskursives Denken sich nur auf der Ebene der Erscheinung bewegte und die Realität irgendwo anders sein mußte. Und woanders natürlich als im Absoluten. Dort, nicht hier, war der hellere Glanz hinter dem Vorhang der Sinne. Das Gefühl, das das alles begleitete, war bestimmt religiös, aber es war eine Religion, die nichts kostete. Wir konnten religiös über das Absolute sprechen; doch es bestand nicht die Gefahr, daß es uns etwas antat. Es war »dort«; sicher und unbeweglich »dort«. Es würde nie »hierher« kommen, nie, um es kraß zu sagen, zur Last werden. Diese Quasireligion war eine Einbahnstraße; nur Eros (wie Dr. Nygren sagen würde) fuhr die Straße hinauf, aber Agape brauste sie nicht herunter. Es war nichts zu fürchten, noch besser, man brauchte nicht zu gehorchen.

Dennoch war ein nützliches Element darin. Das Absolute war »dort«, und das »dort« enthielt die Versöhnung aller Gegensätze, die Transzendenz aller Endlichkeit, die verborgene Glorie, die das einzig vollkommen Wirkliche ist. Es hatte sogar etwas von einem Himmel, aber es war ein Himmel, den keiner von uns je erreichen konnte. Denn wir waren Erscheinungen. Dort sein bedeutet nicht, wir sein. Alle, die sich zu solch einer Philosophie bekennen, leben wie Dantes tugendhafte Heiden in einer Sehnsucht ohne Hoffnung oder lieben wie Spinoza ihren Gott so, daß sie gar nicht einmal zu wünschen vermögen, daß auch er sie liebt. Ich wäre sehr traurig, wenn ich diese Erfahrung nicht gemacht hätte. Ich glaube, sie ist religiöser als viele, die christlich genannt worden sind. Was ich von den Idealisten gelernt habe (und noch immer festhalte), ist diese Maxime: es ist wichtiger, daß der Himmel existiert, als daß einer von uns je in ihn kommt.

Und so angelte der große Angler seinen Fisch, und ich ahnte nicht im Traum, daß der Haken schon in meiner Zun-

ge war. Aber zwei große Fortschritte waren gemacht worden. Bergson hatte mir die Notwendigkeit der Existenz gezeigt; und durch den Idealismus war ich einen Schritt näher an das Begreifen der Worte gekommen: »Wir danken Dir für Deine große Herrlichkeit.« Die nordischen Götter hatten mir den ersten Hinweis darauf gegeben. Aber ich glaubte nicht an sie, sondern ich glaubte (soweit man an ein Unding glauben kann) an das Absolute.

14. Schachmatt

Im Sommer 1922 machte ich das Schlußexamen. Da es keine philosophischen Posten gab, oder jedenfalls keinen, den ich bekommen konnte, schlug mir mein vielgeprüfter Vater ein viertes Jahr in Oxford vor, in dem ich Englisch studieren sollte, um so einen zweiten Pfeil im Köcher zu haben.

Kaum war ich in das englische Seminar eingetreten, da meldete ich mich für George Gordons Diskussionsklasse, und dort fand ich einen neuen Freund. Schon die ersten Worte, die er sagte, hoben ihn unter den anderen zehn oder zwölf, die anwesend waren, hervor. Ein Mann nach meinem Herzen, und das dazu in einem Alter, da die im Nu geschlossenen Freundschaften der frühen Jugend immer seltener werden. Er hieß Nevill Coghill. Zu meinem Entsetzen entdeckte ich bald, daß er, der bei weitem Intelligenteste und Bestinformierte in der Klasse, Christ war und durch und durch ein Offenbarungsgläubiger. Anderes für ihn Charakteristische mochte ich, fand es aber (denn ich war immer noch sehr modern) merkwürdig archaisch: Ritterlichkeit, Ehrgefühl, Höflichkeit, »Freiheit« und *gentillesse*. Man konnte sich vorstellen, daß er sich duellierte. Er machte viele derbe, aber nie gemeine Witze. Barfield begann meinen chronologischen Snobismus zu schlagen; Coghill versetzte ihm einen weiteren Schlag. Fehlte wirklich etwas in unserem Leben? War das Archaische nur das Zivilisierte und das Moderne nur das Barbarische? Es wird vielen meiner Kritiker, die mich für einen typischen *laudator temporis acti* halten, seltsam erschei-

nen, daß diese Frage sich so verhältnismäßig spät in meinem Leben erhoben hat. Aber schließlich ist der Schlüssel zu meinen Büchern Donnes Maxime: »Die Häresien, die Menschen hinter sich lassen, werden am meisten gehaßt.« Was ich leidenschaftlich verfechte, ist das, dem ich lange widerstanden und das ich erst spät angenommen habe.

Zu dem, was mich an Coghill störte, kam noch etwas anderes hinzu, das meine ganze frühere Anschauung bedrohte. Alle Bücher begannen sich gegen mich zu wenden. Ich muß tatsächlich so blind wie eine Fledermaus gewesen sein, daß ich nicht längst den lächerlichen Widerspruch zwischen meiner Lebenstheorie und meinen wirklichen Erlebnissen als Leser erkannt hatte. George MacDonald hat mehr für mich bedeutet als jeder andere Schriftsteller; es war ein Jammer, daß er so aufs Christentum versessen war, aber er war trotzdem gut. Chesterton hatte mehr Vernunft als alle anderen Modernen zusammen; abgesehen natürlich von seinem Christentum. Johnson war einer der wenigen Autoren, von denen ich glaubte, ihnen bis ins letzte vertrauen zu können; seltsam genug hatte er den gleichen Spleen. Spenser und Milton hatten ihn durch ein merkwürdiges Zusammentreffen ebenfalls. Selbst bei früheren Autoren fand ich das gleiche Paradox. Die religiösesten (Plato, Aischylos, Vergil) waren jene, die mir viel gaben. Andrerseits wirkten alle jene Schriftsteller, die nicht an Religion litten und denen theoretisch meine ganze Sympathie hätte gelten müssen — Shaw und Wells und Mill und Gibbon und Voltaire — ein wenig »dünn«. Nicht, daß ich sie nicht mochte. Sie waren alle (zumal Gibbon) unterhaltend, aber kaum mehr. Es schien keine Tiefe in ihnen zu sein. Sie waren zu simpel. Vom wahren Leben war in ihren Büchern nichts zu spüren.

Jetzt, da ich Englisch studierte, wurde das Paradox noch größer. Ich war tiefbewegt von *Dream of the Rood* und noch tiefer von Langland; berauscht (eine Zeitlang) von Donne; stark und dauernd befriedigt von Thomas Browne. Aber das beunruhigendste von allen war George Herbert. Er war ein Mann, der alle Autoren, die ich je gelesen hatte, zu überragen schien, indem er das Leben, so wie wir es wirklich von Au-

genblick zu Augenblick leben, darstellte; aber der Elende bestand darauf, es mit dem, was ich christliche Mythologie genannt hätte, zu verbrämen. Die meisten der Autoren dagegen, die man als Vorläufer der modernen Aufklärung bezeichnen konnte, schienen mir wenig bedeutend zu sein und langweilten mich grausam. Ich hielt Bacon (um offen zu sein) für einen feierlichen prätentiösen Narren, gähnte mich durch die *Restoration Comedy* hindurch, und nachdem ich mich bis zur letzten Zeile des Don Juan männlich durchgekämpft hatte, schrieb ich auf das letzte Blatt: »Nie wieder!« Die einzigen Nichtchristen, die mir wirklich etwas zu wissen schienen, waren die Romantiker; aber sehr viele von ihnen waren bedenklich von etwas durchdrungen wie Religion, manchmal sogar vom Christentum. Das Fazit von all dem ließ sich ungefähr in einer Verdrehung der großen Zeile in dem Rolandslied ausdrücken: Christen irren sich, aber alle anderen sind langweilig.

Das Natürliche wäre gewesen, genauer nachzuforschen, ob die Christen sich wirklich irrten, aber ich tat es nicht. Ich glaubte, ihre Überlegenheit ohne diese Hypothese erklären zu können. Absurderweise (aber viele absolute Idealisten haben das gleiche getan) glaubte ich, daß der christliche Mythos unphilosophischen Geistern so viel von der Wahrheit vermitteln könne, das heißt vom absoluten Idealismus, als sie zu begreifen vermochten, und daß selbst das sie über die Unreligiösen stellte. Jene, die den Begriff des Absoluten nicht fassen konnten, kamen der Wahrheit durch Glauben an einen »Gott« näher als durch Unglauben. Jene, die nicht verstehen konnten, wie wir als logisch Denkende an einer zeitlosen Welt, in der es keinen Tod gab, teilhatten, ergriffen einen symbolischen Zipfel der Wahrheit dadurch, daß sie an ein Leben nach dem Tode glaubten. Die Vorstellung, daß das, was ich und die meisten anderen Studenten ohne große Mühe verstehen konnten, für Plato, Dante, Hooker und Pascal zu schwer gewesen wäre, kam mir aber noch nicht absurd vor. Ich hoffe, weil ich ihr nie richtig ins Gesicht sah.

Da diese Geschichte jetzt immer schneller ihrem Ende entgegeneilt und sich mehr verdichtet, lasse ich mehr und mehr

von dem aus, was in eine vollständige Biographie gehören würde. Der Tod meines Vaters mit all der Standhaftigkeit (sogar Heiterkeit), die er in seiner letzten Krankheit zeigte, gehört nicht eigentlich in die Geschichte, die ich erzähle. Mein Bruder war zu der Zeit in Shanghai. Es erübrigt sich auch im einzelnen zu berichten, daß ich ein Jahr Dozent am Univ. war und 1925 zum Fellow am Magdalen gewählt wurde. Das Schlimmste ist, daß ich darauf verzichten muß, von vielen Menschen zu sprechen, die ich liebe und in deren Schuld ich stehe: G. H. Stevenson und E. F. Carritt, meine Tutoren, der Fark (aber wer könnte ihn schildern?) und fünf große Männer am Magdalen, Gelehrte, die mir Vorbilder wurden: P. V. Benecke, C. C. J. Webb, J. A. Smith, F. E. Brightman und C. T. Onions. Mit Ausnahme von Oldie habe ich immer mit meinen offiziellen und inoffiziellen Lehrern großes Glück gehabt. In meinen früheren Jahren im Magdalen lebte ich in einer Welt, wo, wenn ich etwas suchte, das ich für meine Arbeit brauchte, mir immer jemand half. Der eine oder andere von ihnen konnte mir stets einen Hinweis geben: »Sie werden etwas darüber bei Alanus finden . . .« — »Sie sollten es einmal bei Macrobius versuchen . . .« — »Erwähnt Comparetti es nicht? . . .« — »Haben Sie schon bei Du Cange gesucht? . . .« Wie immer waren die Reifesten am freundlichsten zu den Unreifen, und die Fleißigsten hatten die meiste Zeit. Als ich in der englischen Fakultät zu lehren begann, fand ich zwei weitere Freunde, beide Christen (diese wunderlichen Leute schienen jetzt überall aufzutauchen), die mir später sehr beim Übersteigen des letzten Zauns halfen. Es waren H. V. V. Dyson (damals in Reading) und J. R. R. Tolkien. Die Freundschaft mit ihnen ließ mich zwei alte Vorurteile über Bord werfen. Bei meinem ersten In-die-Welt-kommen war ich (implicite) gewarnt worden, nie einem Papisten zu trauen, und als ich das erstemal in die englische Fakultät kam (explicite), nie einem Philologen zu trauen. Tolkien war beides.

Der Realismus war aufgegeben worden. Der New Look war irgendwie beschädigt, und der chronologische Snobismus war ernstlich erschüttert. Auf dem Schachbrett standen meine Fi-

guren äußerst ungünstig. Bald konnte ich nicht einmal mehr der Illusion frönen, daß die Initiative bei mir liege. Mein Gegner begann seine entscheidenden Züge zu machen.

Der erste Zug vernichtete die letzten Überreste des New Look. Ich wurde plötzlich gezwungen, Euripides' Hippolytos wiederzulesen (obwohl ich im Augenblick anderes zu tun hatte). In einem Chorlied stiegen vor mir all die Bilder vom Ende dieser Welt auf, die ich verworfen hatte, als ich mir den New Look zulegte. Er gefiel mir, aber ich gab noch nicht nach. Ich versuchte, ihm gegenüber herablassend zu sein. Doch am nächsten Tage war ich überwältigt. Es war ein vorübergehender Augenblick köstlichen Unbehagens, und dann plötzlich fiel die Hemmung von mir ab, die trockene Wüste lag hinter mir, und ich machte mich wieder in das Land der Sehnsucht auf, wobei mein Herz zugleich brach und jubelte, wie es noch nie gejubelt hatte seit den fernen Tagen in Bookham. Ich vermochte nichts dagegen; und von einer Rückkehr in die Wüste konnte nicht die Rede sein. Mir war einfach befohlen worden — oder vielmehr, ich war gezwungen worden —, den Ausdruck meines Gesichts abzulegen und nie wieder anzunehmen.

Der nächste Zug war intellektuell und verstärkte den ersten. Ich las in Alexanders *Space, Time and Deity* seine Theorie der Freude und Kontemplation. Das sind *termini technici* in Alexanders Philosophie. Freude hat nichts mit Vergnügen noch Kontemplation etwas mit dem kontemplativen Leben zu tun. Wenn man einen Tisch sieht, freut man sich, genießt den Akt des Sehens und betrachtet den Tisch. Später, wenn man sich mit Optik beschäftigt und über das Sehen selbst nachdenkt, genießt man das Darübernachdenken. Wenn man einen geliebten Menschen verliert, denkt man über ihn und seinen Tod nach und »genießt« in Alexanders Sinn die Einsamkeit und den Kummer; aber ein Psychologe würde, wenn er einen als einen Fall von Melancholie ansähe, über den Kummer, den man hat, nachdenken und die Psychologie genießen. Wir denken nicht einen Gedanken im gleichen Sinn, in dem wir »denken«, daß Herodot unzuverlässig ist. Wir genießen den Gedanken (daß Herodot unzuverlässig ist), und

indem wir das tun, denken wir über Herodots Unzuverlässigkeit nach.

Ich habe mir diesen Unterschied sofort zu eigen gemacht, und er ist seitdem für mich ein unerläßliches Werkzeug des Denkens. Einen Augenblick später begannen seine Konsequenzen – für mich katastrophale – sichtbar zu werden. Es schien mir offensichtlich, daß es der Liebe, dem Haß, der Angst, der Hoffnung oder der Begierde eigentümlich ist, daß sie ihre ganze Aufmerksamkeit auf ihren Gegenstand richten. Wenn man aufhört, an die Frau zu denken oder sich ihr zu widmen, bedeutet das, daß man aufhört, sie zu lieben; wenn man aufhört, an das Gefürchtete zu denken oder sich ihm zu widmen, bedeutet das, daß man aufhört, sich zu fürchten. Aber wenn man sich seiner eigenen Liebe oder Angst widmet, hört man auf, sich dem geliebten oder gefürchteten Gegenstand zu widmen. Mit anderen Worten, der Genuß und die Betrachtung der Vorgänge in unserem Inneren sind nicht miteinander vereinbar. Man kann nicht hoffen und im gleichen Augenblick über das Hoffen nachdenken; denn in der Hoffnung blicken wir zu dem Gegenstand der Hoffnung hin und unterbrechen das, wenn wir uns sozusagen umdrehen und die Hoffnung selbst ansehen. Natürlich kann das beides schnell wechseln und wechselt auch sehr schnell. Aber es ist verschieden und unvereinbar. Dies war nicht nur ein logisches Ergebnis von Alexanders Analyse, sondern konnte im täglichen und stündlichen Erleben nachgeprüft werden. Das sichtbarste Mittel, eine Wut oder eine Lust zu entwaffnen, war, die Aufmerksamkeit von der Beleidigung oder dem Mädchen abzuwenden und die Leidenschaft zu prüfen. Das sicherste Mittel, ein Vergnügen zu verderben, war, die eigene Befriedigung zu prüfen. Aber wenn es so ist, dann folgt daraus, daß jede Selbstbeobachtung in einer Hinsicht in die Irre führt. Bei der Selbstbeobachtung versuchen wir, in uns hineinzublicken, um zu sehen, was in uns vorgeht. Fast alles jedoch, was eben noch vorging, hört in dem Augenblick auf, da wir uns umdrehen, um es zu betrachten. Leider bedeutet das nicht, daß die Selbstbeobachtung nichts findet. Im Gegenteil, sie findet genau das, was durch die vor-

übergehende Einstellung all unserer normalen Tätigkeiten zurückgeblieben ist, und das sind vor allem geistige Bilder und physische Empfindungen. Der große Fehler ist, dieses Sediment oder Nebenprodukt für die Tätigkeiten selber zu halten. So kommen Menschen vielleicht zu dem Glauben, daß ein Gedanke nur etwas Unausgesprochenes ist, und die Empfänglichkeit für Dichtung nur eine Sammlung geistiger Bilder, während diese in Wirklichkeit das sind, was der Gedanke oder die Empfänglichkeit, als sie unterbrochen wurden, zurückgelassen haben – wie der Wellengang, nachdem der Wind sich gelegt hat. Natürlich waren diese Tätigkeiten, ehe wir sie durch Selbstbeobachtung unterbrachen, unbewußt. Wir lieben, fürchten oder denken aber nicht, ohne es zu wissen. Statt der Zweiteilung in bewußt und unbewußt brauchen wir eine Dreiteilung: das Unbewußte, das Genossene und das Betrachtete.

Diese Entdeckung warf ein neues Licht auf mein ganzes Leben. Ich sah, daß all mein Warten und Lauern auf die Freude, auf das Entzücken, all meine Hoffnungen, eine innere Zufriedenheit zu finden, auf die ich gleichsam den Finger legen und von der ich sagen konnte: »Das ist sie«, ein vergeblicher Versuch gewesen waren, über das Gewesene nachzudenken. Was solch ein Warten und Lauern je erlangen konnte, war entweder ein Bild (Asgard oder der Garten der Hesperiden oder was sonst noch) oder ein Kitzel im Zwerchfell. Ich würde mir nie wieder dieser Bilder oder Gefühle wegen Gedanken machen müssen. Ich wußte jetzt, sie waren nur die geistige Spur, die die Freude hinterlassen hatte – nicht die Welle, sondern der Abdruck der Welle im Sand. Die dem Sehnen innewohnende Dialektik hatte mir das bereits gezeigt: denn alle Bilder und Gefühle erwiesen sich, wenn sie mit der Freude verwechselt wurden, als unzulänglich. Alle sagten letztlich: »Ich bin es nicht. Ich bin es nicht. Ich bin nur eine Erinnerung. Sieh! Sieh! An was erinnere ich dich?«

So weit, so gut. Aber erst bei dem nächsten Zug übermannte mich die Ehrfurcht. Es war kein Zweifel, daß die Freude ein Begehren war. (Und sofern es etwas Gutes war, war es zugleich eine Art Liebe.) Aber ein Begehren gilt nicht

sich selbst, sondern seinem Gegenstand. Und nicht nur das. Es verdankt seinen Charakter seinem Gegenstand. Erotische Liebe ist nicht wie das Verlangen nach Essen, o nein. Die Liebe zu einer Frau unterscheidet sich von der Liebe zu einer anderen Frau in der gleichen Art und dem gleichen Maß, wie die beiden Frauen sich voneinander unterscheiden. Selbst unser Verlangen nach einem Wein unterscheidet sich im Ton von dem nach einem anderen. Unser geistiges Verlangen (Neugier), die wahre Antwort auf eine Frage zu finden, ist ganz anders als unser Verlangen, herauszufinden, daß eine Antwort wahrer als eine andere ist. Im Begehren liegt die Form des Begehrten. Es ist der Gegenstand, der das Begehren bitter oder süß, grob oder exquisit, hoch oder niedrig macht. Es ist der Gegenstand, der das Verlangen begehrenswert oder hassenswert macht. Ich erkannte (und das war das größte Wunder), daß – so wie ich mich darin geirrt hatte, daß ich glaubte, den Garten der Hesperiden wirklich zu begehren – ich mich auch darin geirrt hatte, daß ich glaubte, die Freude zu begehren. Die Freude, nur als ein Ereignis in meinem Inneren betrachtet, erwies sich als wertlos. Der Wert lag allein in dem, was die Freude begehrte. Und der Gegenstand war ganz deutlich nicht die Verfassung meines eigenen Geistes oder Körpers. In gewisser Weise hatte ich es damit bewiesen, daß ich es ausgestrichen hatte. Ich hatte alles in meinem Geist und Körper erprobt, als ob ich mich fragte: »Ist es das, was du möchtest? Ist es das?«

Als letztes hatte ich gefragt, ob es die Freude selber war, die ich begehrte; und indem ich sie mit dem Etikett »ästhetisches Erlebnis« versah, hatte ich so getan, als ob ich die Frage mit ja beantworten könnte. Aber auch die Antwort war in sich zusammengebrochen. Unerbittlich verkündete die Freude: »Du möchtest etwas anderes, etwas außerhalb von dir, nicht dich, noch eine Verfassung von dir.« Ich fragte noch nicht: »Wer ist es, den ich begehre?« nur: »Was ist es?« Aber das brachte mich bereits in die Region der Ehrfurcht, denn ich verstand jetzt, daß in der tiefsten Einsamkeit eine Straße ist, die geradenwegs aus dem Selbst hinausführt. Ein Umgang mit etwas, das sich rein objektiv nennt, indem es sich

weigert, sich mit irgendeinem Objekt der Sinne zu identifizieren, oder mit etwas, dessen wir biologisch oder sozial bedürfen, oder mit etwas Ausgedachtem, oder einer Verfassung des eigenen Geistes – viel objektiver als Körper, denn es ist nicht wie sie in unsere Sinne gekleidet. Das nackte Andere, ohne Bild (obwohl unsere Phantasie es mit hundert Bildern grüßt), unbekannt, unerklärt, begehrt.

Das war der zweite Zug; vielleicht bedeutete er den Verlust des letzten übriggebliebenen Läufers. Der dritte Zug schien mir damals nicht gefährlich. Er bestand nur darin, dieses neue *éclairissement* über die Freude mit meiner idealistischen Philosophie zu verbinden. Ich sah, daß die Freude, wie ich sie jetzt verstand, in sie hineinpassen würde. Wir Sterblichen, so gesehen, wie die Wissenschaften uns sehen und wie wir gewöhnlich einander sehen, sind nur »Erscheinungen«. Aber Erscheinungen des Absoluten. Soweit wir überhaupt wirklich sind, was viel heißt, haben wir sozusagen eine Wurzel im Absoluten, das die äußere Wirklichkeit ist. Und darum erleben wir Freude: wir sehnen uns nach jener Einheit, die wir nie erreichen können, außer wenn wir aufhören, die einzelnen phänomenalen Wesen zu sein, die »wir« genannt werden. Freude war kein Trug. Wenn sie erschien, waren wir uns unserer Unvollkommenheit und trügerischen Natur bewußt und lechzten nach der unmöglichen Vereinigung, die uns vernichten würde, oder jenem sich selbst widersprechendem Erwachen, das uns offenbaren würde, nicht, daß wir einen Traum gehabt hatten, sondern daß wir ein Traum waren. Geistig und sogar emotionell schien das ganz befriedigend. Denn es ist wichtiger, daß es den Himmel gibt, als daß wir je hineingelangen. Ich bemerkte nur nicht, daß ich an einem wichtigen Meilenstein vorüber war. Bis dahin waren meine Gedanken zentrifugal gewesen. Jetzt hatte die zentripetale Bewegung begonnen. Aus verschiedenen Teilen meiner Erfahrung aufsteigende Überlegungen schlossen sich mit einem Klicken zusammen. Diese neue Zusammenfügung meines Wunschlebens mit meiner Philosophie ließ den schnell nahenden Tag ahnen, da ich gezwungen sein würde, meine Philosophie ernster zu nehmen, als ich es je beabsichtigt

hatte. Ich sah das nicht voraus. Ich war wie ein Mensch, der soeben nur einen Bauern verloren hat und nicht im Traum daran denkt, daß das (beim jetzigen Stand des Spiels) nach wenigen Zügen »matt« bedeutet.

Der vierte Zug war beunruhigender. Ich lehrte jetzt Philosophie (wahrscheinlich sehr schlecht) ebenso wie Englisch. Und mein verwässerter Realismus war für Lehrzwecke nicht geeignet. (Ich glaubte natürlich nicht, daß es eines Tutors Aufgabe sei, die Schüler zu seiner Philosophie zu bekehren. Aber ich fand, ich brauchte meine eigene Stellung als Basis, von der aus ich die Arbeiten meiner Schüler kritisieren konnte.) Ein Tutor muß die Dinge klar machen. Doch das Absolute kann nicht klar gemacht werden. Meint man »Niemand weiß was«? Oder meint man einen übermenschlichen Geist und darum (wir können es ruhig zugeben) eine Person? Hatten Hegel und Bradley und all die anderen schließlich etwas anderes getan, als dem einfachen anwendbaren theistischen Idealismus Berkeleys Mystifikationen hinzufügen? Ich glaubte es nicht. Und tat Berkeleys Gott nicht ganz das gleiche wie das Absolute, nur mit dem zusätzlichen Vorteil, daß wir endlich eine Vorstellung von dem hatten, was wir mit Ihm meinten? Ich glaubte, Er tat es. So wurde ich in etwas wie Berkeleyanismus zurückgetrieben; aber einen Berkeleyanismus mit ein paar Zutaten von mir. Ich unterschied diesen Gott sehr scharf (jedenfalls sagte ich das) von dem Gott der volkstümlichen Religion. Es gab keine Möglichkeit, erklärte ich, in persönlicher Verbindung mit Ihm zu sein. Denn ich glaubte, Er plane uns, wie ein Dramatiker seine Figuren plant, und ich könnte ihm ebenso wenig begegnen, wie Hamlet Shakespeare begegnen konnte. Ich nannte Ihn auch noch nicht Gott, ich nannte ihn Geist. Man kämpft um das einem noch bleibende Behagen.

Dann las ich Chestertons *Everlasting Man* und sah zum erstenmal die christliche Darstellung der Geschichte in einer Form, die mir vernünftig zu sein schien. Irgendwie brachte ich es fertig, mich nicht zu sehr davon erschüttern zu lassen. Man wird sich erinnern, daß ich Chesterton bis auf sein Christentum bereits für den vernünftigsten lebenden Menschen

hielt. Jetzt glaube ich wirklich, dachte ich – ich sagte es natürlich nicht. Worte hätten den Unsinn ans Licht gebracht, daß das Christentum sehr vernünftig war, bis auf sein Christentum. Aber ich erinnere mich kaum, denn ich hatte noch nicht lange *The Everlasting Man* ausgelesen, als mir etwas viel Beunruhigenderes geschah. Anfang 1926 saß der hartgesottenste Atheist, den ich je gekannt hatte, in meinem Zimmer mir am Kamin gegenüber und bemerkte, daß der Beweis für die Historizität der Evangelien wirklich überraschend triftig sei. »Sonderbar«, fuhr er fort. »All das Zeug von Frazer über den sterbenden Gott. Sonderbar. Es sieht fast so aus, als sei es wirklich einmal geschehen.« Um zu verstehen, welchen Stoß mir das versetzte, würde man den Mann kennen müssen (der sich bestimmt seitdem nie wieder auch nur im geringsten für das Christentum interessiert hat). Wenn er, der zynischste aller Zyniker, der hartnäckigste aller Hartnäckigen, nicht mehr – wie ich damals noch gesagt hätte – sicher war, was blieb mir dann? Gab es denn kein Entkommen mehr?

Das Seltsame war, ehe Gott in mich eindrang, wurde mir tatsächlich geboten, was jetzt wie ein Augenblick freier Wahl erscheint. In einer Hinsicht. Ich fuhr oben auf dem Omnibus den Headington Hill hinauf. Ohne Worte und (ich glaube) fast ohne Bilder wurde mir eine Tatsache meiner selbst präsentiert. Ich merkte, daß ich etwas in Schach hielt oder ausschloß. Oder man könnte sagen, ich trug einen Anzug so steif wie ein Korsett oder ein Panzer, als wäre ich ein Hummer. Und da spürte ich, man gab mir freie Wahl. Ich konnte die Tür öffnen oder sie geschlossen lassen. Ich konnte den Panzer ablegen oder ihn anbehalten. Weder die eine noch die andere Wahl wurde mir als Pflicht auferlegt. Keine Drohung, kein Versprechen war damit verbunden. Obwohl ich wußte, daß die Tür zu öffnen oder das Korsett abzunehmen, das Unberechenbare bedeutete. Die Wahl schien folgenschwer zu sein, aber sie war auch seltsam unemotionell. Keine Wünsche oder Ängste trieben mich. Ja, eigentlich trieb mich nichts. Ich wählte: öffnen, ablegen, den Zügel lockern. Ich sage, ich wählte, aber das Gegenteil zu tun, schien gar nicht möglich zu

sein. Ich hätte vielleicht gar nicht nach meinem Willen handeln können, aber ich bin geneigt zu glauben, daß dies eher einer freiwilligen Tat entsprach als das meiste, das ich bis dahin getan hatte. Notwendigkeit braucht nicht das Gegenteil von Freiheit zu sein. Und vielleicht ist ein Mensch am freiesten, wenn er, statt Motive vorzubringen, nur sagen kann: Ich bin, was ich tue. Dann kam die Reaktion in der imaginativen Ebene. Mir war, als wäre ich aus Schnee, der endlich zu schmelzen anfing. Das Schmelzen begann in meinem Rücken: ein Tröpfeln und dann ein Rieseln. Ein scheußliches Gefühl.

Der Fuchs war aus dem Hegelschen Wald vertrieben worden und rannte jetzt im Freien »mit allem Leid der Welt«, durchnäßt und erschöpft, und die Hunde waren ihm dicht auf den Fersen. Und fast alle gehörten (so oder so) zu der Meute: Plato, Dante, MacDonald, Herbert, Barfield, Tolkien, Dyson — und die Freude. Alle und alles hatten sich auf die andere Seite geschlagen. Selbst mein Schüler Griffiths — jetzt Dom Bede Griffiths —, obwohl selbst noch kein Gläubiger, war dabei. Einmal, als er und Barfield bei mir im Zimmer zu Mittag aßen, sprach ich von der Philosophie als einem Subjekt. »Für Plato war sie kein Subjekt«, sagte Barfield, »sondern ein Weg.« Die stumme, aber leidenschaftliche Zustimmung Griffiths' und der Blick des Einverständnisses, den die beiden schnell tauschten, enthüllten mir meine eigene Frivolität. Es war genug gesagt, gedacht, gefühlt und phantasiert worden. Es war an der Zeit, etwas zu tun.

Denn natürlich war lange (theoretisch) eine Ethik mit meinem Idealismus verbunden gewesen. Ich glaubte, es sei die Sache von uns endlichen und halb unwirklichen Seelen, das Bewußtsein des Geistes dadurch zu vervielfachen, daß man die Welt von verschiedenen Blickwinkeln aus sah, während man dennoch qualitativ das gleiche wie der Geist blieb; an eine bestimmte Zeit, einen bestimmten Ort und bestimmte Umstände gebunden und doch wollen und denken wie der Geist. Das war schwer. Denn gerade das Planen der Seelen und einer Welt durch den Geist hatte diesen Seelen verschiedene widerstreitende Interessen gegeben, so daß eine Versuchung

zum Egoismus vorhanden war. Aber ich glaubte, jeder von uns sei imstande, die durch seine eigene besondere Individualität entstandene emotionelle Perspektive außer acht zu lassen. Das eigene Glück dem des Nachbarn vorzuziehen, war, wie wenn man glaubte, die nächste Telegraphenstange sei wirklich die größte. Wenn man diese universale und objektive Vision wiedergewinnen und dementsprechend handeln wollte, mußte man sich täglich und stündlich an seine wahre Natur erinnern, um wieder in jenen Geist aufzusteigen oder zurückzukehren, der wir, sofern wir überhaupt wirklich waren, noch waren. Ja; aber ich hatte jetzt das Gefühl, es wäre gut, ich versuchte, es zu tun. Ich sah endlich (mit MacDonalds Worten) dem ins Gesicht, das weder mehr noch weniger noch etwas anderes als »tun« war.

Ein junger Atheist kann seinen Glauben wirklich nicht gut genug schützen. Gefahren lauern überall. Man darf nicht, darf es nicht einmal versuchen, den Willen des Vaters zu tun, wenn man nicht bereit ist, etwas von der Lehre zu erfahren. Alle meine Taten, Wünsche und Gedanken mußten in Harmonie mit dem Weltgeist gebracht werden, denn zum erstenmal prüfte ich mich mit einer praktischen Absicht. Und da entdeckte ich, was mich entsetzte: einen Zoo der Lüste, ein Tollhaus der Ambitionen, ein Kinderzimmer der Ängste, einen Harem des getätschelten Hasses. Mein Name war Legion.

Natürlich konnte ich nichts tun – ich konnte nicht eine Stunde weiterleben –, ohne beständig und bewußt Zuflucht bei dem, was ich Geist nannte, zu suchen. Aber der feine philosophische Unterschied zwischen diesem und dem, was die Menschen gewöhnlich zu Gott beten nennen, fällt in sich zusammen, sobald man ernsthaft damit beginnt. Über Idealismus kann man reden, man kann ihn sogar empfinden; aber er kann nicht gelebt werden. Es wurde sichtlich absurd, weiter zu denken, daß der Geist von meinen Annäherungsversuchen nichts wisse oder sie ihm gleichgültig seien. Selbst wenn meine Philosophie wahr war, wie konnte die Initiative bei mir liegen? Meine eigene Analogie, wie ich jetzt zum erstenmal erkannte, deutete auf das Gegenteil hin. Wenn Shakespeare und Hamlet sich jemals begegnen konnten, dann

nur durch Shakespeare. (Shakespeare konnte im Prinzip sich selbst als Autor in dem Stück erscheinen lassen und einen Dialog zwischen Hamlet und ihm schreiben. Der Shakespeare in dem Stück würde natürlich zugleich Shakespeare und eins von Shakespeares Geschöpfen sein. Das wäre eine Analogie zur Inkarnation). Hamlet konnte nichts von sich aus tun. Vielleicht unterschied sich mein absoluter Geist in einer Hinsicht noch vom Gott der Religion. Das wirkliche Problem war dort nicht oder noch nicht. Das Entsetzliche war, daß, wenn man ernstlich an eben solch einen Gott oder Geist glaubte, wie ich es zugab, eine ganz neue Situation entstand. So wie die morschen Gebeine zitterten und in dem furchtbaren Tal Hesekiels zusammenkamen, so begann sich jetzt ein philosophischer Theorem zu rühren, warf sein Totengewand ab, stand aufrecht und wurde zu einem lebenden Wesen. Ich durfte nicht länger mit der Philosophie spielen. Es mochte, wie ich sage, noch wahr sein, daß mein Geist sich in gewisser Weise von dem Gott der Religion unterschied. Mein Gegner wollte nicht darüber streiten. Es war ganz unwichtig. Er sagte nur: »Ich bin der Herr. Ich bin, was ich bin. Ich bin.«

Von Natur religiösen Menschen fällt es schwer, das Entsetzzen über eine solche Enthüllung zu verstehen. Freundliche Agnostiker werden heiter von des Menschen Suche nach Gott sprechen. Zu mir, wie ich damals war, hätten sie ebensogut von der Suche der Maus nach der Katze sprechen können. Das beste Bild für meine mißliche Lage ist die Begegnung von Mime und Wotan im ersten Akt von »Siegfried«. »Hier brauch' ich nicht Spürer und Späher. Einsam will ich . . .« Ich hatte immer vor allem gewünscht, daß man sich nicht in meine Dinge einmischte. Ich hatte gewünscht (ein verrückter Wunsch), meine Seele mein eigen zu nennen. Ich war viel mehr darauf bedacht gewesen, dem Leiden aus dem Wege zu gehen, als Freude zu erlangen. Ich war immer auf begrenzte Verpflichtungen aus gewesen. Das Übernatürliche war für mich anfangs ein verbotener Schluck, und dann war mir wie einem Trunkenbold davon übel geworden. Selbst mein kürzlicher Versuch, meine Philosophie zu leben, war insgeheim, wie ich jetzt wußte, von Vorbehalten aller Art umgeben ge-

wesen. Ich hatte gewußt, daß mein Tugendideal mich nie in etwas unerträglich Peinvolles führen durfte; ich würde vernünftig sein. Aber jetzt wurde, was ein Ideal gewesen war, ein Befehl; und was mochte nicht alles von einem erwartet werden? Zweifellos war Gott die Vernunft selber. Aber würde er auch in dem anderen, tröstlicheren Sinn vernünftig sein? Dafür bot sich mir nicht der kleinste Beweis. Die totale Kapitulation, der absolute Sprung ins Dunkel wurde gefordert. Die Wirklichkeit, mit der sich kein Vertrag schließen läßt, kam jetzt über mich. Die Forderung lautete nicht einmal: Alles oder nichts. Das Stadium, glaube ich, war vorüber, als ich meinen Panzer abschnallte und der Schneemann zu schmelzen begann. Jetzt lautete die Forderung nur: Alles.

Man muß sich mich allein in jenem Zimmer in Magdalen vorstellen, Nacht für Nacht, wo ich, sobald sich mein Geist für eine Sekunde von meiner Arbeit abwandte, das stete unerbittliche Nahen dessen spürte, dem nicht zu begegnen ich so ernstlich gewünscht hatte. Das, was ich so sehr gefürchtet hatte, war schließlich über mich gekommen. Im Sommersemester 1929 gab ich nach, gab zu, daß Gott Gott war, und kniete und betete; vielleicht in jener Nacht der verworfenste und widerwilligste Bekehrte in England. Ich sah damals noch nicht, was jetzt das Leuchtendste und Selbstverständlichste ist, die göttliche Demut, die einen Bekehrten selbst unter solchen Bedingungen annimmt. Der verlorene Sohn kam immerhin auf eigenen Füßen nach Hause. Aber wer kann jene Liebe geziemend anbeten, die die hohen Tore einem Verlorenen öffnet, der tretend, sich wehrend, grollend hereingebracht wird und nur nach einer Möglichkeit des Entkommens ausspäht. Die Worte *compelle intrare,* zwinge sie, einzutreten, sind von bösen Menschen so mißbraucht worden, daß uns vor ihnen schaudert; aber richtig verstanden, loten sie die Tiefe der göttlichen Gnade. Die Härte Gottes ist milder als die Sanftheit des Menschen, und sein Zwang ist unsere Befreiung.

Es darf nicht übersehen werden, daß die Bekehrung, von der im vorigen Kapitel berichtet wurde, nur die zum reinen, schlichten Theismus, nicht zum Christentum war. Ich wußte da noch nichts von der Inkarnation. Der Gott, dem ich mich ergab, war ganz und gar nichtmenschlich.

Man mag vielleicht fragen, ob ich von meiner Angst sofort durch den Gedanken befreit wurde, daß ich mich jetzt der Quelle näherte, aus der die Pfeile der Freude seit meiner Kindheit immer wieder abgeschossen worden waren. Die Antwort lautet: nicht im mindesten. Nicht der kleinste Hinweis wurde mir geboten, daß jemals zwischen Gott und der Freude ein Zusammenhang bestanden hatte oder bestehen würde. Es war eher umgekehrt. Ich hatte gehofft, daß der Kern der Wirklichkeit von solcher Art sei, daß wir ihn am besten als einen Ort versinnbildlichen könnten; stattdessen entdeckte ich, daß er eine Person war. Denn soweit ich wußte, war die völlige Verwerfung dessen, was ich Freude nannte, eins seiner Gebote, vielleicht das allererste, das ich würde befolgen müssen. Innen erklang keine Musik, kein Duft von ewig blühenden Bäumen drang über die Schwelle, als ich durch die Tür hineingezogen wurde. Keine Art von Verlangen war vorhanden.

Meine Bekehrung bedeutete noch nicht Glauben an ein Leben nach dem Tode. Ich zähle es jetzt zu den größten Gnadenbeweisen, daß ich mehrere Monate, vielleicht ein Jahr Gott kennen und den Versuch machen durfte, gehorsam zu sein, ohne auch nur die Frage zu stellen. Er machte es mit mir wie mit den Juden, denen er sich Jahrhunderte offenbarte, ehe auch nur ein Wispern von etwas Besserem (oder Schlimmerem) jenseits des Grabes als das unbestimmte *Sheol* zu vernehmen war. Und ich träumte noch nicht einmal davon. Es gibt Menschen, viel bessere Menschen als ich, die die Unsterblichkeit fast zum Mittelpunkt der Lehre ihrer Religion gemacht haben; aber ich habe immer gefunden, daß eine Beschäftigung mit diesem Thema gleich zu Anfang das Ganze verderben konnte. Ich habe von Kindheit an gelernt, daß

Güte nur Güte ist, wenn sie selbstlos ist, und daß jede Hoffnung auf Belohnung oder Angst vor Strafe den Willen vergiftet. Wenn ich mich darin irrte (die Frage ist wirklich viel komplizierter, als sie mir damals erschien), so wurde mir der Irrtum damals liebevoll erlaubt. Ich fürchtete, daß Drohungen und Versprechungen mich demoralisieren würden; aber es gab keine Drohungen und Versprechungen. Die Befehle waren unerbittlich, doch sie wurden durch keine »Sanktion« bekräftigt. Man mußte Gott nur gehorchen, weil er Gott war. Schon seit langem hatte er mich durch die Götter Asgards und später durch den Begriff des Absoluten gelehrt, daß etwas nicht um dessentwillen, was es für uns tut, sondern um dessentwillen, was es in sich selbst ist, verehrt werden kann. Darum war es, so sehr es mich erschreckte, keine Überraschung zu erfahren, daß man Gott, weil er war, gehorchen mußte. Wenn man fragt, warum wir Gott gehorchen müssen, dann lautet die Antwort letztlich: »Ich bin.« Wenn man Gott kennt, weiß man, daß man ihm Gehorsam schuldet. In seiner Natur ist seine Herrschaft de jure offenbart.

Natürlich ist das alles, wie ich schon gesagt habe, komplizierter. Das erste und notwendige Wesen, der Schöpfer, herrscht ebenso de facto wie de jure. Er besitzt die Macht ebenso wie das Reich und die Herrlichkeit. Aber von der de jure-Herrschaft erfuhr ich, ehe ich von der Macht erfuhr, dem Recht vor der Macht. Und dafür bin ich dankbar. Ich glaube, es ist gut, wenn wir selbst heute uns manchmal sagen: Gott ist so, daß, wenn *(per impossibile)* seine Macht verschwinden könnte und seine anderen Attribute blieben, so daß dem höchsten Recht die höchste Macht für immer geraubt wäre, wir ihm immer noch genau die Art und das Maß von Gehorsam und Ergebenheit schuldeten, die wir ihm jetzt schulden.

Andrerseits – wenn es auch richtig ist, zu sagen, daß Gottes eigene Natur die wirkliche Sanktion seiner Befehle ist – muß man sich darüber klar sein, daß das schließlich zu dem Schluß führt, daß die Vereinigung mit jener Natur ein Segen und eine Trennung von ihr etwas Furchtbares ist. So erklären sich

Himmel und Hölle. Aber es mag sein, daß, wenn man außer in diesem Zusammenhang viel an sie denkt, sie hypostasiert, als hätten sie ohne die Anwesenheit oder Abwesenheit Gottes eine substantielle Bedeutung, die Lehre von beidem verfälscht wird und wir in die Irre gehen.

Das letzte Stadium in meiner Geschichte, der Übergang vom bloßen Theismus zum Christentum ist das, von dem ich das wenigste weiß. Da es noch nicht lange zurückliegt, mag mein Unwissen seltsam erscheinen. Ich glaube, es gibt zwei Gründe dafür. Der eine ist, daß, wenn wir älter werden, wir uns an das weiter Zurückliegende besser erinnern als an das uns noch Nähere. Aber der zweite ist, glaube ich, daß eins der ersten Ergebnisse meiner theistischen Bekehrung dadurch gekennzeichnet war, daß ich immer weniger Aufmerksamkeit dem Fortschritt meiner eigenen Ansichten und meiner geistigen Verfassung schenkte (und alle Leser dieses Buches werden finden, das war hohe Zeit). Für viele gesunde Extrovertierte beginnt die Selbstprüfung mit der Bekehrung. Bei mir war es fast umgekehrt. Die Selbstprüfung ging natürlich weiter. Aber in (ich vermute es nur, denn ich kann mich nicht genau erinnern) bestimmten Intervallen und zu einem praktischen Zweck; eine Pflicht, eine Disziplin, etwas Unangenehmes, kein Hobby und keine Gewohnheit mehr. Ich war, wie man sagt, »mir entrückt worden«. Wenn der Theismus nichts anderes für mich getan hätte, dann müßte ich ihm trotzdem dankbar sein, daß er mich von der zeitverschwenderischen und törichten Tätigkeit, ein Tagebuch zu führen, geheilt hat. (Selbst für autobiographische Zwecke ist ein Tagebuch keineswegs so nützlich, wie ich es gehofft hatte. Man schreibt jeden Tag nieder, was man für wichtig hält; aber natürlich erkennt man nicht jeden Tag, was sich auf lange Sicht als wichtig erweisen wird. (Ein Gutes nur hatte das Führen eines Tagebuchs für mich, weil es mich lehrte, Boswells verblüffendes Genie richtig zu würdigen. Ich habe mich sehr bemüht, Gespräche wiederzugeben, an denen sehr bemerkenswerte und amüsante Menschen teilgenommen hatten. Aber keiner von ihnen wurde in dem Tagebuch lebendig. Bei der Darstellung von Boswells Langton, Beauclerk,

Wilkes und der übrigen bedurfte es offensichtlich mehr als nur eines akkuraten Berichts.)

Als ich Theist wurde, begann ich sonntags in meine Pfarrkirche und an Wochentagen in die Collegekapelle zu gehen; nicht weil ich an das Christentum glaubte, noch weil ich den Unterschied zwischen ihm und dem einfachen Theismus für klein hielt, sondern weil ich fand, man müsse seine Fahne offen zeigen. Ich gehorchte damit einem (vielleicht irrigen) Ehrgefühl. Der Gedanke, ein eifriger Kirchgänger zu sein, war alles andere als anziehend. Ich war nicht im mindesten antiklerikal, aber ich war durch und durch anti-ekklesiastisch. Daß es Kuraten, Archidiakone und Kirchenälteste gab, war wunderbar. Und (abgesehen von Oldie) hatte ich mit meinen kirchlichen Bekanntschaften Glück gehabt, zumal mit Adam Fox, dem Dekan der theologischen Fakultät im Magdalen, und mit Arthur Barton (dem späteren Erzbischof von Dublin), der zu Hause in Irland unser Pfarrer gewesen war. (Er hatte übrigens auch einst unter Oldie in Belsen gelitten.) Als wir von Oldies Tod sprachen, hatte ich zu ihm gesagt: »Nun, wir werden ihn nicht wiedersehen.« — »Sie meinen«, antwortete er mit einem grimmigen Lächeln, »wir hoffen, wir werden es nicht.« Aber obwohl ich Geistliche ebenso liebte wie Bären, verlangte es mich ebenso wenig in die Kirche zu gehen wie in den Zoo. Sie war erstens eine Art Kollektiv; ein langweiliges »Zusammenkommen«. Ich konnte da noch nicht verstehen, wie das etwas mit dem eigenen geistigen Leben zu tun haben konnte. Für mich hätte Religion darin bestehen müssen, daß gute Menschen allein beteten und sich zu zweien oder dreien versammelten, um von religiösen Dingen zu sprechen. Und dann diese Zeitverschwendung, diese Belästigung! Die Glocken, die Menschenmengen, die Schirme, die Anschläge, das Getriebe, das ewige Arrangieren und Organisieren. Choräle waren (und sind) mir äußerst unangenehm. Von allen Musikinstrumenten liebte ich (und liebe ich) die Orgel am wenigsten. Ich habe auch eine Art geistlicher *gaucherie,* die mich ungeeignet macht, an einem Ritus teilzunehmen.

So war mein Zur-Kirche-gehen nur eine symbolische und

provisorische Übung. Wenn es mir tatsächlich half, mich in der christlichen Richtung zu bewegen, so habe ich nichts davon gemerkt und merke nichts davon. Mein Hauptgefährte auf dieser Wegstrecke war Griffiths, mit dem ich eifrig korrespondierte. Wir glaubten beide jetzt an Gott und waren bereit, mehr von ihm zu hören, aus welcher Quelle auch immer, einer heidnischen oder christlichen. In meinem Inneren (für ihn kann ich das nicht beantworten; im übrigen hat er seine eigene Geschichte sehr eindringlich in »The Golden String« erzählt), begann die verwirrende Fülle von Religionen sich selber auszusortieren. Den wirklichen Schlüssel hatte mir jener hartgesottene Atheist in die Hand gegeben, als er sagte: »Sonderbar, all das Gerede von dem sterbenden Gott. Es scheint wirklich einst geschehen zu sein«; er und Barfield hatten mich zu einer respektvolleren, wenn nicht begeisterten Haltung dem heidnischen Mythos gegenüber angeregt. Es ging nicht mehr darum, die eine allein wahre Religion unter tausend falschen Religionen zu finden, viel mehr darum: Wo hat die Religion ihre wahre Reife erreicht? Wo, wenn überhaupt, haben sich die Prophezeihungen des ganzen Heidentums erfüllt? Die Irreligiösen interessierten mich nicht mehr. Ihre Lebensanschauung war jetzt für mich indiskutabel. Gegen sie war die ganze Masse jener, die angebetet – alle, die getanzt, gesungen, geopfert, gezittert und verehrt hatten – deutlich im Recht. Aber der Intellekt und das Gewissen, ebenso wie die Orgie und das Ritual mußten unser Führer sein. Es war unmöglich, zum primitiven, untheologischen, von Moral nichts wissenden Heidentum zurückzukehren. Der Gott, den ich endlich erkannt hatte, war der wahre Gott. Das Heidentum war nur die Kindheit der Religion gewesen oder nur ein prophetischer Traum. Wo war die wirkliche, erwachsene oder die erwachende? *The Everlasting Man* half mir hier). Es waren nur zwei Antworten möglich: entweder im Hinduismus oder im Christentum. Alles andere war eine Vorbereitung darauf oder aber (im französischen Sinn) eine *vulgarisation* beider. Was immer man woanders finden konnte, ließ sich besser in einer der beiden finden. Aber der Hinduismus schien an zwei Mängeln zu leiden. Er-

stens schien er nicht die moralische und philosophische Reife des Heidentums zu haben, sondern nur eine Öl- und Wasser-Koexistenz von Philosophie mit ungeläutertem Heidentum: das Meditieren des Brahmanen im Wald und im Dorf, ein paar Meilen entfernt, Tempelschändung, *sati*, Grausamkeit, Monstrosität. Und zweitens, es fehlte ihm der historische Anspruch des Christentums. Ich war jetzt in literarischer Kritik zu erfahren, um die Evangelien als Mythen anzusehen. Sie waren nicht aufs Mythische erpicht. Und dennoch, das, was sie in ihrer kunstlosen historischen Art schilderten — diese engen, nicht anziehenden Juden, die zu blind für den mythischen Reichtum der heidnischen Welt um sie herum waren — war genau das, woraus große Mythen bestehen. Wenn je ein Mythos Faktum, Fleisch geworden war, dann so wie dieser. Aber in der ganzen Literatur gab es nichts, was sich damit vergleichen ließ. Auf die eine Art waren Mythen so, auf die andere Geschichten. Doch so einfach war es nicht. Und keiner war wie der, den sie beschrieben, so wirklich, so erkennbar, trotz der inzwischen so lange vergangenen Zeit, wie Platos Sokrates oder Boswells Johnson (zehnmal mehr als Eckermanns Goethe oder Lockarts Scott) und dennoch von einem Licht hinter der Welt erleuchtet, einem Gott. Aber wenn ein Gott — wir sind nicht mehr Polytheisten —, dann nicht *ein* Gott, sondern Gott. Hier, nur hier in aller Zeit muß der Mythos Wirklichkeit, das Wort Fleisch, Gott Mensch geworden sein. Das ist nicht eine »Religion« noch eine »Philosophie«: es ist die Zusammenfassung und die Wirklichkeit ihrer aller.

Wie ich schon gesagt habe, ich spreche von diesem letzten Übergang weniger sicher als von allem, was vorher geschah. Und in den vorhergehenden Absatz habe ich vielleicht Gedanken gemischt, die mir erst später kamen. Des einen bin ich gewiß: Als ich nahe daran war, den Schluß zu ziehen, spürte ich einen Widerstand, der fast so stark war wie mein früherer Widerstand gegen den Theismus. So stark, aber von kürzerer Dauer, denn ich verstand ihn besser. Jeder Schritt, den ich vom Absoluten zum Geist und vom Geist zu Gott getan hatte, war ein Schritt zum Konkreteren, Unmittelbareren

und Zwingenderen gewesen. Mit jedem Schritt wurde die Chance geringer, die eigene Seele sein eigen zu nennen. Die Inkarnation anzunehmen, war ein weiterer Schritt in der gleichen Richtung. Sie bringt Gott näher (oder auf eine neue Art nahe). Und das, fand ich, war etwas, das ich nicht gewollt hatte. Aber den Grund für mein Ausweichen zu erkennen, hieß natürlich erkennen, wie schändlich und nutzlos es war. Ich weiß sehr gut, wann, aber kaum, wie ich den letzten Schritt tat. An einem sonnigen Morgen wurde ich nach Whipsnade gefahren. Als wir abfuhren, glaubte ich nicht, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist, und als wir den Zoo erreichten, glaubte ich es. Aber ich hatte während der ganzen Fahrt nicht nachgedacht, noch war ich in starker Erregung gewesen. Emotionell ist vielleicht das Wort, das wir am wenigsten auf die meisten wichtigen Ereignisse anwenden können. Es war mehr, wie wenn ein Mensch, der nach langem Schlaf noch reglos im Bett liegt, merkt, daß er wach ist. Und es war wie jener Augenblick auf dem Bus doppelsinnig. Freiheit oder Notwendigkeit? Unterscheiden sie sich in ihrem Maximum? In diesem Maximum ist ein Mensch, was er tut. Es ist nichts von ihm oder außerhalb der Tat übriggeblieben. Das, was wir für gewöhnlich Wille, und das, was wir für gewöhnlich Emotion nennen, finde ich, redet meistens zu laut, protestiert zu viel, als daß man ihm ganz glauben könnte, und wir haben den heimlichen Argwohn, daß die große Leidenschaft oder die eiserne Entschlossenheit zum Teil nur vorgetäuscht sind.

Whipsnade ist seitdem verdorben. Der Känguruhwald mit den singenden Vögeln über einem und den Glockenblumen unter einem und den Känguruhs, die um einen herumspringen, war fast das wiedergekehrte Paradies.

Aber wie steht es zum Schluß mit der Freude? Denn um sie hat sich diese Geschichte hauptsächlich gedreht. Um die Wahrheit zu sagen, dieses Thema hat, seit ich Christ geworden bin, für mich fast alles Interesse verloren. Ich kann wirklich nicht wie Wordsworth darüber klagen, daß der visionäre Glanz erloschen ist. Ich glaube (wenn das überhaupt des Berichtens wert ist), daß der alte bitter-süße Schmerz seit meiner

Bekehrung so oft und heftig zu mir gekommen ist wie zu jeder Zeit meines Lebens. Aber ich weiß jetzt, daß das Erlebnis, als eine Seelenverfassung betrachtet, nie die Bedeutung gehabt hat, die ich ihm gegeben habe. Es war nur wertvoll als Hinweis auf etwas anderes, das außerhalb von mir war. Während ich an dem anderen noch zweifelte, beschäftigte der Hinweis natürlich noch lange meine Gedanken. Wenn wir uns im Wald verirrt haben, ist das Auftauchen eines Wegweisers etwas Großes. Wer ihn zuerst sieht, ruft: »Seht doch!« Und alle stellen sich um ihn herum und schauen. Aber wenn wir die Straße gefunden haben und alle paar Meilen an einem Wegweiser vorbeikommen, bleiben wir nicht stehen und blicken nicht hin. Sie ermutigen uns, und wir sind der Behörde dankbar, die sie aufgestellt hat. Aber wir bleiben nicht stehen und blicken nicht hin, oder jedenfalls nur kurz; nicht auf dieser Straße, obwohl ihre Säulen aus Silber sind und die Schrift darauf aus Gold. »Dann wären wir in Jerusalem.«

Natürlich ertappe ich mich oft dabei, daß ich am Straßenrand stehenbleibe und Dinge betrachte, die von viel geringerer Bedeutung sind.

LITERATUR (in Auswahl)

Alexander, Samuel 1859–1938. Engl. Philosoph, Prof. an der Univers. Manchester, suchte moderne Naturwissenschaft mit neuplatonischen Gedanken zu verbinden. »Space, time and deity« erschien 1927.[2]

Arnold, Matthew 1822–1888. Dichter und Kritiker, Kosmopolit und Humanist, reformierte das engl. Schulwesen. »Sohorab and Rustum« und »Balder Dead« fallen in seine frühe Schaffensperiode. Works 15 Bde 1903 f.

Austen, Jane 1775–1817. Engl. Romanschriftstellerin des gehobenen ländlichen Mittelstandes. Gesammelte Werke (engl.) 5 Bde. 1923.

Bacon, Francis 1561–1626. Engl. Politiker, Philosoph und Schriftsteller. Begründer der engl. Renaissancephilosophie, des Empirismus und des Utilitarismus. Works 14 Bde. 1857–74.

Ball, Sir Robert Stawell 1840–1913. Engl. Astronom, verfaßte populärwissenschaftliche Bücher.

Beardsley, Aubrey Vincent 1872–1898. Zeichner und Schriftsteller. Freund von O. Wilde.

Bosanquet, Bernard 1848–1923. Neben F. H. Bradley und T. H. Green wichtigster Vertreter des englischen Neuidealismus.

Boswell, James 1740–1795. Schottischer Schriftsteller und Biograf. Seine Biografie Samuel Johnsons gilt heute noch als die beste Biografie in englischer Sprache (1791). Verfasser der »Londoner Tagebücher« 1762/3, dt. 1953. B.s Große Reise 1764, dt. 1955.

Bradley, Francis Herbert 1866–1925. Engl. Philosoph, Vertreter des an Hegel orientierten Neuidealismus. S. Bosanquet und T. H. Green.

Brontë, Anne 1820–1849, Charlotte 1816–1855, Emily Jane 1818–1848. (Pseudonym für die Schwestern A., C. und E Bell). Verfasserinnen von Romanen und Gedichten von z. Tl. hohem Rang. »Jane Eyre« wurde ein Welterfolg. Gesamtausgabe der Schwestern in 19 Bänden 1923–36. Dt.: Drei Romane 1958.

Browne, Sir Thomas 1605–1682. Arzt und Theologe, schrieb mit »Religio Medici« (1643) eine Verteidigung der Ärzte gegen den Vorwurf des Unglaubens. Große Prosa in den Parerga. The Works 4 Bde. 1964.[2]

Browning, Robert 1812–1889, verheir. mit Elisabeth Barret Browning. Complete Work 2 Bde. 1919.

Chénier, André 1762–1794. Französ. Dichter, starb als eines der letzten Opfer Robespierres unter der Guillotine. Zu seinen Lebzeiten erschienen nur zwei Gedichte. Die Erstausgabe seiner Werke 1819 war eine Sensation für die jungen Romantiker. Dt.: Jambes 1946.

Chesterton, Gilbert Keith 1874–1936. Kathol. Gegenspieler Shaws, schrieb Monografien und Essays, Gedichte, parodistische Detektiverzählungen (Das Geheimnis des Pater Brown 1927, dt. 1929) und fantastische Geschichten. Verteidigte mit Witz und Geist die Werte des Christentums. »The everlasting man« erschien 1925, dt. 1930.

Coleridge, Samuel Taylor 1772–1834. Engl. Romantiker, stellte das Übersinnliche in suggestiver, bilderreicher Sprache dar. Mit Wordsworth gab C. die »Lyrical Ballads« 1798 heraus. The complete poetical Works 2 Bde. 1912.

Dickens, Charles J. H. (Pseudonym Boz) 1811–1870. Die Erfahrungen seiner Kindheit als Arbeiter im Londoner Hafenviertel, die Besuche im Schuldgefängnis, wo sich der Vater befand, konnte D. nie verwinden. Seine Werke, in denen er sich als Meister des Humors ausweist, enthalten – bes. »David Copperfield« 1850 – autobiografisches Material und üben an den sozialen Verhältnissen, unter denen D. gelitten hat, Kritik. Er war Moralist und gab mit seinem Werk Anstoß zu sozialen Reformen. Die »Pickwick Papers« 1837 machten D. weltberühmt. Es folgten u. a. »Oliver Twist« 1838, »Nicholas Nickleby« 1839, »A Christmas Carol« 1843. National Edition 40 Bde. 1906–8. Seit 1945 erscheint der Oxford-Dickens. Dt. in Einzelausgaben. Ausgew. Romane 12 Bde. 1910–13.

Disney, Walt geb. 1901, Schöpfer von Zeichentrick-Filmen: Mickey-Maus-Serie, Bambi, Cinderella u. a. m.

Donne, John 1572–1631. Dichter und Pfarrer. Metaphys. Lyriker und bedeutender Kanzelredner. Seine Predigten gehören zu den besten des 17. Jahrhunderts. Works 6 Bde. 1839. Dt.: Metaphysische Dichtungen 1961.

Doyle, Sir Arthur Conan 1859–1930. Schuf die Detektivgestalt Sherlock Holmes und inspirierte den modernen Detektivroman. 12 Bde. 1903. Dt.: Ges. Werke 1959 ff.

Frazer, Sir James 1854–1941 beeinflußte T. S. Eliot mit seinem monumentalen Werk »The Golden Bough« (2. Aufl. 12 Bde. 1907–15, Suppl. 1936), einer Studie über die primitive Gesellschaft und zugleich Kritik der rationalen Kultur seiner Zeit.

Galsworthy, John 1867–1933. Advokat, Romanschriftsteller. Verfasser der »Forsyte-Saga« (3 Bde. 1906–21, dt. 1925), der Geschichte einer Familie der späten viktorian. und Edwardischen Zeit. G. erhielt den Nobelpreis 1932. Works 25 Bde. 1922–29, dt. 1925–34.

Gawein and the green Knight anonyme engl. Dichtung um 1370.

Green, Thomas Hill 1836–1882, wandte sich gegen die »Mechanik des

Geistes« bei H. Spencer und Darwin, vertrat einen auf Kant und Hegel gestützten Idealismus. Works 3 Bde. 1885–88.

Haggard, Sir Henry Rider 1856–1925. Jurist. 1912 als Autorität in Landwirtschaftsfragen geadelt. Afrikakenner, erschloß mit seinen ersten Romanen ein von Tourismus noch nicht erobertes Afrika. Schrieb später Abenteuerromane.

Herbert, George 1593–1633. Bedeutender Lyriker von inniger Frömmigkeit und starkem moralischem Pathos. Seine Dichtung entsprang seelsorgerischem Bedürfnis, übte mit ihrer reichen Bildersprache und ihrem klaren, kunstvollen Stil Einfluß auf die zeitgenössische Dichtung aus. Complete Works 3 Bde. 1874.

Herrick, Robert 1591–1674. Dichter und Pfarrer, Anakreontiker. Work 2 Bde. 1823.

Hilton, Walter –1395 Verfasser von Scala perfectiones (engl. 1953, ähnlich dem in England vielgelesenen Seuse).

Jakobs, William Wymark 1863–1943, schrieb humorvole Hafen- und Seefahrergeschichten; Verfasser von einigen Gruselgeschichten. Einzelwerke erschienen von 1896 bis 1935.

Johnson, Samuel 1709–1784. Herausgeber der moral. Wochenschriften »The Rambler« und »The Idler«. Das unter Mühen herausgegebene »Dictionary of the english Language« machte ihn berühmt. J. gab 1765 eine achtbändige Shakespeare-Ausgabe heraus, gründete einen lit. Klub und schrieb die »Lives of the Poets«, in denen er Leben, geistige Haltung der Dichter und ihren Werkstattcharakter beschreibt. J. ist ein großer Vertreter des englischen Klassizismus. Works 14 Bde. 1903.

Kalevala finnisches Nationalepos in 50 Gesängen. Aufgrund von mündl. tradierter z. Tl. mehr als 1000jähriger Volkspoesie 1835 erstmalig veröffentlicht.

Keats, John 1795–1821, einer der bedeutendsten Dichter der engl. Romantik. Hauptvertreter des ästhet. Sensualismus, schuf Verserzählungen, Oden, Sonette und visionäre Dichtungen von großer Schönheit. Schönheit war ihm letzte und höchste Offenbarung der Wahrheit. Dt.: Gedichte 1958. Poetical Works 8 Bde. 1938 f.

Langland, William um 1332–1400. Sein Epos »Piers Plowman« beleuchtet in Traumgesichten die sozialen Verhältnisse seiner Zeit und ist neben den Werken Chaucers die größte dichterische Leistung des engl. Mittelalters. Auswahl seiner Werke in Neuenglisch 1935.

Lockhart, John Gibson 1794–1854. Schottischer Biograf und Roman-

schriftsteller. Schrieb die Biografie Scotts (7. Bde. 1837 f.), dessen Tochter er heiratete.

Longfellow, Henry Wadsworth 1807–1882. Populärster amerikanischer Dichter des 19. Jh. Erfolg durch Anpassung an das Geschmacksideal des protestant. Bürgertums. Longfellow wurde von Freiligrath ins Deutsche übersetzt und machte europäische Literatur bes. der Romantik in Amerika bekannt. Works 14 Bde. 1886–91. Dt.: Sämtl. poet. Werke 2. Bde. 2. A. 1926.

Mac Donald, George 1824–1905. Schott. Romanschriftsteller, Geistlicher, der aus Gesundheitsrücksichten und wegen theolog. Konflikte aus dem Amt schied und als freier Schriftsteller nach London zog. Einzelausgaben von 1855 bis 1880. »Phantastas« erschien 1858.

Malory, Sir Thomas 1408–1471. Sein »Morthe Arthur« faßt in neuer Ordnung alle bisherigen Arthur-Romane zusammen, die er nicht geschichtlich, sondern typologisch verstand. Das Werk enthält eine Fülle alten Sagengutes. Caxton-Druck 1485. Drei Bände 1889–91. Dt. 3 Bde. 1913.

Mandeville, Sir John. Französischer Reiseschriftsteller des 14 Jahrh., besuchte Palästina, Ägypten, angebl. auch China und Indien. Er schrieb »Voyage d'outre mer« zwischen 1357 und 1371. Ausgaben 1889 und 1901. Dt. zuerst um 1400.

Mark Twain (Pseudonym f. S. L. Clemens) 1835–1910. Amerikan. humorist. Schriftsteller, der im Zwiespalt mit sich und der Welt bei wechselvollem persönlichem Geschick ein im Ganzen uneinheitliches, doch geniales Werk hinterließ. Sein Meisterwerk »Adventures of Huckleberry Finn« wurde von Hemingway als Vorbild der modernen amerikan. Epik bezeichnet. Complete Writings 37 Bde. 1923–25.Dt. Werke 5 Bde. 1940–49.

Meredith, George 1828–1909. Lyriker und Erzähler des engl. Realismus, suchte Synthese zwischen Idealismus und der positivist. Naturwiss. Darwins und Comtes. Seine psycholog. Romane bewegen sich um das Thema der menschlichen Bewährung. In seinen bedeutendsten Romanen »The Egoist« 1879, dt. 1905, »The Ordeal of Richard Feverel« 1859, dt. 1904, »Diana at the Crossways« 1885, dt. 1905, beschreibt M. einen neuen selbständigen Frauentyp, der Gleichberechtigung fordert, Works: Standard Edition 15 Bde. 1914–20. Dt.: Ges. Romane 4 Bde. 1904–08.

Milton, John 1608–1674, verfocht auf seiten der Puritaner die politischen Rechte des Volkes und war von 1641 bis 1660 vorwiegend publizistisch tätig. Nach Rückkehr der Stuarts erlitt er Haft. Danach lebte er, inzwischen erblindet, in dürftigen Verhältnissen und

sehr vereinsamt. M. gilt nach Shakespeare als der bedeutendste Dichter Englands. In den Jahren seiner Einsamkeit und Erblindung schrieb er seine großen dichterischen Werke: »Paradise lost« schildert in 10 Gesängen den Sündenfall, »Paradiese regained« die Absage an den Satan. »Samson Agonistes« beschreibt die letzten Stunden des blinden Kämpfers und trägt autobiogr. Züge. Complete Works 20 Bde. 1920–30. Dt.: Poetische Werke 1843, 1909.

Morris, William 1843–1896, ist der große Anreger und Wegweiser für Kunst und Kunsthandwerk des Jugendstils. Sein lit. Stil orientierte sich an Chaucer und Malory, sein Stoff war z. Tl. antiken und mittelalterlichen Ursprungs, »Jason« erschien 1867, »The earthly paradise« in 3 Bdn. 1868–70. Collected Works 24 Bde. 2. Aufl. 1932. Dt.: Gedichte 1955.

Murray, Gilbert 1866–1957. Politischer Publizist, klassischer Philologe Übersetzer griech. Dramen.

Pope, Alexander 1688–1744. Hauptvertreter des engl. literar. Klassizismus. Sein kom. Heldenepos. »The Rape of the Lock« 1714 machte P. schlagartig berühmt. Er übersetzte Homer und gewann mit der Dichtung »Windsor Forest« die Freundschaft J. Swifts. Seine »Essays criticism« 1713 hielt S. Johnson als sein bedeutendstes Werk. Complete Works 10 Bde. 1871–89. Dt. 13 Bde. 1778–85, 4. Bde. 1842.

Ronsard, Pierre 1524–1585. Hofdichter unter Karl IX. von Frankreich, Begründer der franz. klassizistischen Dichtung. OEuvre complète 16 Bde. 1914–55. Dt.: Sonette der Liebe 1948.

Scott, Sir Walter 1771–1832, sammelte schottische und englische Balladen, schrieb Romanzen und wurde schließlich Begründer des histor. Romans. Der 1. »Waverley« erschien anonym, weil S. es für unter seiner Würde hielt, Romane zu schreiben. Seine histor. Studien führten ihn zu detaillierter Nachzeichnung geschichtl. Umwelt von etwa 5 Jahrhunderten. Insgesamt erschienen 27 »Waverley«-Romane. Works Standart Ed. 48 Bde. 1892–94. Dt.: Sämtl. Werke 174 Bdchen 1826–33.

Shaw, George Bernard 1856–1950. Irischer Dramatiker, schrieb rd. 70 iron-satirische Stücke u. a. in Gruppen die »Unpleasant Plays«, »Pleasant Plays«, »Plays for Puritans«. Am bekanntesten wurde »St. Joan«. GBS erstrebte Reformer engl. Rechtschreibung. Works: Standard Edition 37 Bde. 1931–49. Dt.: Ges. Dramatische Werke 12 Bde. 1946–48.

Shelley, Percy Bysshe 1792–1822, hinterließ bei seinem frühen Tode (ertrunken bei Viareggio) ein reiches, jedoch unvollendetes dich-

terisches Werk, in dem sich idealistischer Pantheismus spiegelt. S. gilt als einer der größten Lyriker Englands, als Philosoph unter den Dichtern der Romantik. Er wandte sich leidenschaftlich gegen jede Unterdrückung, war Atheist und sucht in seinen großen Oden Einssein mit der Natur. Complete Works 10 Bde. 1926–30. Dt.: Auswahl 1958.

Sidney, Sir Philip 1554–1586 bereiste den Kontinent, schrieb Sonette ital. Stils, den Schäferroman »Arcadia« (1550, dt. v. M. Opitz 1640). Complete Works 4 Bde. 1912–26, 2. Aufl. 1962. Dt.: Gedichte 1846.

Sterne, Laurence 1713–1768. Dichter und Pfarrer, Verf. des »Tristram Shandy« (1760–69) und der »Sentimental journey through France and Italy« 1768, Dt. v. Bode 1774–76 und Kassner 1937 »Unter Tränen lächeln« – diese für die Empfindsamkeit charakteristische Haltung führte S. in die Literatur ein. Er ist der bedeutendste engl. Schriftsteller zwischen Aufklärung und Empfindsamkeit. Compl. Works 7 Bde. 1926–27. Dt.: Werke 1768, 4 Bde. 1920.

Tegnér, Esaias 1782–1846. Schwed. Dichter, Bischof von Växjö. Seine Dichtung wurde von Schiller beeinflußt. T. benutzt in seinen Gedichten Stoffe der nordischen Mythologie, gilt als einziger romantischer Dichter Schwedens, der Romantik mit der iron. Eleganz, der klaren Form des Klassizismus verbindet. Die »Frithoofs saga« ist sein umfangreichstes und populärstes Werk. Samlade Skrifter 10 Bde. 1918–25. Dt. Ausgew. Werke 2 Bde. 1922.

Tenneyson, Lord Alfred, 1809–1892. Lyriker, trat das dichterische Erbe der Romantik an. T. wurde bei Lebenszeit seiner Beherrschung des »mot propre« wegen hoch geschätzt, später jedoch als virtuos und zu glatt kritischer beurteilt. »In Memoriam«, eine seiner schönsten Dichtungen, entstand nach dem Tode seines Schwagers 1833. Collected Works 9 Bde. 1907 f. Dt. Auswahl 1867, 1877 und 1905.

Thackery, William Makepeace, 1811–1863, wurde mit »Vanity Fair« Rivale von Dickens, neben dem er der bedeutendste engl. Romanschriftsteller der viktorianischen Zeit ist. Er beschreibt illusionslos realistisch das Leben der gehobenen engl. Mittelklasse. Schuf große histor. Romane. Collected Ed. 22 Bde. 1867–69, Dt. Ges. Werke 9 Bde. 1909–14 unvollst.

Trollope, Anthony 1815–1882. Vielgelesener Romanschriftsteller der engl. Mittelklasse, die er nüchtern, humorvoll und ohne poet. Ausschmückung schildert. Shakespeare Head Edition 14 Bde. 1929.

Walton, Izaac 1593–1683. Englischer Schriftsteller, dessen Meisterwerk

»The Compleat Angler« die friedliche Stille der elisabethan. Zeit spiegelt. The Complete Works 1929.

Wells, Herbert Georg 1866–1946. Reformer und Zeitkritiker, beleuchtete in damals als phantastisch empfundenen, inzwischen im Bereich des Möglichen spielenden futuristischen Romanen die sozialpolit. Probleme seiner Zeit. Er baute ein kühnes Gedankengebäude auf (Weltstaat, neue Bibel der Zivilisation usw.), das er mit seiner letzten Schrift »Mind at the end of its tether« (1945, dt. 1946) jedoch selbst einriß, indem er das nahe Ende des homo sopiens verkündigt. Works 28 Bde. 1924–27. Dt.: Ges. Werke 9 Bde. 1926–33.

Wilde, Oscar Fingal O'Flahertie Wills 1856–1900. Anglo.-irischer Dichter, schrieb Dramen, Erzählungen und Lyrik und war am erfolgreichsten mit seinen Gesellschaftskomödien in denen er zeitgenöss. Konventionen verspottet. Compl. Works 1936 4 Bde. Dt.: Werke 10 Bde. 1906–08.

Yonge, Charlotte Mary 1823–1901. Verfasserin von über 100 Büchern: Romanen, Kinderbüchern, religiös. Traktaten, im Geschmack der viktorian. Zeit. Novels and Tales 16 Bde. 1879 f.

Von C. S. Lewis sind erschienen:

Dymer (Dichtung) 1926 – The Pilgrim's Regreß (Roman) 1933 – The Allegory of Love (Studie) 1936 – Out of the silent Planet (Roman) 1938; dt. Jenseits des schweigenden Sterns 1957[2] – The Problem of Pain (Essay) 1940; dt. Über den Schmerz 1954 – The Screwtape Letters (Essay) 1942; dt. Dämonen im Angriff 1944; Dienstanweisung für einen Unterteufel 1958 – Christian Behaviour (Essay) 1943 – Perelandra (Roman) 1943 (1953: Voyage to Venus); dt. Perelandra 1957 – Beyond Personality 1944 – That Hideous Strength (Roman) 1945; dt. Die Böse Macht 1954 – The great Divorce 1945; dt. Die große Scheidung oder zwischen Himmel und Hölle 1955 – Miracles 1947; dt. Wunder 1952 – The Lion, the Witch and the Wardrobe (Kinderbuch) 1950; dt. Die Abenteuer im Wandschrank 1957 – Prince Caspian (Kinderbuch) 1952; dt. Die unverhoffte Wiederkehr 1951 – The Voyage of the Dawn Treader (Kinderbuch) 1952 – Mere Christianity (Essay) 1952; dt. Christentum schlechthin 1956 – The Silver Chair (Kinderbuch) 1953 – English Literature in the 16th Century (Studie) 1954 – Till we have Faces (Roman) 1956; dt. Du selbst bist die Antwort 1958 – The four Loves 1960; dt. Vier Arten der Liebe 1961 – Reflections on the Psalms 1958; dt. Das Gespräch mit Gott. Bemerkungen zu den Psalmen 1959; Christian Reflections 1967.

Vorwort 5

1. Die ersten Jahre 7
2. Konzentrationslager 22
3. Mountbracken und Campbell 39
4. Ich erweitere meinen Horizont 50
5. Renaissance 62
6. Bloodery 72
7. Licht und Schatten 86
8. Erlösung 100
9. Der große Knock 111
10. Fortunas Lächeln 125
11. Schach 139
12. Gewehre und gute Kameradschaft 153
13. Der New Look 166
14. Schachmatt 178
15. Der Beginn 193

»Urteilskraft, einschneidende Beweisführung, eine umfassende und passionierte Gelehrsamkeit, beneidenswerter Verstand, ein einfaches jedoch starkes Bemühen um Religion. Das Buch spricht in gleicher Weise Christen und Nichtchristen an.«

News Chronicle

»Brillant, ernsthaft, gelegentlich herausfordernd. Dr. Lewis hat diese anspruchsvolle Arbeit mit lobenswertem Geschick und Feingefühl bewältigt.«

Birmingham Post

»Ein redlicher und aufrichtiger Bericht, der alle denkenden Menschen – Atheisten sowohl wie Christen – interessieren sollte.«

Yorkshire Evening Post

»Ein bemerkenswertes Buch. Es hat Würde und Anmut, Schönheit und feinen Humor, Aufrichtigkeit und einen tiefen Ernst.«

Irish Independent

»Voller Erleuchtung, glänzend; kaufe es und denke nach!«

Oxford Times

»Wenn Professor Lewis innerlich stark beteiligt ist, schreibt er mit einer lässigen und überwältigenden Schlichtheit.« Oxford Mail

»Wir alle stehen tief in der Schuld bei Dr. Lewis, einer Schuld, die nur der vergleichbar ist, die die englische Christenheit vor zwanzig oder dreißig Jahren Chesterton gegenüber hatte.«

The Tablet

4